This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Google

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06817535 9

5980.

YFE

Beyſpiele

von

Volks-Tugenden,

auf

alle Tage des Jahrs

zum

Unterricht der Jugend und der gemeinen Leute.

Aus dem Franzöſiſchen

des Herrn Berengers.

Zweyter Theil.

Bamberg und Wirzburg,

im Verlag bey Tobias Göbhardt, 1789.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
759079 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Allgemeines Verzeichniß.

Zweyter Theil.

Julius.

1. Rede eines Vaters an ſeine Kinder von der Führung einer Haushaltung auf dem Lande, Seite 1
2. Brief des Herrn Grafen von Treſſan, 6
3. Genfer Feſt. J. J. Rouſſeau, 13
4. Der rechtſchaffene Sohn, 16
5. Bernhard le Tellier, oder der rechtſchaffene Greis, 19
6. Von den Händeln, 27
7. Brief eines Einwohners zu Amiens, 29
Großmüthiger Zug, 31
8. Dreyzehender Unterricht, 32

KRAUS 24DEC'34

9. Freygebigkeit eines armen Handwerksmanns, 35
Opfer einer Tänzerin, 37
10. Gavet und ſeine Kameraden, 38
11. Johann Baptiſta Desmarets, 41
12. Die vier Freunde, 43
Der großmüthige Soldat, 45
13. Der Muth der Freundſchaft, 46
14. Großmuth der Dragoner zu Thionville, 56
Der Taglöhner Lapin, 57
15. Vierzehender Unterricht, 58
16. Kurze Nachricht von dem Epictet, 63
17. Geſchichte Cheverts, 66
18. Bernhard von Paliſſy, 69
Die mütterliche Liebe, 71
19. Anekdote von dem Könige in Preußen, 72
Aufopferung eines Feldwebels, 74
20. Seltſame Anekdote, 75
Die wahre Mutter, 76
21. Die Soldaten von Iſle de France, 78
Zug der Erkenntlichkeit, 79
22. Der h. Phocas, ein Gärtner, 80
23. Der Kupferſchmidt, von der Frau von Genlis, 83

24. Die

24. Die Thiere gütig behandeln, eine Anekdote
von Sterne, 108
25. Ungemächlichkeiten der Proceße, 111
Der schätzbare Bediente, 113
26. Der kleine Wollenhändler, 114
27. Der Koch des Herrn Kardinals von
Rohan, 126
28. Von dem Spiele, 128
29. Leichenrede des tugendhaften Mannes,
Simon Lucot, 130
30. Von dem Weltweisen Cleanthes, 133
Die Wittwe zu Lissabon, 136
31. Lehrreiche Sprüche, 137

August.

1. Rede eines Vaters an seine junge Familie, 138
2. Die Stärke der Empfindung, 140
3. Brief eines Seemanns von dem herzhaften
Boussard, 145
4. Franque und Deshomes, Fischer, 148
Anekdote, 149
5. Boussards Ankunft zu Paris, 150

Der treue Schuputzer, 152
6. Gebeth eines rechtſchaffenen Greiſes, von dem Abte von Reyrac, 153
7. Die Wohlthat und Erkenntlichkeit, Anekdote des Herausgebers dieſer Sammlung, 158
8. Funfzehender Unterricht, 162
9. Erkenntlichkeit eines armen jungen Menſchen, 165
Die herzhaften Kinder, 167
10. Zug der Menſchlichkeit, 168
11. Die Fiſcher, ein aus den Provencer Abendſtunden gezogener Brief, 171
12. Anekdote des Herrn Vernes, 173
13. Brief an den Verfaſſer dieſer Sammlung, 176
Das Opfer, 179
14. Galopin, ein Maurer, 180
Franz Fournaiſe, 182
15. Sechzehender Unterricht, 183
16. Herzhaftigkeit eines Soldaten, 186
Die tödliche Verweigerung. 187
17. Die Bootsleute, ein Brief des Herrn Franz von Neuf Chateau an den Herausgeber gegenwärtiger Sammlung, 189

18. Brief

18. Brief und Anekdote,	191
19. Anekdote,	195
29. Brief und Anekdote,	198
Aufopferung eines jungen Mädchens,	199
21. Beyſpiel der Billigkeit eines armen Winzers,	201
Die die Probe haltende Gaſtfreundſchaft,	202
22. Der h. Paſchalis Baylon,	103
23. Brief von Havre,	206
24. Johann Delbaere,	209
Beyſpiel, dem nicht ſehr nachgeahmet werden wird,	210
25. Schutzrede,	211
Die belohnte ſchöne That,	212
26. Der Neger Ludwig,	213
Die Gefliſſenheit des Herzens,	215
27. Treue eines Bedienten,	216
Anekdote,	217
28. Der Schwimmer aus Liebe zum Vaterlande,	218
Das Dorf Vigny,	219
29. Rede eines Schwediſchen Schiffers,	220
30. Der herzhafte Bouſſard,	223
Brief des Herrn Necker,	225
31. Lehrreiche Sprüche.	226

Allgemeines Verzeichniß.

September.

1. Rede eines Herrn an ſeinen Pachter von der Kinderzucht, 228
2. Die den Prieſtern gebührende Ehrfurcht, 232
3. Unterredung zwiſchen einem Geiſtlichen und einem Soldaten, 135
4. Der kleine Peter von Barcelonette, eine Anekdote die ſich mit dem Herausgeber zugetragen, 239
5. Jakob und Walter Miffling, eine Anekdote, 246
6. Bouſſard, 251
Johann Bauge, 253
7. Brief des Herrn Abts, le Monier, 254
8. Siebenzehender Unterricht, 261
9. Das Geſchrey der Gerechtigkeit, 265
10. Anekdote von dem Saſſafras und dem wilden Weinſtocke, 268
11. Von den Umgängen, aus den Provencer Abendſtunden genommen, 273
12. Die belohnte Menſchlichkeit, 284
13. Von einem Hunde und einem Wilden, 288

14. Der

14. Der wahrhaftig Große und der Müller, 294
Touſſaint Fleury, 297
15. Achtzehender Unterricht, 298
16. Das Lamm, 303
17. Johannchen l' Ecuyer, 306
Treue zweyer Sklaven, 303
18. Franz Leroi, Toutangeau genannt, 309
19. Thätigkeit und Großmuth der Reuter des Regiments Navarra, 312
Zug der Rechtſchaffenheit, 313
20. Schöne That von ſieben Soldaten in dem Lande Foix, 315
Paulus von Toulon, 317
21. Gehorche den Geſetzen, 318
Von Chateau-Neuf geſchriebener Brief, 320
22. Der h. Theodotus, ein Gaſtwirth, 322
23. Pflichten der Väter, 325
Der herzhafte Rocher, 328
24. Ehrlichkeit eines jungen Soldaten, 329
Der Märtyrer der Menſchlichkeit, 331
25. Der Reiche und der Arme von J. J. Rouſſeau, 333
Die Stärke der mütterlichen Rechtſchaffenheit, 335

26. Brief des Verfaſſers von dem Feſte der rechtſchaffenen Leute, 336
27. Fortſetzung, 342
28. Brief von den Spielen des gemeinen Volks in Provence, von dem Herausgeber aus den Provencer Abendſtunden genommen, 346
29. Die belohnte Ehrlichkeit, oder Perrin und Lucette, 353
30. Lehrreiche Sprüche, 366

October.

1. Rede eines Vaters an ſeinen Sohn, der das Amt eines Wächters übernimmt, 368
2. Von den Lotterien, von dem Herrn Duſſaulx, 371
3. Anekdoten von den Gewinnern in der Lotterie, 374
4. Löbliche Unerſchrockenheit eines Wächters, 376
5. Die Frau Chemin, 377
6. Die herzhaften Weiber, 379
7. Anekdote von einer Feuersbrunſt zu Pont a Mouſſon, 381

8. Neun-

8. Neunzehender Unterricht, 382
9. Sixtus der fünfte, und Benedikt der zwölfte, Päbſte, 388
10. Sitten des güldenen Alters in dem Oberwalliſerlande, 390
11. Was die Schweizer Bauern für Leute ſind, 393
12. Unerſchrockenheit eines Schweizers, 395
13. Großmuth der Soldaten des Regiments Normandie, 397
Der alte Soldat, ebendaſ.
14. Wilhelm Tell, ein Schweizer Bauer, erwirbt ſeinem Vaterlande die Freyheit, 398
15. Zwanzigſter Unterricht, 400
16. Margaretha Deſmoulins, eine Anekdote, 405
17. Großmuth der Agenoiſchen Soldaten, 408
18. Der Bediente, ein Held, 409
19. Der ungeheure Schneeklumpe in dem Walliſerlande, von dem H. Berenger, 412
20. Erkenntlichkeit und Rechtſchaffenheit eines Räubers, 414
21. Die beyden verirrten kleinen Schweizer, 419
Die rechtſchaffene Wäſcherin, 420
22. Die heilige Maria, eine Magd, ebendaſ.

23. Der

23. Der Räuber und der Handelsmann mit kurzen Waaren, 423
24. Geſpräch mit einem Bauer, 425
25. Seltenes Beyſpiel der Treue, 427
Billigkeit einer Alten, 428
26. Moras, Riquet und Alleman, 429
27. Herzhaftigkeit zweyer junger Seeleute zu Lyon, 430
Heldenmäßige Entſchloßenheit eines Konſtabels, 432
28. Portugieſiſche Anekdote, ebendaſ.
Der unerſchrockene Provencer, 434
29. Tapferkeit eines Soldaten, 435
Der treue Kutſcher, 436
30. Rede bey der Krönung des Roſenmädchens zu S. Symphorien von Ozon, von dem Herrn Biſchofe zu Sarepta, 437
31. Lehrreiche Sprüche, 449

November.

1. Rede eines Vaters an ſeinen Sohn, einen jungen Soldaten, 451

2. Das hölzerne Bein, eine Idylle Geßners, 454
3. Der Engliſche Soldat, 462
4. Tugendhafte That zweyer Soldaten, 463
5. Zug der Vaterliebe eines Feldwebels, ebend.
6. Dem Konſtabel Lucot wegen ſeiner Herzhaftigkeit ertheilte anſehnliche Belohnung, 465
7. An die Soldaten, 467
8. Ein und zwanzigſter Unterricht, 468
9. Der junge Roguet, 470
10. Großmüthiger Zug, 474
11. Der Waſſerträger, 476
12. Das herzhafte Geſtändniß, 477
13. Der wiedergefundene Sack, 478
14. Von den Soldaten, 480
15. Zwey und zwanzigſter Unterricht, 484
16. Asphalion, eine Idylle des Theocritus, 488
17. Der junge Amintas, 491
18. Der erkenntliche Hund, 493
19. Der Sklave und der Löwe, 495
20. Zug der Tapferkeit, 499
21. Maria Oubin, erhält den Roſenkranz, 500
22. Der H. Moyſe, 502
23. Der tapfere Peter Euſtachius, 506

24. Edelmüthigkeit einer armen Spinnerin, 507
25. Zug der Uneigennützigkeit, 509
26. Chriſtoph Columbus, 510
27. Rede eines Vaters an ſeine Kinder, von der Glückſeligkeit des tugendhaften Mannes, 515
28. Menalcas und Alexis, 519
29. Zug kindlicher Liebe, 526
30. Lehrreiche Sprüche, 530

December.

1. Rede von der Göttlichkeit der chriſtlichen Religion, 531
2. Fortſetzung. Urſprung der Religion, 534
3. Fortſetzung. Fortpflanzung der Religion, 537
4. Fortſetzung. Beſtändigkeit der Religion, 541
5. Der Bauer, ein Wohlthäter ſeines Vaterlandes, oder der weltweiſe Bauer, von Herrn Berenger und in ein Drama geſetzt von dem Kinderfreunde, 547
6. Fortſetzung, 559
7. Fortſetzung, 570

8. Drey

8. Drey und zwanzigſter Unterricht, 573
9. Der unbeſtechliche Verſchnittene, eine morgenländiſche Anekdote, 576
10. Das Anerbiethen eines guten Herzens, 577
11. Von einem Pachter und ſeiner Frau. Das zu rechter Zeit geſchenkte Brod, 578
12. Gewiſſenhaftigkeit zweyer Bauern, 580
13. Man beweinet die Rechtſchaffenen, 582
14. Anekdote aus dem Brüßler Journale, 583
15. Vier und zwanzigſter Unterricht, 584
16. Savinet und Raymond, eine Anekdote, 588
17. Sehr wenig Leute haben den Muth, glücklich zu ſeyn, 590
18. Tugend und Herzhaftigkeit zweyer Römiſcher Sklaven. 593
19. Glycere, 595
20. Rede eines Vaters gegen ſeine Tochter von den Pflichten der Weiber gegen ihre Männer, 600
21. Johann Noirtin. Seine Herzhaftigkeit, 604
22. Der H. Benedikt Labre, 606
23. Mirtill, eine Idylle, 609
24. Der Tod des Armen, eine Anekdote des Herrn Mercier, 611

25. Men-

25. Menſchenfreundlichkeit eines Wilden, eine amerikaniſche Anekdote, 614
26. Anekdote, die ſich mit dem Herausgeber dieſer Sammlung den 26. December 1786. zugetragen, 618
27. Joſeph Chriſtian, 621
28. Amyntas, 623
29. Letzte Gedanken von der Glückſeligkeit des tugendhaften Mannes, 631
30. Die Kunſt auf Erden glückſelig zu ſeyn, 634
31. Lehrreiche Sprüche und Grundſätze, 644
Altes Gebeth eines Weiſen, 646

Ende des Verzeichnißes.

Das

Das
durch ſeine eigenen Tugenden
unterwieſene
gemeine Volk,
oder
vollſtändiger Jahrgang
von Unterweiſungen und Anekdoten.

Julius.

1. Rede eines Vaters an ſeine Kinder, von der Regierung einer Haushaltung auf dem Lande.

Wenn ihr eine Haushaltung auf dem Lande gut führen wollt, meine lieben Kinder, ſo finden dabey vier Hauptgrundſätze ſtatt, von denen ihr niemals abgehen dürfet.

Der erſte iſt, daß man alle Geſchäfte des Hauſes ſorgfältig und eifrig ausrichten oder ausrichten laſſen muß, ohne den Muth ſinken zu laſſen, es mag ſich auch zutragen, was da will.

Der zweyte, daß man niemals etwas anfangen muß, ohne auf das Ende davon geſehen zu haben.

Der dritte, daß man vor böſen Leuten alle Zugänge des Hauſes verſperren muß.

Und der vierte, daß man ſein Almoſen jederzeit nach Vermögen freudig geben muß.

Lebet man gehörig nach dieſen Grundſätzen und beobachtet man dabey alle Pflichten der Religion, ſo ſammlet man ſich Schätze für die Zeit und für die Ewigkeit.

Auf den erſten Grundſatz kömmt die Ordnung an, die man in allen Stücken zu beobachten hat. Es gehört zu den Pflichten eines Hausvaters, ein Tagebuch, oder doch wenigſtens ein Handbuch zu halten, und in daſſelbe was er in ſeiner Haushaltung ausgiebt, das Geld und andere Sachen, die er einnimmt, einzutragen, damit er ſo wohl ſich ſelbſt, als den Leuten, mit denen er zu thun hat, ſeinen Arbeitern, ſeinen Bedienten und andern möge Rechenſchaft geben können.

Es iſt eine ſehr unerhebliche Mühe, ſich ein ſolches Aufſchreiben anzugewöhnen, welches, wenn man ſich dazu gewöhnet hat, ungemein vortheilhaft iſt. Es iſt auch einem Hausherrn ſehr viel daran gelegen, wenn er weiß, was er bey einer Arbeit, die er verdinget hat, oder an einem Handel, den er treffen kann, gewonnen habe.

Auf den zweyten Grundſatz kommen die Ueberlegungen an, die man vor einer jeden Unternehmung zu allen Zeiten anzuſtellen hat. Will man zum Beyſpiele ein Gut erkaufen, ſo hat man, nachdem man die ſchicklichen Umſtände, die Beſchaffenheit des Bodens und den wahren Werth der Sache unterſucht hat, zu überlegen, ob ſich unter den Verkäufern nicht Unmündige, Minderjährige, Leute die Leibgedinge haben, oder andere Perſonen befinden, welche Anſprüche an eben dieſes Gut haben, dergleichen auch ein junger Menſch ſeyn kann, der ſich in königlichen Dienſten lange Zeit auſſer Landes und jenſeit des Meers aufgehalten hat; ob das Gut eine gute Nachbarſchaft habe, ob aus der Erkaufung nicht ein Prozeß oder eine Mißgunſt entſtehen könne, u. d. g.

Stellt man eine Unternehmung, einen Handel an, er mag nun auch beſchaffen ſeyn, wie er will; ſo hat man einen Entwurf zu machen, nach welchem man ſich den Ausgang der Sache eben ſo vorſtellen kann, als man den Anfang derſelben vor ſich hat. Das Faß Wein gilt zum Beyſpiele nach dem gemeinen Preiſe 30 Livres. Man trifft hundert Fäßer für 24 Livres an. Dieſer Handel verſpricht bey dem erſten Anblicke einen Vortheil von 600 Livres. Man hat demnach zu überlegen, ob er auch die erforderliche Güte habe, ob er ſich auch bis zu der Zeit, da man ihn brauchet, halten werde, ob die Aerndte reichlich oder mittelmäßig ausfallen werde, an

welchem Orte man dieſen Wein werde abſetzen können, wie hoch ſich das Fuhrlohn belaufen, und ob dieſe Koſten mit dem Kapitale zuſammen gerechnet mit dem gemeinen Preiſe des Orts, wohin man ihn zu verkaufen gedenkt, werde beſtehen können. Ob endlich der Verkauf nicht Borg veranlaſſen werde, der bisweilen gefährlich iſt.

Man hat bey dem, was man unternimmt, auf eben die Art auf das Ende zu ſehen, als wenn man heute nach einem erhaltenen Auftrage Waaren einkaufte und ſie in einigen Tagen lieferte und fortſchaffte. Man hat eben dergleichen Sorgfalt auch auf alle wichtige Dinge zu wenden, die Ueberlegung erfordern.

Nicht als ob man bey Betrachtung des Endes einer jeden Sache des Ueberlegens kein Ende machen, die Geſchäfte auf die lange Bank ſchieben, und nimmermehr zu einem Entſchluße kommen müßte: ſondern man hat vielmehr, wenn man eine Unternehmung anzuſtellen gedenkt, ſo gleich ſeinen Entwurf zu machen und nach reifer Ueberlegung deſſelben ſich ſelbſt die Frage vorzulegen: geht das an, oder nicht? Sieht man ein, daß es angehe, ſo hat man es ohne Vorzug auszuführen; ſieht man aber ein, daß es nicht angehe, ſo hat man es auf immer aufzugeben. Nur hat man ſich wohl in Acht zu nehmen, daß man niemals von der Regel abweiche: verſprich niemals ohne Ueberlegung und halte dein Wort unverbrüchlich. Ein Mann, der ſein

Wort

Wort hält, der ſich ein Gewiſſen daraus macht, es jemals zu brechen, iſt eine ſchätzbare Sache. Er hat ein vorzügliches Verdienſt und beſitzt tauſend Tugenden.

Auf den dritten Grundſatz kömmt die Vorſicht an, die man anzuwenden hat, wenn man ſich vor den Unternehmungen böſer Leute, das iſt der Verläumder, der Rachgierigen, der Leute, die nichts zu thun haben, u. d. g. ſicher ſtellen will. Macht euch ein Verleumder mit ſeiner Schlangenzunge eine falſche Erzählung von eurem beſten Freunde: ſo wird dieſer falſche Bericht, er mag euch auch ſo wenig angehen, als er will, einen gefährlichen Eindruck bey euch machen, den ihr kaum wieder aus eurem Gedächtniſſe bringen könnet. Wollet ihr alſo wider die Verleumdung auf eurer Hut ſeyn, ſo müſſet ihr von den drey Vierteln der Erzählungen, die man euch machet, nichts glauben, und auch noch an dem übrigen Viertel zweifeln. Giebt ein Rachgieriger vor, einige ſchimpfliche Reden, oder einige andere Begegnungen von euch gehört zu haben: ſo wird ſeine Abſicht ſeyn, ſich an euch, an euren Gütern, oder an eurer Ehre und guten Namen zu rächen.

Die Leute, die nichts zu thun haben, ſind gröſtentheils Trunkenbolde, Flucher, zum Zorne geneigte, liederliche Leute, deren Umgang nachtheilig iſt. Sie haben nichts zu thun, weil ſie nichts zu thun haben wollen, und Müßiggänger ſind.

Iſt man mit Leuten von dieſem Schlage bekannt, ſo muß man ſich mit Ehren von ihrem Umgange losmachen, und ſich, damit man nicht wider die Liebe des Nächſten anſtoßen möge, wohl in Acht nehmen, jemand die Urſachen anzuzeigen, die man hat, nicht mehr mit ihnen umzugehen.

Auf den vierten Grundſatz kommt das wahre Mittel an, ſich Reichthum und die ewige Seligkeit zu verdienen. Gebet Almoſen; es wird euch großes Vermögen bringen.

2. Des Herrn Grafen von Treſſan die in Lothringen unter dem Namen Valdajou bekannte Familie der Fleuriot betreffender Brief.

Anderthalb Meilen von Plombieres und innerhalb eines Theils des Vogelgebirgs, der an die Franche-Comté ſtößt, liegt ein ziemlich geräumiges Thal, das aus verſchiedenen da zuſammenkommenden engen Gründen entſteht, und als eine überaus anmuthige Gegend in die Augen fällt, in welchem man ein mit Fleiß und Sorgfalt gebautes Feld antrift.

Eine einzige Familie, die ſich in vier bis fünf Wohnplätze vertheilet hat, nach einerley Grundſätzen erzogen wird, und das älteſte und verſtändigſte ihrer Glieder für ihr Oberhaupt erkennt,

be-

beſchäftiget ſich da unabläßig mit dem gemeinen Beſten, mit der Erziehung ihrer Kinder, mit der Unterſtützung der Nothleidenden und mit dem Feldbaue.

Dieſe Familie, welche Fleuriot heißt, iſt noch bekannter unter dem Namen Valdajou, einem Namen, welchen das Land und die kleinen Dörfer führen, die ſie bewohnt.

Die Häupter dieſer Familie haben ſich von langen Zeiten her hauptſächlich auf denjenigen Theil der Wundarzneykunſt gelegt, der es mit der Einrichtung der Brüche und Verrenkungen der Beine zu thun hat. Sie haben ſich durch ihr beſtändiges Glück des Ruhms der Geſchicklichkeit würdig gemacht, und ſich durch eine große Gottesfurcht und unbegränzte Mildthätigkeit den Ruhm tugendhafter Leute mit dem größten Rechte erworben.

Es herrſcht eine beſondere Beſcheidenheit und eine wahrhaftig brüderliche Liebe in dieſer Familie, die dermalen zu zahlreich und von ihrem gemeinſchaftlichen Stamme zu weit abgekommen iſt, als daß ſie ſich nicht mehr mit Auswärtigen verſchwägern ſollte.

Der verſtorbene Herzog Leopold, der von den beſtändigen Tugenden der Fleuriot eingenommen war, und einſah, daß ſie durch alle ihre Thaten die Bürgerkrone unabläßig verdienet, und durch ihre Wohlthätigkeit und Uneigennützigkeit den Adel ihrer Seele bewieſen hätten, Leopold wollte ſie in den Adelſtand erheben.

Die Familien kamen zuſammen und ihre Häupter dankten ihrem Landesherrn einmüthig für die Gnade, die er ihnen erzeigen wollte, und verbathen die Annehmung derſelben. — Unſere Kinder, ſagen ſie in ihrer ſo klugen als ehrerbiethigen Antwort, unſere Kinder werden vielleicht nicht ſo denken, wie wir; ſie werden auf ihren Adel ſtolz werden, ſie werden glauben, ſie brauchten ſich der Armen nicht mehr anzunehmen, ſie werden ſichs für unanſtändig halten, unſere Grundſtücke zu bearbeiten. Gott wird ſeinen Segen nicht mehr zu ihrer Arbeit geben, ſie werden uneinig werden und aufhören, glücklich zu ſeyn. Sie ſchlugen demnach die Adelbriefe aus, die ihnen angebothen wurden, und der Adel ihrer Seele hat ſich niemals ausgeartet.

Die beynahe übernatürlich glücklichen Kuren, die die Fleuriot gethan haben, haben zum öftern bey ihren Nachbarn Neid und Mißgunſt erreget.

Da ich das erſtemal nach Plombieres kam, ſo zog ich von dieſer Familie beſondere Erkundigung ein. Ich hatte damals in dieſem Theile von Lothringen zu gebiethen; und es war mir alſo etwas leichtes, hinter die beſondern Umſtände, die ich wiſſen wollte, zu kommen.

Einige gedachten der Fleuriot gegen mich mit eben ſo großer Liebe, als Bewunderung; nur ſehr wenige Leute, denen ich gleichwohl zutraute, daß ſie die Sache am beſten einſehen müßten, wollten der Art, nach welcher die Fleuriot in ihren

ren Kuren verſuhren, einen abergläubiſchen und unwiſſenden Anſtrich geben. Ich glaubte aber doch in den Berichten, die für ſie die günſtigſten waren, die Wahrheit zu entdecken, und machte mir daher eine Ehre und Pflicht daraus, die Sache ſelbſt zu unterſuchen und mich dadurch in den Stand zu ſetzen, recht dahinter zu kommen.

Da ich von Jugend auf vielen Fleiß auf die Erlernung der Zergliederungskunſt gewendet habe, ſo machte mich das geſchickt, die wirkliche Wiſſenſchaft von der Gauckeley nach Wunſch zu unterſcheiden.

Ich gieng nach Valdajou, ohne meine Ankunſt melden zu laſſen. Ein ſchlechtes Kleid, ein einziger Bedienter, den ich bey mir hatte, nichts kündigte ihnen etwas mehreres, als die Ankunft eines Fremden an, der zufälligerweiſe mitten unter ihre Wohnungen gekommen ſey.

Alles erbauete, alles rührte mich, da ich in eines ihrer vornehmſten Häuſer eintrat. Ich verſage mir das Vergnügen, die Reinlichkeit, die Ordnung, die darinnen herrſchten, die Höflichkeit derer, die darinnen wohnten, zu beſchreiben. Ich traf darinnen alle Züge einer wahren Gaſtfreundſchaft an, die nur immer rühren können. Es war mein Zweck, den Grad des Unterrichts kennen zu lernen, den die Geſchickteſten in einer Kunſt erreichet hatten, die ſich auf eine genaue und wirkliche Wiſſenſchaft gründet. Nachdem ich mich erhohlet und alles, was zur ländlichen Wirthſchaft und zur innerlichen Regierung

der Familie gehört, bewundert hatte, ſo fragte ich, ob ſie auch Bücher hätten. Sie ſagten mir, ihre Bücher befänden ſich in einem nicht weit davon entfernten Hauſe beyſammen, das eines der alten Häupter der Familie bewohnete. Sie führeten mich dahin, und ich wurde von einem Manne empfangen, der alt und ehrwürdig war, und mir bey einem bäuriſchen Anſehen ein liebreiches und höfliches Betragen zu erkennen gab. Es war mir etwas leichtes, eine Unterredung mit ihm anzufangen. Ich fragte ihn, nach welchen Grundſätzen er ſeine Kunſt erlernet hätte. Er antwortete mir: gute Bücher, die Natur und die Erfahrung ſind allein die Lehrer meines Väter geweſen; ich habe keine andere gehabt, und dieſe mündlich fortgepflanzte Lehrart wird auch auf meine Kinder forterben. Er ſchloß mir darauf ein groſſes Zimmer auf, das zwar ſchlecht aufgeputzt, aber wegen deſſen, was es in ſich enthielt, reich war. Ich traf darinnen die beſten alten und neuen Bücher der Wundarzney-kunſt an, die bekannt ſind; ich traf darinnen Todtengerippe von Männern und Weibern von vier bis fünf verſchiedenen Altern; auseinander genommene Gerippe, davon die Stücke untereinander lagen, aber von einer geübten Hand wieder vereiniget und zuſammengefüget werden konnten; ich traf darinnen nach der Kunſt verfertigte Männchen an, welche zur Vorſtellung eines vollſtändigen Lehrgebäudes von den Muskeln dienten.

 Hier,

Hier, ſagte er zu mir, machen wir uns zu der Wiſſenſchaft geſchickt, die wir zum Beyſtande unſerer Brüder nöthig haben. Wir geben unſern Kindern zugleich Anleitung, leſen und was ſie ſagen verſtehen zu lernen. Diejenigen, welche eine gute Anlage haben, lernen dieſe Beine und Muskeln ſchon vor ihrem zehenden Jahre kennen. Sie haben die Wiſſenſchaft, ſie zu zerlegen und jedes Stück wieder an ſeine Stelle zu ſetzen. Hier iſt ein großer Schrank, in welchem allerhand Bandagen und Bänder befindlich ſind, die ſich zu den verſchiedenen Stücken ſchicken, und die mit einer Aufſchrift bezeichnet und ihr Gebrauch beſtimmt iſt. Wir halten ſie bey Zeiten dazu an, die Praxis mit der Theorie zu verbinden. Die meiſten von jenen Ziegen, die Sie ſehen, auch unſere Hunde müſſen oft deswegen Schlachtopfer werden. Die Art der Grauſamkeit, die wir an dieſen Thieren begehen, tilgt den Keim dazu in dem Herzen unſerer Kinder aus, die wir ermuntern, gegen ihre Klagen empfindlich zu werden und ihnen Hülfe zu leiſten; und ſie lernen gar bald die Kunſt, ſie zu heilen. Das ſind die Lehren alle, die mir gegeben worden, die Lehren, die wir unſern Kindern geben, und hierbey giebt Gott zu unſern Bemühungen ſeinen Segen.

Ich bin nicht im Stande, die Ehrfurcht und Wehmuth auszudrücken, von der ich mich durchdrungen fühlte. Ich umarmte dieſen tugendhaften Greis. Ich gab mich zu erkennen, und

bath mir von ihm zur Gewogenheit aus, mir zu ſagen, ob ich ihm oder Jemand von ſeiner Familie dienen könnte.

Er ſtreckte ſeine Hand nach den Wohnungen, nach den Aeckern und Gärten aus, die um ſie her lagen. „Was Sie ſehen, ſagte er zu mir, „iſt zu unſern Bedürfniſſen hinreichend. Die „Vorſehung hat unſere Bemühungen geſegnet „und wir haben auch noch ſo viel übrig, daß „wir den Nothleidenden damit unter die Arme „greifen können. Wenn man uns noch etwas „über unſere kleinen nothwendigen Ausgaben ge„ben wollte, ſo würde es uns unnütze ſeyn. Es „würde uns vielleicht gar ſchädlich werden und „bey unſern Kindern die Habſucht rege machen.“ Aber, gnädiger Herr, ſetzte er hinzu, da Sie das Glück haben, ein hoher Offizier des Stanislaus, unſers ſehr lieben und großen Königs zu ſeyn: ſo haben Sie die Gnade, ihm zu ſagen, alle unſere Familien ſchickten ihr Gebeth zu Gott für die Erhaltung ſeiner ſchätzbaren Tage ab, und die Fleuriot würden nie unterlaſſen, ſich zu bemühen, den Nothleidenden zu dienen und ſich dadurch würdig zu machen, unter die beſten Unterthanen des wohlthätigſten unter allen gekrönten Häuptern gezählet zu werden.

3. Es

3. Es iſt nur die allgemeine Freude eine rechte Freude, und die wahren Empfindungen der Natur herrſchen nur unter dem gemeinen Volke.

Ich erinnere mich, (ſagt J. J. Rouſſeau in ſeinem ſchönen Briefe wider die Schauſpiele,) in meiner Kindheit von einem Schauſpiele gerühret worden zu ſeyn, das zwar ganz natürlich war, und davon ich doch den Eindruck, der Zeit und Verſchiedenheit der Gegenſtände ungeachtet, allezeit behalten habe. Das Regiment zu S. Gervais hatte ſeine Uebungen gemacht und Abends der Gewohnheit nach kompagnienweiſe geſpeiſet. Die meiſten von denen, die dazu gehörten, verſammleten ſich nach der Mahlzeit auf dem Markte zu S. Gervais, und fiengen alle zuſammen, Officiere und Soldaten, um den Springbrunnen an zu tanzen, auf deſſen Rand die Trommelſchläger, Pfeifer und die Leute, ſo die Fackeln hielten, getreten waren. Ein Tanz bey einer langen Mahlzeit luſtig gewordener Leute möchte dem Auge nichts ſonderlich Erhebliches darzuſtellen ſcheinen: und gleichwohl verurſachte die Uebereinſtimmung von fünf bis ſechs hundert Männern in einerley Kleidung, die alle einander bey der Hand angefaßt hatten und ein langes Band ausmachten, das nach dem Takte und ohne Unordnung mit tauſend Hin- und Hergängen, mit tauſenderley künſtlichen Stellungen eine ſchlangenförmige Bewegung machte, die ausge-

ausgeſuchten Melodeyen, die ſie belebten, der Schall der Trommeln, der Glanz der Fackeln, ein gewiſſes kriegeriſches Anſehen mitten im Vergnügen, alles dieſes verurſachte eine ſehr lebhafte Empfindung, bey der man nicht gleichgültig bleiben konnte. Es war ſchon ſpät, und die Weiber hatten ſich niedergelegt, ſtanden aber alle wieder auf. Die Fenſter waren gar bald voller Zuſchauerinnen, die den Tänzern einen neuen Eifer einflöſeten. Sie konnten nicht lange an ihren Fenſtern bleiben, ſondern giengen herunter. Die Weiber wollten ihre Männer ſehen, die Mägde trugen Wein zu, und auch ſogar die Kinder, die von dem Lermen aufgewacht waren, liefen halb unangekleidet zu ihren Vätern und Müttern. Der Tanz wurde unterbrochen, da war lauter Umarmen, Lachen, Geſundheittrinken und Liebkoſen. Es rührte von dem allen etwas allgemein Wehmüthiges her, das ich nicht abzuſchildern im Stande bin, das man aber bey der allgemeinen Freude ganz natürlich mitten unter alle dem, was uns lieb iſt, empfindet. Mein Vater, der mich umarmete, wurde von einer Anwandelung der Freude hingeriſſen, die ich noch zu empfinden und mit ihm zu theilen glaube. J. Jakob, ſagte er zu mir, liebe dein Vaterland. Siehſt du dieſe rechtſchaffenen Genfer, ſie ſind alle gute Freunde, alle Brüder. Die Freude und Eintracht herrſchen mitten unter ihnen. Du biſt ein Genfer und wirſt einmal auch andere Völker zu ſehen bekommen; du wirſt aber

und

und wenn du dich auch in der Welt ſo weit umſehen ſollteſt, als deine Väter, doch ihres Gleichen nie antreffen.

Man wollte den Tanz wieder anfangen, aber es wollte ſich nicht mehr ſchicken. Man wußte nicht mehr, was man that. Es waren alle Köpfe von einer Trunkenheit eingenommen, die noch angenehmer war, als die Trunkenheit vom Weine. Nachdem man auf dem Markte noch einige Zeit gelacht und geplaudert hatte, ſo gieng es an ein Scheiden und es gieng ein jeder mit den Seinigen ruhig nach Hauſe. Und das war alſo die Art, wie dieſe liebenswürdigen und klugen Weiber ihre Männer nach Hauſe führten. Sie bewerkſtelligten ſolches nicht dadurch, daß ſie ſie in ihren Ergötzlichkeiten ſtöhren, ſondern dadurch, daß ſie ſie mit ihnen theilen wollten.

Ich ſehe ſehr wohl ein, daß dieſes Schauſpiel, von dem ich ſo gerühret würde, für tauſend andere keine Reizungen haben würde. Es ſind geübte Augen nöthig, wenn man ſie ſehen, und ein geübtes Herz, wenn man ſie empfinden will. Nein, es iſt nur die allgemeine Freude eine rechte Freude, und die wahren Empfindungen der Natur herrſchen nur unter dem gemeinen Volke. — Ach! Hoheit! Tochter des Stolzes und Mutter des Verdrußes, haben deine elenden Sklaven in ihrem Leben je einen ſolchen Augenblick gehabt?

4. Der

4. Der rechtſchaffene Sohn.

Der Herr von * * gieng vor zehen bis zwölf Jahren wieder zu ſeinem Regimente, und hielt ſich unterwegens mit Anwerbung einiger Rekruten auf, die er zur Ergänzung ſeiner Kompagnie nöthig hatte. Er traf unter andern in einem kleinen Städtchen, in dem er acht Tage liegen blieb, verſchiedene Leute an. Zwey Tage vor ſeiner Abreiſe fand ſich noch ein junger Menſch von der ſchönſten Länge und vortrefflichſten Geſtalt bey ihm ein, der ein redliches und rechtſchaffenes Anſehen hatte, das für ihn einnahm. Der Herr * * konnte bey dem erſten Anblicke dem Wunſche nicht widerſtehen, dieſen Menſchen unter ſeiner Kompagnie zu haben. Er wurde gewahr, daß er zitterte, da er bath, daß man ihn anwerben möchte. Er hielt dieſe Bewegung für eine Wirkung ſeiner Furchtſamkeit und vielleicht einer Unruhe, die ein junger Menſch haben kann, der den Werth ſeiner Freyheit einſieht, und ſie nicht ohne Bedauren verkauft. Er gab ihm ſeinen Verdacht zu erkennen, und ſuchte ihn zu beruhigen. Ach! gnädiger Herr, antwortete ihm der junge Menſch, ſchreiben Sie meine Unordnung nicht unanſtändigen Bewegungsgründen zu, ſie rührt nur von der Furcht her, abgewieſen zu werden. Sie könnten mich vielleicht nicht haben wollen, und das wäre ein entſetzliches Unglück für mich. Er ließ bey Endigung dieſer Worte einige Thränen fallen. Der

Offizier

Offizier ermangelte nicht, ihn zu verſichern, daß es ihm das größte Vergnügen ſeyn werde, ihn zufrieden zu ſtellen, und fragte ihn geſchwind, unter was für Bedingungen er Dienſte nehmen wolle? Ich zeige ſie Ihnen nur mit Zittern an, antwortete der junge Menſch, ſie werden Sie vielleicht unwillig machen. Ich bin jung, Sie ſehen meine Länge, ich bin ſtark und beſitze alle Eigenſchaften, die zum Dienſte nöthig ſind; aber ein unglücklicher Umſtand, in dem ich mich befinde, nöthigt mich, mein Handgeld auf einen Preis zu ſetzen, den Sie ohne Zweifel für übertrieben halten werden. Ich kann nicht das Geringſte davon nachlaſſen; und Sie können verſichert ſeyn, daß ich ohne allzudringende Urſachen meinen Dienſt nicht verkaufen würde. Die Noth legt mir aber ein ſtrenges Geſetz auf. Ich kann unter fünf hundert Livres nicht mit Ihnen gehen, und gleichwohl durchbohren Sie mir das Herz, wenn Sie mich abweiſen. Fünf hundert Livres! erwiederte der Offizier. Die Summe iſt beträchtlich, ich muß es geſtehen; aber ihr ſtehet mir an, ich traue euch guten Willen zu, und will alſo nicht mit euch handeln, ſondern euch euer Geld zahlen. Unterſchreibet, und haltet euch fertig, übermorgen mit mir abzugehen.

Der junge Menſch ſchien von der Willfährigkeit des Herrn von * * ganz eingenommen zu ſeyn. Er unterzeichnete ſeine Anwerbung mit Freuden, und nahm die fünf hundert Livres mit eben ſo großer Erkenntlichkeit in Empfang, als

wenn er ſie blos zum Geſchenke erhalten hä
Er erſuchte ſeinen Hauptmann, ihm zu erl
ben, erſt noch eine heilige Pflicht zu erfüllen, 1
verſprach ihm, in einem Augenblicke wieder
zu ſeyn. Der Herr von * * glaubte etwas A
ſerordentliches an dieſem jungen Menſchen wa
zunehmen. Da er alſo in der Sache Licht zu
halten ſuchte, ſo gieng er ihm, ohne ſichs n
ken zu laſſen, nach. Er ſah ihn mit großer G
ſchwindigkeit auf das Gefängniß der Stadt
gehen, mit beſonderer Lebhaftigkeit an der Th
anklopfen, und ſich, ſo bald aufgemacht war,
daſſelbe hinein begeben. Er hörte ihn zum G
fängnißwärter ſagen: hier iſt die Summe, 1
deren willen mein Vater in Verhaft genomm
worden, ich gebe ſie euch in die Hände, fühl
mich zu ihm, und laſſet mich das Vergnüg
haben, ſeine Feſſeln zu zerreiſſen. Der Offiz
bleibt eine kurze Zeit ſtehen, um ihm Zeit zu l
ſen, zuerſt allein zu ſeinem Vater zu gehen, u
geht darauf nach ihm zu ihm hinein. Er erbli
den jungen Menſchen in den Armen eines Gr
ſes, den er mit Liebkoſungen und mit Thrän
überhäuft, und ihm anzeigt, daß er eben ſei
Freyheit verkauft habe, um ihm zu der ſeinig
zu verhelfen. Der Gefangene umarmet ihn v
neuem. Der wehmüthig gewordene Offizier g
auf den Greis zu und ſagt zu ihm: gebet eu
zufrieden, ich werde euch eilten Sohn nicht n
men und will das Verdienſt ſeiner Handlung n
ihm theilen. Er ſoll ſo gut frey ſeyn, als il

und es dauert mich eine Summe Geld nicht, die er auf eine ſo edle Art angewendet hat. Hier iſt ſeine Anwerbung, die ich ihm hiermit wieder zurück gebe. Der Vater und Sohn fielen ihm zu Fuße. Der letztere ſchlägt die Freyheit aus, die man ihm wieder geben will. Er beſchwört den Hauptmann, ihm zu erlauben, unter ihm zu dienen. Sein Vater habe ihn nicht mehr nöthig, er würde ihm nur zur Laſt fallen müſſen. Der Offizier kann es ihm nicht abſchlagen. Der junge Menſch hat die gewöhnliche Zeit gedienet, er hat jederzeit von ſeiner Löhnung einen kleinen Nothpfennig erübriget, den er ſeinem Vater überſchickt hat; und nachdem er berechtiget geweſen, ſeinen Abſchied zu fordern, ſo hat er ſich denſelben zu Nutze gemacht, wieder zu dieſem Greiſe zu gehen und ſich ſeiner anzunehmen, den er dermalen von ſeiner Hände Arbeit erhält.

5. Wilhelm le Tellier, oder der rechtſchaffene Greis. Ein Brief des Herrn Abts le Monnier an ſeinen Freund.

Was für Freuden machen Sie mir, M * *! Das Vergnügen, die Zufriedenheit, das Glück umgeben mich, hüllen mich ein, durchdringen mich. Alle Augenblick wird meine Seele in die angenehmſten Bewegungen geſetzt. Es iſt ſehr billig, daß ich Sie daran Theil nehmen

laſſe. Aber iſt das möglich? nein. Die Auftritte, die vor meinen Augen geſchehen, werden alles verlieren, wenn ich ſie beſchreibe.

Ich komme eben von dem Greiſe her. Wir haben ihm eine Maye vor ſeine Thür geſetzt. Sechs Ochſen hatten an dieſem ſchönen Baume zu ziehen. Zwanzig Perſonen konnten ihn mit genauer Noth aufrichten. Unter dieſer Verrichtung haben wir den Greis in einen Lehnſtuhl auf ſeiner Thürſchwelle geſetzt. Dieſer Anblick hat ihn wehmüthig gemacht, er hat geweinet und uns ſehr angehme Sachen geſagt. Bernhard le Tellier, der Geſchwiſterkindsvetter ſeiner beyden Töchter hat den Baum hergegeben und ihn gefahren. Alle Anverwandte halfen ihn ſetzen. Väter, Mütter, Knaben und Mädchen, Greiſe, alles arbeitete aus Leibeskräften. Ein Freudengeſchrey kündigte alle Bewegungen der Maye an, zwey einander gerade gegenüber ſtehende Kränze zierten ihren Gipfel. Dieſe Sache koſtet Ihnen keinen einzigen Sou. Sie haben alle an der Ehre Theil haben wollen, mit Hand ans Werk gelegt zu haben. Dergleichen der dürftigen Tugend gegebene Beweiſe der Ehrerbiethung und Freundſchaft können den Verdacht der Schmeicheley nicht erregen. Ich war ſehr wohl mit mir zufrieden, daß ich mich des Rechts nicht bedient hatte, das mir war gegeben worden, eine Maye aus den herrſchaftlichen Holzungen zu nehmen. Ich hätte rechtſchaffenen Leuten das Vergnügen entzogen, der Tugend ein Opfer zu bringen und eine

eine gute Handlung zu verrichten. Davor muß man ſich wohl in Acht nehmen. Denn die Menſchen ſind nicht allezeit aus vernünftiger Ueberlegung wohlthätig, es geſchieht bey ihnen auch aus Gewohnheit. Man hat nie ein größeres Verlangen mildthätig zu ſeyn, als wenn man eben die Mildthätigkeit ausgeübet hat. Merken Sie es, wir wollen der menſchlichen Natur weder mehr, noch weniger Ehre wiederfahren laſſen, als ſie verdient. Wir wollen ſie ohne vorgefaßte Meynung beurtheilen, ſo werden wir ſehen, daß man auf eine und dieſelbe Art tugendhaft und laſterhaft werden kann.

Wenn der Menſch das erſtemal ins Wirthshaus geht, ſo iſt er noch kein Trunkenbold. Er trinkt aber, ſchlägt aus der Art und wird einer. Eben ſo verhält ſichs mit der Wohlthätigkeit. Wenn wir unſere Lippen einmal an ihren Kelch gebracht haben, ſo ſchmeckt uns ihr Trank ſo ſüße, daß wir nicht wieder davon ablaſſen können. Wie Schade iſt es, daß Leute, die alle Ergötzlichkeiten bis zum Ueberdruße genieſſen, doch dieſe nicht verſuchen wollen. Denn dieſe zieht nie eine Sättigung, einen Eckel nach ſich. Uebrigens macht ſie uns auch nicht arm. Gewiſſensbiße koſten weit mehr Geld, als der Segen einer ganzen Familie, die man dem Elende entreißt.

Möchten Sie doch eine Unterredung mit haben anhören können, die ich mit unſerm Greiſe in der Zeit gehalten habe, da man mit Abhauung

der Maye zu thun hatte! Sie hat lange gewähret, und mich doch nicht verdrieſslich gemacht.

Ich fand ihn in ſeinem Garten an der Sonne ſitzend, ſeine beyden Krücken lagen neben ihm auf der Erde, ein Gebethbuch und das alte Teſtament auf ſeinen Knien, ein Roſenkranz hieng an ſeiner Hand, er hatte an dem einen Beine eine Strumpfſocke und an dem andern einen Strumpf an, die Bibel war aufgeſchlagen und zwar im Buch Job. Sie gab Gelegenheit zu unſerer Unterredung. Der Greis kann ſie faſt auswendig. „Ich leſe immer darinnen, ſagte „er zu mir, weil ich immer Troſt darinnen finde. Man hatte mir im abgewichenen Jahre „ein anderes Buch gegeben, das einen gröbern „Druck hatte; aber es gefiel mir nicht ſo wohl „und ich habe es daher wieder zurückgegeben. — „Was machet ihr aber mit dem Roſenkranze, „da ihr leſen könnet? — Ich habe ihn darum, „weil mir, wenn ich eine Zeit lang geleſen habe, die Augen voll Waſſer treten; und alsdenn „bethe ich an meinen Roſenkranze. — Wie „lange iſt es, daſs ihr eure Frau eingebüſst habt? „— Sechs und dreyſsig Jahr. — Wie alt wären damals eure Kinder? — Aennchen, die „jüngſte war anderthalb, Margaretha drey, „und die älteſte fünf Jahr alt. — Wie habt „ihrs angefangen daſs ihr dieſe drey Kinder groſs „gezogen habt? — Das iſt mir freylich ſchwer „geworden. — Habt ihr ſie nicht ins Hoſpital „gethan, oder habt ihr ſie nicht betteln gehen

„laſſen?

„laſſen? — Nein, niemals. Meine Nach„barn riethen mirs freylich. Die Leute, bey „denen ich arbeitete, ſagten zu mir: aber Wil„helm le Tellier, wie willſt du drey Kinder mit „acht Sous groß ziehen, die du täglich ver„dienſt? Thu ſie ins Hoſpital, thu ſie ins Ho„ſpital. Nun gut, ich will ſie hinein thun, ſag„te ich zu ihnen; und wenn ich darauf nach Hau„ſe gieng, ſo ſagte ich unterwegens beſtändig: „ich will alſo meine Töchter ins Hoſpital thun. „Wenn ich ins Haus trat, ſo liefen die armen „Kinder auf mich zu, und fragten mich, warum „ich weinete. Und ich ſetzte mich darauf nieder, „nahm ſie auf meine Knie, küßte ſie und ſagte „darauf bey mir ſelbſt: nun gut, welche mußt „du zuerſt hinein thun? Und ſo that ich keine „hinein."

Wir haben hierauf miteinander von ſeinen kränklichen Umſtänden geſprochen. Er hat nicht nöthig, von ſeiner Engbrüſtigkeit zu reden, ſein hurtiger und keuchender Athemzug giebt ſie genugſam zu erkennen. Die Verhaltung ſeines Urins macht ihm die meiſte Noth; „weil, wie „er ſagt, eben dieſe Krankheit die Urſache iſt, „warum meine Tochter die Nacht, beſonders „im Winter, ſieben bis achtmal aufſtehen muß. „Sie muß auch aufſtehen und mir einen Ziegel„ſtein wärmen und mir ihn unter meine Füße le„gen, ihn hernach, wenn er mir zu heiß iſt, „wieder wegthun, und wenn ich wieder kalt wer„de, ihn darauf wieder darunter rücken. Ach!

„ich mache ihr viele Mühe!“ Er hat mir ſein krankes Bein gezeigt; (es iſt eben das, worüber er die Strumpfſocke gezogen hat.) Das Bein iſt nur ein Geſchwür, es läuft ein brennendes Waſſer heraus, und tritt ihm in den Schuh. Er hat an den gelähmten Gliedern keine Schmerzen, auſſer bey der Veränderung der Witterung und an den Orten, da er die Beine gebrochen hat; dieſe Beſchädigung hat er aber oft gehabt. Einmal gieng ihm ein Wagen über den ganzen Arm, brach ihm die Beine davon und die Beine der Hand und nahm ihm auch ein Stück vom Backen mit hinweg. Bey einem andern Zufalle brach er die Ribben, u. d. g.

Wenn er mir ſeine Unglücksfälle ganz kaltblütig erzählte, ſo konnte ich ſie nicht ohne Schrecken anhören. „Es iſt mir recht ſehr leid, guter Alter, ſagte ich zu ihm, daß ich euch nicht „helfen kann; denn ich verſtehe nichts davon. „Wenn ihrs aber haben wollt, ſo will ich euch „einen Arzt mitbringen. — Ich verlange keinen, ich bin zu alt; und fürs zweyte hat mir „Gott alle dieſe Noth zugeſchickt. Will er mir „wieder daraus helfen, ſo wird ers ohne Arzt „thun. — Gott verbiethet aber nicht, ſich des „Arztes zu bedienen; der wird euch Arzneyen „verordnen und Gott wird ſeinen Segen dazu „geben. — Ich höre es wohl; aber wenn mir „Gott helfen wollte, ſo würde er es wohl ganz „allein thun. Da es ſein Wille war, daß ich „nicht

„nicht mehr arm bleiben ſollte, hat er Sie ganz „gut uns zuſchicken können.“

Ey nun, M**, ſind dieſe letzten Worte des Greiſes nicht eben ſo viel werth, als alles, was Sie hergegeben haben, und als alle die Mühe, die ich mir gegeben habe? Wenn Sie dieſe Sache Ihren Kindern vorleſen, ſo unterſuchen Sie den Eindruck, den ſie bey ihnen machen wird. Werden ſie gerührt, ſo umarmen Sie ſie; denn es iſt das ein Zeichen, daß ſie Ihrer würdig ſind. Indem ich aber mit Ihnen von Ihren Kindern zu reden komme, ſo muß ich Ihnen von einem Gedanken Nachricht geben, der mir ſchon vor einiger Zeit eingefallen. Ich ſehe wohl, daß Sie ſie zur Verbeſſerung ihres Gedächtniſſes alle Tage Stücke aus den beſten Schriftſtellern lernen laſſen: ich ſehe aber nicht, daß ſie auch an der Verbeſſerung ihrer Neigung zur Wohlthätigkeit arbeiten. Sie verlaſſen Sich in dieſem Stücke zu ſehr auf ihre angebohrne Art und auf Ihr Beyſpiel. Sie ſind beyde gut; aber M**, von ihnen ſelbſt verrichtete wohlthätige Handlungen würden noch beſſer ſeyn. Ich bin ſo gut davon überzeugt, daß, wenn ich einmal Pfarrer werden ſollte, welches ſich wohl zutragen könnte, (denn ich bekomme allemal Luſt dazu, wenn ich auf das Verhalten meines Pfarrers zu Briquebek Achtung gebe,) ich mich nicht damit begnügen würde, den Kindern die Wohlthätigkeit zu predigen und ſie den Katechismus zu lehren. Ich würde noch mehr thun. Ich würde

de nach gegebenem Unterrichte einem jeden einen Korb in die Hand geben, wir würden darauf alle zuſammen unter Abſingung eines Liedes von der Wohlthätigkeit, wozu ich auch vielleicht noch eine alte Frau nehmen würde, die das Lied wiederhohlen müßte, fortgehen, und würden unter beſtändigem Geſange die Steine von den Aeckern aufleſen, ſie darauf in die Wagengleiſen in dem Wege werfen, und hernach wieder zum Abendbrode in dem Pfarrhauſe zuſammen kommen, und ich würde meinen kleinen Arbeitern auftragen, alles Brod, das ich ihnen geben könnte, unter die Armen auszutheilen. Demjenigen, mit dem ich am beſten zufrieden ſeyn würde, dem würde ich auftragen, Suppe zu einem Kranken zu tragen. Demjenigen aber, den ich würde beſtrafen wollen, dem würde ich keinen Korb mehr geben.

Seyn Sie verſichert, M * *, daß eine Pflanzſchule von Leuten, an denen man zehen Jahr lang alſo ziehen würde, gute Früchte für ein ganzes Jahrhundert tragen würde. Ein Geſchlecht würde das andere unterrichten. Es würden freylich nur die Pfarrer dieſen Verſuch im Großen machen können; Sie aber, machen Sie ihn im Kleinen, ſo werden Sie mir Wunder davon ſagen können.

6. Ver-

6. Verhalten, das man in der Geſellſchaft zu beobachten hat, wenn man eben ſo ungern Kläger als Beklagter werden will.

Man muß mit der größten Aufmerkſamkeit auf ſeine Reden, und auch ſo gar auf Scherzreden, die man gegen andere führt, Achtung geben. Man muß von dem Augenblicke an zu reden aufhören, da man gewahr wird, daß ſich derjenige, an den ſie gerichtet ſind, dadurch für beleidiget hält; er mag in der ungleichen Beurtheilung der Abſicht, da man wirklich keine Abſicht hat zu beleidigen, ſo unrecht haben, als er will. Denn dadurch, daß man zu reden aufhört, beweiſt man eben, daß man dergleichen Abſicht nicht gehabt hat; und man beweiſt das Gegentheil, wenn man fortfährt. Man muß bey Zeiten hauptſächlich durch die Gewohnheit lernen, ſeinen Unwillen zu beſänftigen, niemals ein Wort fallen zu laſſen, das Gelegenheit zu einem andern geben kann, Niemand zu bedrohen und ihm Troß zu biethen, und ſich hauptſächlich vor der Trunkenheit in Acht zu nehmen, welche die Vernunft in Unordnung bringt und eben dadurch die Fähigkeit benimmt, was man ſagt und thut gehörig zu überlegen, und die alſo zu Fehlern verleitet, die man verabſcheuet, wenn man bedächtig iſt. Es trägt ſich auch oft zu, daß man in Gefahr geräth, Händel zu bekommen, die man unmöglich hat vorherſehen können.

Wenn

Wenn dich zum Beyſpiele ein Menſch, der Unmuths iſt, ſtößt, dir in den Weg tritt: ſo iſt anſtändiger, auf die Seite, als Jemand, er mag auch ſeyn wer er wolle, in den Weg zu treten; denn das iſt das bequemere und kürzere Mittel. Denn eine Zänkerey trägt niemals etwas ein, und ſollte ſie auch weiter nichts nach ſich ziehen, als daß ſie deine Gemüthsruhe auf einen Augenblick unterbräche, und dir Aufzüge machte. Man kann ſich überhaupt nicht zu frühzeitig dazu gewöhnen, wohlanſtändig und liebreich mit Jedermann zu reden, und ſich ſo ſehr es immer möglich iſt, vor dem Zorne zu verwahren, der uns ſeine kläglichen Folgen nicht ſehen läßt und alle Rechte über den Haufen wirft.

Die gemeinen Leute bedrohen und ſchlagen ſich, und zwar zum öftern ohne einmal zu wiſſen, warum. Man kann nicht genug vor die ſchlimmen Folgen warnen, welchen ſie ſich durch dergleichen unvernünftiges Verfahren ausſetzen. Denn ein unglücklicher Schlag, ohne einmal an den Abſcheu zu gedenken, den ein jeder Menſch davor haben muß, einen andern zu ſchlagen, der Schlag mag auch ſo wenig bedeuten, als er will, ein unglücklicher Schlag, ſage ich, kann ohne die gottloſe und halsbrechende Abſicht, zu tödten oder gefährlich zu verwunden, die eine oder die andere Folge nach ſich ziehen, und zum Unglück iſt das nicht ohne Beyſpiel. —

— Aber iſt es denn niemals erlaubt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben? —

— Es

— Es findet nur ein einziger Fall ſtatt, da dieſes rechtmäßigerweiſe vor Gott und Menſchen erlaubt iſt, wenn man ſich nämlich in wirklicher Lebensgefahr befindet. Man darf aber auch zu dieſem grauſamen äuſſerſten Mittel, auch ſogar gegen einen Mörder, nicht eher ſchreiten, als bis man vorher alle andere Mittel, zu entkommen, verſucht hat. Denn es iſt allzeit ein ſehr großes Unglück für einen rechtſchaffenen Mann, die Urſache des Todes eines andern Menſchen geweſen zu ſeyn, und ſeine Hände mit ſeinem Blute befleckt zu haben.

7. Brief eines Einwohners zu Amiens.

Mein Herr, ich war in meinen Angelegenheiten auf unſer Rathhaus gegangen. Nachdem ich in eines der vornehmſten Zimmer dieſes Hauſes gekommen war, ſo traf ich in demſelben viele Leute verſammlet an. Ich erhielt gar bald die Nachricht, daß die Aushebung der Landmiliz die Urſache dieſer Verſammlung ſey, und daß die jungen Leute aus einem der Viertel looſen ſollten. Es war ſchon alles zu dieſer Handlung in Bereitſchaft, die Ordnung, in welcher die Ziehung vor ſich gehen ſollte, war feſtgeſetzt, der unglückliche beſchriebene Zettel war in den Hut gelegt und unter die unbeſchriebenen Zettel gemiſchet und gemenget worden, ein düſteres Stillſchweigen herrſchte in dieſer zahlreichen Verſammlung,

lung, eine Art einer andächtigen Ehrfurcht war in den Geſichtern der jungen Leute zu leſen, die ſich dem Ausſpruche des Looſes unterwerfen wollten. Die Mütter hielten ihr Schluchzen zurück und ſchienen wegen des Erfolgs noch mehr in Furcht zu ſeyn, als ihre Kinder, die er perſönlich angieng. Das Zeichen war gegeben, und der erſte, den die Reihe traf, machte ſich fertig, mit der Hand in den Hut zu greifen; als ein ehrwürdiger Greis mitten in den Kreis trat. Nachdem er die obrigkeitlichen Perſonen gegrüßet hatte, ſo redete er die jungen Leute mit folgenden Worten an: „meine lieben Freunde, wir ſind „aus einem und demſelben Viertel, und ihr „kennet mich alle und wiſſet, daß ich ſo lange „gearbeitet habe, als mir es meine Kräfte ge„ſtattet haben. Es iſt euch auch nicht unbekannt, „daß die Krankheit meine Frau auſſer Stand „geſetzt habe, ihr Brod zu verdienen, und daß „mein Sohn, der unter euch iſt, unſer Brod„ſchaffer, unſere einzige Rettung iſt. Ich will „euch alſo bitten, eure Einwilligung dazu zu ge„ben, daß er von der Looſung frey geſprochen „werde, und habe das gute Zutrauen zu euch, „daß ich glaube, ihr werdet mir keine abſchlägige „Antwort geben.“

Der gute Greis hatte ſeine kurze Rede kaum geendiget, ſo ſchrien alle junge Leute mit einmüthiger Stimme: ja, ja, wir geben unſere Einwilligung dazu, daß er nicht mit looſen ſoll. Er nahm darauf ſeinen Sohn, umfaßte mit ſeinen

nen Armen die ſeinigen, und gieng fort und gab ſeiner alten Gattin die Hoffnung und das Leben wieder.

Dieſer Zug beweiſet, daß das heilige Feuer noch nicht ganz und gar verloſchen ſey. Bemerken Sie aber, meine Herren, daß, wenn von Zeit zu Zeit Funken davon aufſteigen, es ſehr oft unter den niedrigſten Klaſſen unſerer Mitbürger geſchehe.

Großmüthiger Zug.

Ein Straſſenräuber, der ſich in Corſika fürchterlich gemacht hatte, und allen Nachſtellungen entgieng, wurde endlich in Verhaft genommen und einem Soldaten zur Bewachung übergeben. Man ſetzte ſich in Bereitſchaft, ihn mit der ſchwereſten Lebensſtrafe zu belegen. Der Gefangene findet Mittel, die Wachſamkeit des Soldaten zu hintergehen, er rettet ſich und es gelingt ihm, in einem unbekannten Schlupfwinkel ſeine Sicherheit zu finden. Der franzöſiſche Befehlshaber beſchuldiget den Mann, der Befehl gehabt hatte, den Miſſethäter in ſeiner Gefangenſchaft zu bewachen, der Nachläßigkeit, man macht ihm ſeinen Proceß und er wird zum Tode verurtheilet. Der Straſſenräuber, der ſeinetwegen gewiß nichts zu befürchten hatte, erhält Nachricht hievon, verläßt ſchleunig ſeinen Schlupfwinkel und läuft zum Befehlshaber. —

Sie

Sie kennen mich nicht? Ich habe die Nachricht erhalten, daß einer von Ihren Soldaten das Leben einbüßen ſoll, weil er einen Gefangenen nicht hat bewachen können, den Sie wieder bekommen können. — Wir ihn wieder bekommen! Und — wo hat er ſich hingeflüchtet? — Er ſtehe hier vor Ihren Augen. — Was höre ich? — die Wahrheit. Ich bin der Gefangene, über den Sie das Todesurtheil ausgeſprochen haben. Ich will dieſes Todesurtheil an mir vollziehen laſſen, dem ich entgehen könnte; und werde es nicht geſchehen laſſen, daß ein Unſchuldiger an meiner Statt geſtraft werde. Der franzöſiſche Offizier wurde von dieſer erhabenen Handlung gerühret, und rief aus: du ſollſt nicht ſterben! Ich ſchenke dir das Leben, und man gab auch dem Soldaten ſeine Freyheit wieder. Trachte aber, dir die Frucht deiner Großmuth zu Nutze zu machen! Du biſt dazu gemacht, ein rechtſchaffener Mann zu ſeyn.

8. Dreyzehender Unterricht.

Es haben die Menſchen, da ſie zu dem Glücke gelangen wollten, das ſie ſich bey der Zuſammentretung in Geſellſchaften zum Zweck ſetzten, zur Regierung des allerſeitigen Verhaltens gewiſſe Regeln feſtſetzen müſſen. Dieſe Regeln ſind die Geſetze, welche bey namhafter Strafe gebiethen, das Leben, die Ruhe und das Vermögen

mögen aller einzelnen Glieder der Geſellſchaft in Ehren zu halten. Es ſind zur Handhabung dieſer Geſetze zwey Richterſtühle errichtet worden, davon der eine ein öffentlicher und feyerlicher iſt, der in der Obrigkeit beſteht, die für die Erhaltung der Ordnung ſorgt, die Uebertretungen beſtraft, die Miſſethäter verfolgt, und ſie als Geſchöpfe, die der Geſellſchaft feind ſind, aus derſelben verbannt; und eben das nennt man die bürgerlichen und peinlichen Geſetze. Der andere Richterſtuhl hat ſeinen Sitz in den Herzen und Gemüthern, und beſteht in dem allgemeinen Urtheile; und dieſem Richterſtuhle ſind alle Menſchen eben ſo wohl, als dem Richterſtuhle der Geſetze, unterworfen.

Unſere Handlungen gehen die Geſellſchaft nicht alle auf gleiche Art an. Es giebt Handlungen, die die Geſetze überſehen; weil ſie, wenn ſie auch den einzelnen Gliedern Schaden bringen ſollten, doch in der allgemeinen Ordnung keine Veränderung nach ſich ziehen, als welche der einzige Gegenſtand der bürgerlichen und peinlichen Geſetze ſind. Es vertritt alsdenn das allgemeine Urtheil die Stelle dieſer Geſetze; dieſes eignet die Hochachtung, die Schätzung, die Ehrfurcht, die der Tugend gebühren, den Tadel, die Schande, die Verachtung zu, welche das Laſter, die Vergehungen, die böſen Abſichten verdienen. Es kömmt zum Beyſpiele in Anſehung des Daſeyns der Geſellſchaft wenig darauf an, ob dieſer und jener Menſch großmüthig oder geizig iſt, und die

Geſetze ſchreiben in dieſem Stücke nichts vor. Das Urtheil aber, das nach dem Guten richtet, welches geſchiehet, eignet dem großmüthigen und mildthätigen Menſchen die Ehrfurcht, und dem unbarmherzigen und geizigen die Verachtung, dem klugen, der ſich in ſeinen Ergötzlichkeiten mäßiget, die Hochachtung, und dem liederlichen die Schande zu. Man nennt alle dergleichen Handlungen, welche, ohne einen Bezug auf die Geſellſchaft überhaupt zu haben, nur jedes einzelnes Glied inſonderheit angehen, Sitten. Das allgemeine Urtheil iſt der Richterſtuhl und Richter der Sitten, ſeine Ausſprüche ſind nicht ſo feyerlich, als das Urtheil der Geſetze, ſie ſind aber eben ſo fürchterlich. Ein Menſch, der nach dem allgemeinen Urtheile wegen ſeiner böſen Sitten oder wegen der Fehler ſeiner Gemüthsart zur Verſpottung und Verachtung verdammt worden, iſt ein unendlich unglückliches Geſchöpf, er führt ein Leben voller Abſcheu und Verdruß, niemand will ein Freund von ihm ſeyn, man ſchämet ſich, mit ihm verwandt zu ſeyn, man giebt ihm, wenn man ihn duldet, zu erkennen, daß es aus Liebe, aus Mitleiden geſchehe, er iſt ein Zeuge von dem beſtändigen Vorzuge, den man denen giebt, die ihn verdienen, und gehen auch Leute mit ihm um, ſo verachten ſie ihn doch, wenn er unter ihnen iſt. Ein Lügner zum Beyſpiele erblickt den Zweifel und Widerſpruch, in dem Geſichte derer, die ihn hören, man glaubt das Gegentheil von dem, was er ſagt, man ruft ihn niemals zum

Zeu-

Zeugen an, man beruft ſich niemals auf ihn, er trift überall das Mißtrauen und die Verachtung an, das die Falſchheit und die Lügen einflößen, und er entehrt die Wahrheit auch ſo gar, wenn er ſie im Munde führt. Ein Verſchwender, der ſeinen Sinnen ergeben iſt, der zu ſeinem Vergnügen eine böſe Handlung ausübet, der eine elende Ergößlichkeit der Ergößlichkeit vorziehet, einem Armen zu helfen, wird als ein Geſchöpf angeſehen, das keine Empfindung hat, man ſetzt ihn den verachteſten Thieren an die Seite. Eben ſo verhält ſichs mit dem Wollüſtigen, mit dem Schmähſüchtigen, mit dem Stolzen, mit dem Geizigen, und mit allen andern Laſtern, welche dem, der ſie an ſich hat, zu einer traurigen Ergößlichkeit und zu einer ſchändlichen Freude gereichen, aber eben dadurch andern und der Geſellſchaft Schaden bringen.

9. Freygebigkeit eines armen Handwerksmanns.

Ein Taglöhner lebte auf eine rechtſchaffene und wirthſchaftliche Art von der Arbeit ſeiner Hände und ernährte nebſt einer Frau und drey Kindern auch eine Schweſter, die er zu ſich genommen hatte. So wie er in ſeiner Arbeit unverdroßen war und ſeine Chriſtenpflicht treulich erfüllete, ſo verſäumte er an den Sonn- und Feſttagen auch niemals die Beywohnung des Got-

tesdienſtes der Kirche; hielt es aber auch an dieſen Tagen für erlaubt, den Abend in einer Geſellſchaft von Leuten zuzubringen, die ſeines Standes und eben ſo rechtſchaffen waren, als er; und damit dieſe rechtſchaffenen Handwerksleute die Freundſchaft, in der ſie mit einander lebten, deſto beſſer unterhalten möchten, ſo giengen ſie nicht eher auseinander, als bis ſie vorher eine kleine Mahlzeit auf gemeinſchaftliche Koſten eingenommen hatten, und ein jeder gieng darauf vergnügt nach Hauſe und ſetzte an dem folgenden Tage ſeine gewöhnliche Arbeit fort. An einem Abend, da unſer rechtſchaffener Handwerksmann von der Geſellſchaft wieder nach Hauſe gieng, erblickte er nur einige Schritte von ſeiner Thüre ein unglückliches Weib, die ſich auf einen Eckſtein gelegt hatte, und für Mangel und Hunger ihren Geiſt aufgeben wollte. Da ihn dieſer Anblick rührte und ihm der traurige Zuſtand dieſer Unglücklichen zu Herzen gieng: ſo leiſtete er ihr ſo gleich allen Beyſtand, den er ihr zu leiſten im Stande war; und da er ſich darauf wegen des Geldes, das er bisher zu ſeiner Ergötzlichkeit angewendet hatte, einen Vorwurf machte, ſo entſchloß er ſich, es in Zukunft in den Schooß der Dürftigkeit zu ſchütten. Von dieſer Zeit an verließ dieſer wackere Mann ſein Kränzchen und theilte alle Sonn- und Feſttage das Geld, das er in Geſellſchaft verzehrt hatte, unter die Armen aus. Es waren beynahe ſchon drey Jahre, nachdem er ſich dieſes Geſetz aufgelegt und es treulich beobach-

beobachtet hatte, vergangen, da uns von dieſer Geſchichte Nachricht gegeben wurde; und man verſicherte uns, daß dieſer tugendhafte Handwerksmann an dieſen Tagen eben ſo vergnügt zu Hauſe bey den Seinigen lebte, und an der Ausübung dieſer Freygebigkeit noch mehr Vergnügen fände, als in der Geſellſchaft ſeiner Freunde.

Rühmliches Opfer einer Tänzerin.

Die Demoiſelle Teſt, eine Tänzerin der Opera zu Wien in Oeſterreich, die dem Herzen nach eine lange Zeit mit einem Reichsgrafen verbunden geweſen war, hatte ſich ſo gut bey ihm in Gunſt zu ſetzen gewußt, daß er ſich entſchloſſen hatte, ſie zu heurathen. Die Demoiſelle war aber ſo weit davon entfernt, in dieſen Vorſchlag, der ihr ein ſo glänzendes, als dauerhaftes Glück verſprach, zu willigen, daß ſie vielmehr alles anwendete, ihn davon abzubringen. Sie erinnerte ihn an das, was er ſeiner Geburt, ſeinem Range, dem allgemeinen Urtheile, u. d. g. ſchuldig ſey; aber alle dergleichen Vorſtellungen waren vergeblich, und dienten vielleicht, bey dem Grafen das Verlangen, eine Weibsperſon zu beſitzen, die nebſt allen Annehmlichkeiten, die er bey ihr fand, auch eine Denkungsart hatte, die über ihren Stand gieng, nur noch lebhafter zu machen. Die Demoiſelle Teſt nahm alſo, nachdem ſie alle Hofnung, den Entſchluß ihres Liebhabers

habers zu überwinden, aufgegeben hatte, zu einer ziemlich ſonderbaren Liſt ihre Zuflucht. Sie both nämlich einem armen Becker ihre Hand und 50 Dukaten, jedoch mit der Bedingung an, daß er ſich der Rechte eines Ehemanns nicht bey ihr bedienen ſollte. Dieſer leztere nahm einen ſo ſchönen Antrag begierig und nach allen ſeinen Bedingungen an, von dem der Graf nicht eher, als bey der Feyer der Hochzeit Nachricht erhielt.

Das iſt gewiß ein ſehr großmüthiges Opfer einer Perſon, von welcher man es in Rückſicht auf die gewöhnliche Denkungsart der Leute ihres Standes nicht erwartet hätte.

10. Gavet und ſeine herzhaften Kameraden.

Man meldet von Calais, daß in dem ſchrecklichen Sturme, den man am 30 October 1784. daſelbſt hatte, die Ankerſeile des Coureurs, deſſen Kapitän Gernic hieß, der mit Salze beladen von Marenne nach Dünkirchen fuhr, und ſich damals auf der Reede befand, abgeriſſen, und er bey der Schanze Rougue auf die Teufelsbank getrieben worden. Das Steuerruder wurde durch dieſen Stoß fortgeführt, und das Schiff gieng nach verſchiedenen Stößen, welche alle Leute deſſelben, den Kapitän ausgenommen, ins Meer warfen, in welchem ſie ertrinken mußten, ſeinem Vordertheile nach unter. Der Kapitän hatte

hatte darauf kein anderes Hülfsmittel vor ſich, wenn er dem unglücklichen Schickſale ſeiner Schiffleute entgehen wollte, als ſich an dem groſſen Maſt anzubinden. Die Herren Ludwig Gavet, der 20 Jahr alt und Seeoffizier war, und Ringard, welche Zeugen von ſeinem ſchrecklichen Zuſtande waren, brachten einen dritten Schiffmann, Namens Morel, von Dünkirchen, zum Entſchluße, ihr eignes Leben zu wagen und es dem Gernic zu retten. Sie veranlaßten den Kapitän eines Engliſchen Paquetboots, Namens Star, ihnen ſeinen Kahn zu leihen. Es traten noch zwey Engliſche Schiffsleute zu ihnen; und ob gleich das Meer ruhiger worden war, ſo tobte es doch zwiſchen den beyden Dämmen noch ſo ſehr, daß man an dem glücklichen Erfolge ihres Unternehmens verzweifelte und ſie als eben ſo viele Schlachtopfer ihrer Menſchlichkeit anſah. Der Kahn war auch kaum bis an die Hälfte der Länge der Dämme gekommen, ſo wurde er wirklich von den wiederhohlten Wellen mit Waſſer angefüllt. Sie ſahen alſo die Unmöglichkeit ein, den Eingang des Hafens zu erreichen und durch die daran ſchlagenden Wellen zu kommen, die ſich bis zu einer unglaublichen Höhe erhoben. Der Herr Gavet veranlaßte hierauf ſeine Kameraden, mit dem Kahne an den weſtlichen Damm zu ſteuern. Sie hoben ihn mit Anſtrengung ihrer Arme auf dieſen Damm, lieſſen ihn auf der andern Seite wieder herunter, machten ihn flott, und erblickten den

unglücklichen Kapitän, der bis ans Kinn im Waſſer ſtack, mit dem Tode rang, ſich mit der einen Hand an den Maſt hielt, und mit der andern Zeichen zur Hülfe gab, um die er bath. Der Kahn wird ſo gleich unter Waſſer geſetzt; der Herr Gavet aber, der bey der augenſcheinlichſten Gefahr den Muth nicht ſinken läßt, ſtürzt ſich in die anſchlagenden Wellen, wirft dem Kapitän eine Senkbleyſchnur zu, der ihrer zweymal verfehlt, ſie aber bey dem dritten Wurfe ergreift und ſie ſich um den Hals bindet. Der Herr Gavet, der einſah, daß er nun damit nichts anfangen könne, wenn er den, den er retten wollte, nicht erdroſſeln wollte, fängt an zu ſchwimmen, erreicht den Gernic, ergreift ihn mit der einen Hand bey dem Halskragen, ſchwimmt mit der andern, und reißt alſo einen Mann, der noch einmal ſo ſtark war, als er, dem Tode aus dem Rachen. Seine Kameraden kommen wieder an ihn, und tragen den Kapitän alle miteinander in den Kahn, den man ausgeſchöpft hatte. Sie haben wieder mit neuen Wellen zu kämpfen, die ihn wieder unter Waſſer ſetzen; bekommen wieder neue Mühe, neue Arbeit in Ausſchöpfung deſſelben; haben aber endlich nach tauſend Gefahren und in dem Angeſichte eines unzählichen Volks das ſüße Vergnügen, den Gernic in ein Wirthshaus zu bringen, in welchem ſie ihn den Beyſtand leiſten laſſen, den er ſehr nöthig hatte, und um ſo dringender nöthig hatte, da kaum noch ein Hauch des Lebens in ihm,

ihm, und er in dieſem Schiffbruche um alles gekommen war. Dieſer Zug der Aufopferung, und man kann ſagen des Heldenmuths, ſetzt den Herrn Gavet und ſeine Kameraden dem herzhaften Bouſſart zu Dieppe und dem unerſchrockenen Mullart zu Calais an die Seite.

11. Johann Baptiſta Desmarets.

Montags, den 11 Julius 1785. fuhr ein Fuhrmann aus der Vorſtadt, die Hautoye, der Stadt Amiens, Namens Joſeph Bourgeois, mit ſeinem leeren Wagen, vor welchen zwey Pferde geſpannet waren, und in welchen er ſich mit einem zwölfjährigen Knaben aus dieſer Stadt, Namens Peter Delatre, geſetzt hatte. Da er über die Brücke des kleinen H. Johannis fuhr, welche ſchmal und ohne Bruſtwehren war, ſo fielen Pferde, Wagen und Menſchen in den Fluß. Der Wagen ſtürzte gänzlich um, und Bourgeois und Delatre ſtacken unten im Waſſer in demſelben, als in einem Gehäuſe. Sie waren ohne Rettung verlohren. Zum Glück war nicht weit davon eine Torfwerkſtatt. Der Unteraufſeher, Namens Johann Baptiſta Demarets, einer von den Abgebrannten zu Belloy an der Somme, (welcher ſchon zwey Perſonen gerettet hatte, welche ohne ſeine Hülfe, die eine in einer Torfgrube, und die andere in der Somme hätten ertrinken müſſen,) hört das Krachen

des Falls, eilt zu Hülfe, fährt ins Waſſer hinunter, hat die Gegenwart des Geiſtes, eine von den Leitern des Wagens mit dem Fuße einzuſtoßen, und zieht fürs Erſte durch dieſe Oeffnung den Bourgeois heraus, und ſtellt ihn dergeſtalt auf die Füße, daß er mit dem Kopfe über das Waſſer hervorragte. Fährt darauf von neuem hinein, ergreift den jungen Delatre und bringt ihn auf die Brücke. Er wußte ſehr wohl, daß er bey der geringſten Bewegung der Pferde oder des Wagens mit denen, die er retten wollte, hätte um das Leben kommen müſſen; es konnte ihm aber nichts in ſeinem Muthe Einhalt thun. Dem Demarets kam ein Mann, Namens Marin, ein Arbeiter aus dem Dorfe des kleinen H. Johannis zu Hülfe. Er ſprang ins Waſſer, hieb die Zügel der Pferde entzwey, und zog eines von ihnen lebendig heraus, nachdem das andere unter das Wagenrad gekommen und zerquetſchet worden war. Die gelehrte Geſellſchaft hat, nachdem ſie alles niedergeſchrieben, beſchloſſen, dem Demarets eine Summe von 350. und dem Marin von 150. Livres zu bewilligen. Da man dem Demarets von dieſem Entſchluße Nachricht gegeben hatte, ſo ſchien er ſich zu wundern, daß man von einer Handlung, die ſeines Erachtens ſo natürlich wäre, ſo viel Werks machen wollte. Denn er iſt völlig überzeugt, daß nichts ſo natürlich ſey, als ſein Leben zur Rettung des Lebens ſeines Nächſten in Gefahr zu ſetzen.

Des-

Desmarets eilet gleich nach der Sitzung zum Bourgeois, giebt ihm 60 Livres zur Erkaufung eines andern Pferds, und erzählt, nachdem er wieder nach Hauſe gekommen, ſeiner Frau, was er eben gethan habe. Dieſe würdige Gattin eines ſo herzhaften, ſo großmüthigen Mannes umarmt ihn mit Thränen in den Augen und ruft aus: o mein lieber Freund, wie ſehr danke ich dir, daß du dem armen Manne dieſe Hülfe geleiſtet haſt! nun wird er im Stande ſeyn, ſein Brod zu verdienen.

12. Die vier Freunde.

Der Herr de la Martiniere, erſter Wundarzt des Königs, hinterließ nach ſeinem Tode ein Vermögen von funfzehenhundert tauſend Livres; und man muß ihm mit Recht nachſagen, daß, wenn er große Reichthümer geſammlet, er auch viel Gutes gethan habe. Er hatte keine Anverwandten um ſich, und der Notarius, dem aufgetragen war, ſeine Erbſchaft auszumachen, ließ denen, die daran Anſpruch machen konnten, die Nachricht geben, zu erſcheinen. Einige Zeit darauf ſah er vier Bauern in ſeine Expeditionsſtube treten, die aus einer unſerer mittägigen Landſchaften hergekommen waren, in welcher der Herr de la Martiniere das Leben empfangen hatte. Dieſe Anverwandtſchaft muß ihm zur Ehre gereichen; indem ſie beweißt, daß er ſeine

Er-

Erhebung, und ſein Glück nur ſeinem Verdienſte zu danken gehabt habe.

Nachdem der Notarius die Urkunden dieſer Prätendenten unterſucht hatte, ſo fand er, daß ſie bey dreyen gegründet wären, verwarf aber die Urkunde des vierten, deſſen Verwandſchaft in einem zu ſehr entfernten Grade war. Da ſich dieſer leztere in ſeiner Hoffnung betrogen fand und ihn die Koſten einer Reiſe, die Aufwand erfordert hatte, und doch vergeblich war, reueten: ſo beklagte er ſein unglückliches Schickſal, das ihn wieder zum armen Manne machte und fieng an, bitterlich zu weinen. Seine drey Kameraden thaten ſogleich aus gemeinſchaftlicher Regung den Ausſpruch, es ſey ihr Wille nicht, ihn in einem kümmerlichen Zuſtande wieder zurückreiſen zu ſehen, es müßte ihm ein Theil gegeben werden, und da ſie bey dieſer großmüthigen Meynung eifrig beharrten, ſo fragten ſie rechtsverſtändige Leute um Rath, und wurden einig, ihm hundert und ſechzig tauſend Livres anzuweiſen; und ſagten dabey, ſie würden mehr gethan haben, wenn ſie nicht andere arme Verwandte hätten, mit denen ſie zu theilen hätten. Dieſes Geſchenk wurde mit eben der Einfalt angenommen, mit welcher es gegeben wurde; und die vier Freunde machten ſich wieder auf den Weg in ihre Landſchaft, in welcher ſie viele an ihrem Glücke werden haben Theil nehmen laſſen.

Der großmüthige Soldat.

Da der große Conde Befehlshaber der ſpaniſchen Armee in Flandern war, und einen französiſchen Platz belagerte, antwortete ein Soldat einem Generale, von dem er übel war behandelt worden und einiger nicht allzuehrerbiethigen Worte wegen, die ihm entfallen waren, Stockſchläge von ihm bekommen hatte, mit einer großen Gegenwart des Geiſtes: er würde ſchon Gelegenheit haben, zu machen, daß er es bereuen ſollte.

Vierzehen Tage darauf trug eben dieſer General dem Oberſten in dem Laufgraben auf, ihm unter ſeinem Regimente einen entſchloſſenen und unerſchrockenen Mann zu einem gefährlichen Handel, den er nöthig hätte, für hundert Louisdor Belohnung auszuſuchen.

Der gemeldete Soldat, der für den tapferſten unter dem Regimente gehalten wurde, erſchien; und führte, nachdem er noch dreyßig von ſeinen Kameraden, von denen man ihm die Wahl gelaſſen hatte, mitgenommen hatte, ſeinen Auftrag, der einer der allergefährlichſten war, mit einem unglaublichen Muthe und Glücke aus. Es kam darauf an, daß man, ehe man das Glacis einnehmen konnte, zuverläßige Erkundigung einziehen wollte, ob der Feind unter demſelben Minen grübe.

Nachdem ſich alſo der Soldat bey einbrechender Nacht in den bedeckten Weg begeben hatte,

ſo brachte er aus demſelben den Hut und das Werkzeug eines Minirers mit, dem er das Lebenslicht ausgeblaſen hatte. Nach ſeiner Zurückkunft ertheilte ihm der General ein ſehr großes Lob, und ließ ihm die hundert Louisdor auszahlen, die er ihm verſprochen hatte. Der Soldat aber theilte ſie ſo gleich unter ſeine Kameraden aus, und ſagte, er diente nicht fürs Geld; und bath nur, daß man ihn, wenn die That, die er eben gethan hätte, eine Belohnung zu verdienen ſchiene, zum Offizier machen möchte. Uebrigens ſetzte er, indem er ſich gegen den General wendete, der ihn nicht mehr kannte, hinzu, bin ich der Soldat, den Sie vor vierzehn Tagen ſo ſehr ſchlecht behandelten. Ich hatte es Ihnen wohl geſagt, ich würde Gelegenheit haben, zu machen, daß Sie es bereuen ſollten.

Der General, der von Bewunderung eingenommen und bis zum Thränenvergießen erweichet wurde, umarmte ihn, entſchuldigte ſich und ernannte ihn noch denſelben Tag zum Offizier.

13. Der Muth der Freundſchaft.

Zwey Schiffleute, davon der eine ein Spanier und der andere ein Franzos war, befanden ſich zu Algier in der Sklaverey. Der erſtere hieß Antonio, und ſein Nebenſklave hatte den Namen Roger. Von ungefähr trug ſichs zu, daß ſie zu einer und derſelben Arbeit gebraucht

wurden.

wurden. Die Freundſchaft dient den Unglücklichen zum Troſte. Antonio und Roger genoſſen ſie nach allen ihren Annehmlichkeiten. Sie theilten einander ihre Noth und ihren Kummer mit. Sie redeten mit einander von ihrer Familie, von ihrem Vaterlande, und von der Freude, die ſie haben würden, wenn ſie einmal wieder zu ihrer Freyheit gelangten. Sie goßen endlich ihre Thränen einander in ihren Bußen aus, und dieſes Linderungsmittel war für ſie hinreichend, ihre Ketten mit mehrerem Muthe zu ertragen und die ſchwerere Arbeit auszuſtehen, zu welcher ſie verdammt waren.

Sie arbeiteten an der Verfertigung eines Wegs, der über einen Berg gieng. Der Spanier blieb eines Tags ſtehen, ließ ſeine Arme ſchmachtend ſinken und warf einen weitreichenden Blick auf das Meer. Lieber Freund, ſagte er mit einem tiefen Seufzer zum Roger, alle meine Wünſche gehen bis an das Ende dieſes ungeheuren Waſſerraums. Möchte ich doch mit dir über denſelben kommen können! Ich glaube immer, an dem Ufer von Cadix meine Frau und Kinder ihre Arme nach mir ausſtrecken oder meinen Tod mit Thränen beweinen zu ſehen. Antonio war in dieſe beugende Vorſtellung verſenkt; ſo oft er wieder auf den Berg kam, war ſein trauriger Blick auf dieſen unermeßlichen Raum gerichtet, der ihn von ſeinem Vaterlande ſchied, und er empfand wieder eben dieſelbe ſchmerzliche Sehnſucht.

Ein-

Einmal umarmete er ſeinen Kameraden mit Entzücken. Ich erblicke ein Schiff, lieber Freund, dort iſt es, ſieh hin, ſiehſt dus nicht eben ſo gut, als ich? Es wird zwar hier nicht landen, weil man die barbariſchen Seegegenden meidet; aber morgen, Roger, werden, wenn du willſt, unſere Leiden ein Ende nehmen und wir frey werden. — Wir frey werden? — Ja, morgen wird dieſes Schiff bis auf ungefähr zwey Meilen von dem Ufer vorbey fahren, und da wollen wir uns von dieſen Felſen herab ins Meer ſtürzen, und an das Schiff, oder um unſer Leben kommen. Denn iſt der Tod nicht einer grauſamen Knechtſchaft vorzuziehen? — Kannſt du dich retten, antwortete Roger, ſo werde ich mein unglückliches Schickſal mit mehrerer Ergebung in den Willen Gottes ertragen. Es iſt dir ſehr wohl bekannt, Antonio, wie lieb du mir biſt! Dieſe Freundſchaft, die ich für dich hege, wird ſich nur mit meinem Leben endigen. Ich bitte mir nur die einzige Gefälligkeit von dir aus, lieber Freund, gehe zu meinem Vater. — Hat ihn der Kummer über meinen Verluſt und das Alter noch nicht ins Grab gebracht, ſo ſag ihm — Ich ſoll zu deinem Vater gehen, mein lieber Roger? Ey! was mutheſt du mir zu? Sollte es mir möglich ſeyn, glücklich zu ſeyn, nur einen Augenblick zu leben, wenn ich dich in der Sklaverey ließe? — Aber, Antonio, ich kann ja nicht ſchwimmen, und du, du weißt es. — Ich weiß, wie ich dich lieben muß, verſetzte der

Spanier,

Spanier, und zerfloß in Thränen und drückte den Roger mit Innbrunſt an ſeine Bruſt. Mein Leben hängt an dem Deinigen. Wir wollen uns alle beyde retten. Komm, die Freundſchaft wird mir Stärke geben, du kannſt dich an den gegenwärtigen Gürtel anhalten. — Es iſt vergeblich, Antonio, hieran zu denken. Ich kann mich der Gefahr nicht blos ſtellen, meinen Freund ums Leben zu bringen. Die bloſe Vorſtellung davon macht mein Entſetzen rege. Ich könnte den Gürtel fahren laſſen, oder ich könnte dich mit mir in den Abgrund ziehen, und die Urſache deines Untergangs ſeyn. — Ey nun, Roger, wir — Aber warum willſt du dir dieſe Furcht machen? Ich habe dirs geſagt, die Freundſchaft wird meinen Muth ſtärken. Ich liebe dich zu ſehr, als daß ſie nicht Wunder thun ſollte. Höre alſo auf, mir mein Vorhaben zu widerlegen, es iſt bey mir feſt beſchloſſen. Ich merke, daß uns die Ungeheuer, die uns bewachen, beobachten; es giebt ſo gar Leute unter unſern Kameraden, die ſo niederträchtig wären, daß ſie uns verriethen. — Lebe wohl, ich höre die Glocke, die uns ruft, wir müſſen uns trennen. Lebe wohl, mein lieber Roger, bis auf morgen.

Sie werden wieder in ihren Kerker eingeſperret. Antonio hatte den Kopf von ſeinem Anſchlage voll. Er ſah, wie er ſchon über das mittelländiſche Meer ſetzte, wie er frey und mitten unter ſeinen Landsleuten war. Er befand ſich ſchon in den Armen ſeiner Frau und Kinder.

Einmal umarmete er ſeinen Kameraden mit Entzücken. Ich erblicke ein Schiff, lieber Freund, dort iſt es, ſieh hin, ſiehſt dus nicht eben ſo gut, als ich? Es wird zwar hier nicht landen, weil man die barbariſchen Seegegenden meidet; aber morgen, Roger, werden, wenn du willſt, unſere Leiden ein Ende nehmen und wir frey werden. — Wir frey werden? — Ja, morgen wird dieſes Schiff bis auf ungefähr zwey Meilen von dem Ufer vorbey fahren, und da wollen wir uns von dieſen Felſen herab ins Meer ſtürzen, und an das Schiff, oder um unſer Leben kommen. Denn iſt der Tod nicht einer grauſamen Knechtſchaft vorzuziehen? — Kannſt du dich retten, antwortete Roger, ſo werde ich mein unglückliches Schickſal mit mehrerer Ergebung in den Willen Gottes ertragen. Es iſt dir ſehr wohl bekannt, Antonio, wie lieb du mir biſt! Dieſe Freundſchaft, die ich für dich hege, wird ſich nur mit meinem Leben endigen. Ich bitte mir nur die einzige Gefälligkeit von dir aus, lieber Freund, gehe zu meinem Vater. — Hat ihn der Kummer über meinen Verluſt und das Alter noch nicht ins Grab gebracht, ſo ſag ihm — Ich ſoll zu deinem Vater gehen, mein lieber Roger? Ey! was mutheſt du mir zu? Sollte es mir möglich ſeyn, glücklich zu ſeyn, nur einen Augenblick zu leben, wenn ich dich in der Sklaverey ließe? — Aber, Antonio, ich kann ja nicht ſchwimmen, und du, du weißt es. — Ich weiß, wie ich dich lieben muß, verſetzte der Spanier,

Spanier, und zerfloß in Thränen und drückte den Roger mit Innbrunſt an ſeine Bruſt. Mein Leben hängt an dem Deinigen. Wir wollen uns alle beyde retten. Komm, die Freundſchaft wird mir Stärke geben, du kannſt dich an den gegenwärtigen Gürtel anhalten. — Es iſt vergeblich, Antonio, hieran zu denken. Ich kann mich der Gefahr nicht blos ſtellen, meinen Freund ums Leben zu bringen. Die bloſe Vorſtellung davon macht mein Entſetzen rege. Ich könnte den Gürtel fahren laſſen, oder ich könnte dich mit mir in den Abgrund ziehen, und die Urſache deines Untergangs ſeyn. — Ey nun, Roger, wir — Aber warum willſt du dir dieſe Furcht machen? Ich habe dirs geſagt, die Freundſchaft wird meinen Muth ſtärken. Ich liebe dich zu ſehr, als daß ſie nicht Wunder thun ſollte. Höre alſo auf, mir mein Vorhaben zu widerlegen, es iſt bey mir feſt beſchloſſen. Ich merke, daß uns die Ungeheuer, die uns bewachen, beobachten; es giebt ſo gar Leute unter unſern Kameraden, die ſo niederträchtig wären, daß ſie uns verriethen. — Lebe wohl, ich höre die Glocke, die uns ruft, wir müſſen uns trennen. Lebe wohl, mein lieber Roger, bis auf morgen.

Sie werden wieder in ihren Kerker eingeſperret. Antonio hatte den Kopf von ſeinem Anſchlage voll. Er ſah, wie er ſchon über das mittelländiſche Meer ſetzte, wie er frey und mitten unter ſeinen Landsleuten war. Er befand ſich ſchon in den Armen ſeiner Frau und Kinder.

Roger machte ſich eine ganz andere Vorſtellung. Er erblickte ſeinen Freund, wie er ein Schlachtopfer ſeiner Großmuth, wie er mit ihm in den Abgrund des Meers geführt wurde, und wie er endlich umkam, da er ſich doch vielleicht, wenn er nur allein auf ſeine Erhaltung bedacht geweſen wäre, hätte retten und wieder zu den Seinigen kommen können, welche allem Anſcheine nach ſeine Sklaverey beſeufzen und darüber den größten Kummer ausſtehen würden. Nein, ſagte der unglückliche Franzos bey ſich ſelbſt, ich will dem ungeſtümmen Anhalten des Antonio nicht nachgeben. Ich will ihm um der großmüthigen Freundſchaft willen, die er mir gewiedmet hat, den Tod nicht zuziehen. Er wird frey werden. Mein unglücklicher Vater wird wenigſtens hören, daß ich noch lebe und ihn allezeit liebe. Ach! ich ſollte ihn in ſeinem Alter unterſtützen und ihn tröſten. Ich wäre ihm unentbehrlich nöthig. Vielleicht giebt er dieſem Augenblicke in der Dürftigkeit ſeinen Geiſt auf, und wünſchet, ſeinen Sohn zu ſehen und zu umarmen. — Wohlan, Antonio mag glücklich ſeyn, mein Tod wird mir hernach nicht ſo ſchwer werden.

Es wollte an dem folgenden Tage Niemand zur gewöhnlichen Stunde kommen, und die Sklaven aus ihrem Gefängniſſe laſſen. Der Spanier wollte für Ungedult ſterben, und Roger wußte nicht, ob er ſich über dieſen widrigen Vorfall freuen oder betrüben ſollte. Endlich führte

man

man ſie wieder zu ihrer Arbeit. Sie konnten nicht miteinander reden; denn es war an dieſem Tage ihr Herr mit ihnen gegangen. Antonio konnte weiter nichts thun, als daß er den Roger anſah und ſeufzete. Er wies ihn bisweilen mit den Augen aufs Meer, und konnte bey dieſem Anblicke Regungen nicht zurückhalten, die bey ihm auszubrechen im Begriff waren. Der Abend kömmt herbey, und ſie ſind alleine. Wir wollen uns den Augenblick zu Nutze machen, rief der Spanier aus, indem er ſeinen Kameraden anredete, komm! — Nein, lieber Freund, ich kann mich nimmermehr dazu entſchlieſſen, dein Leben in Gefahr zu ſetzen; lebe wohl, lebe wohl. — Antonio, ich umarme dich zum leztenmahl. Rette dich, ich bitte dich inſtändigſt, verliere keine Zeit, und denke jederzeit an unſre herzliche Freundſchaft. Ich bitte mir das einzige von dir aus, mir den Liebesdienſt zu leiſten, den du mir in Anſehung meines Vaters verſprochen haſt. Er muß ſehr alt und ſehr zu beklagen ſeyn; gehe zu ihm und tröſte ihn. Sollte er einige Hülfe nöthig haben — lieber Freund! —

Bey dieſen Worten fiel Roger dem Antonio in die Arme und vergoß einen Strohm von Thränen, das Herz blutete ihm. — Du weineſt Roger, es kömmt aber hier nicht auf Thränen, ſondern auf Muth an. Widerſetze dich nicht länger. Wenn du noch eine Minute verziehſt, ſo ſind wir verloren. Wir bekommen vielleicht die Gelegenheit niemals wieder. Wähle, entweder

laß dich mitnehmen, oder ich ſtoße mir den Kopf an dieſen Felſen ein.

Der Franzos fällt dem Spanier zu Fuße, will ihm noch Vorſtellung thun, ihm die unausbleibliche Gefahr zu erkennen geben, in die er ſich begäbe, wenn er darauf beſtehen wollte, ihn mit ſich retten zu wollen. Antonio blickt ihn zärtlich an, umarmt ihn, erreicht den Gipfel eines Felſen, und ſpringt mit ihm ins Meer. Sie gehen anfänglich zu Grunde, kommen aber darauf wieder über das Waſſer herauf. Antonio nimmt alle ſeine Kräfte zuſammen, ſchwimmt und zieht den Roger an ſich, der ſich den Bemühungen ſeines Freundes zu entziehen und zu befürchten ſcheint, ihn im Sinken mit ſich fortzureiſſen. Die Leute, die ſich im Schiffe befanden, geriethen über einen Anblick in Erſtaunen, den ſie nicht recht erkennen konnten. Sie glaubten, es wolle ein Meerwunder an ihr Schiff kommen. Ein neuer Gegenſtand zieht ihre Neubegierde davon ab. Man erblickt ein Boot, das ſich bemühet, das Ufer zu verlaſſen und dem, was man für einen ungeheuren Fiſch gehalten hatte, aufs eilfertigſte nachzuſetzen. Es waren das die über die Sklaven zu Wächtern geſetzten Soldaten, die ſich eifrigſt angelegen ſeyn lieſſen, den Antonio und Roger wieder zu erhaſchen. Dieſer letztere ſieht ſie kommen, und wirft die Augen zugleich auf ſeinen Freund, welcher anfieng von Kräften zu kommen. Er ſtrengt ſich an, reißt ſich vom Antonio los und ſagt zu ihm:

man

man ſetzt uns nach, rette dich und laß mich umkommen, ich halte dich in deinem Laufe auf. Er hatte dieſe Worte kaum geſagt, ſo ſank er auch ſchon in den Grund des Meers hinab. Den Spanier aber belebt eine neue Regung der Freundſchaft. Er fährt auf den Franzöſen zu, ergreift ihn in dem Augenblick wieder, da er umkommen wollte, und ſie verſchwinden alle beyde.

Da das Boot nicht wußte, wohin es ſeinen Lauf nehmen ſollte, ſo hatte es ſtille gehalten; da indeſſen ein von dem Schiffe abgeſchicktes Fahrzeug dasjenige in Augenſchein nehmen wollte, was ſie nur undeutlich hatten ſehen können; die Wellen fiengen auch wieder an, in Bewegung zu kommen. Man erblickt endlich ganz deutlich zwey Menſchen, davon der eine, welcher den andern feſthielt, alle Kräfte anſtrengte, auf das Fahrzeug zuzuſchwimmen. Man thut im Rudern alles nur mögliche, ihnen zu Hülfe zu eilen. Antonio iſt im Begriffe, den Roger fahren zu laſſen. Er hört, daß man ihm aus dem Fahrzeuge zuſchreyt, drückt ſeinen Freund an ſich, ſtrengt aufs neue ſeine Kräfte an, und hält ſich mit einer matten Hand an einem Rande des Fahrzeugs an. Er iſt im Begriffe, wieder zurück zu ſinken, man hält ſie aber alle beyde zurück. Die Kräfte des Antonio waren erſchöpft, er hatte nur noch ſo viel Zeit, daß er rufen konnte: man komme meinem Freunde zu Hülfe, ich muß ſterben; und es überzogen wirklich alle Schrecken des Todes ſein Geſicht. Roger,

ger, der in Ohnmacht gefallen war, öffnet die Augen, hebt den Kopf in die Höhe, und ſieht den Antonio neben ſich liegen und kein Zeichen des Lebens mehr von ſich geben. Er ſtreckt ſich nach ſeinem Körper aus, umarmt ihn, benetzt ihn mit ſeinen Thränen und ruft unzählichemal aus: mein Freund, mein Wohlthäter, ich bin dein Mörder! mein lieber Antonio, du hörſt mich nicht mehr, ſoll denn das dein Lohn dafür ſeyn, daß du mir das Leben gerettet haſt! Ach! man nehme mir es doch geſchwinde, dieſes unglückliche Leben, ich kann es nicht länger ertragen, ich habe meinen Freund verloren.

Roger will ſich erſtechen, man reißt ihm aber einen Degen, den er ergriffen hatte, aus der Hand. Er erzählte den Leuten im Fahrzeuge die Umſtände ſeiner Begebenheit mit lauter Schluchzen, fiel aber dabey immer wieder auf den Körper des Antonio. Möchte man mich doch nicht vom Sterben abhalten! Ja, mein Freund, ich will dir folgen, ſetzte er hinzu und überhäufte den erblaßten Körper mit ſeinen Küſſen und Thränen. — Habet um Gotteswillen Mitleiden, laſſet mich ſterben. —

Der Himmel, der ohne Zweifel durch die Thränen der Menſchen, wenn ſie aufrichtig ſind, gerührt wird, ſchien zum Beſten einer ſo ſeltenen Gedenkungsart ein ſonderbares Merkmal ſeiner Güte geben zu wollen. Antonio hohlt wieder Athem, Roger erhebt ein Freudengeſchrey, man fleht ihm in Hülfleiſtung des unglücklichen Spaniers

niers bey. Endlich öffnet er ein ſterbendes Auge. Er ſucht ſeine erſten Blicke auf den Franzoſen zu richten, und kaum hat er ihn wahrgenommen, ſo ruft er aus: ich habe meinen lieben Roger retten können!

Das Fahrzeug kömmt beym Schiffe an. Dieſe beyden Leute flößen dem Schiffsvolke eine Art der Ehrfurcht ein. Eine ſo große Gewalt hat die Tugend über alle Herzen! Sie erregen ein ſtarkes Mitleiden. Jedermann macht dem andern das Vergnügen ſtreitig, ihnen Gefälligkeiten zu erzeigen. Roger, der wieder nach Frankreich gekommen war, eilt in die Arme ſeines rechtſchaffenen Vaters, der für ausnehmender Freude beynahe geſtorben wäre, und wurde zum Gondelfahrer zu Verſailles ernennet Der Spanier, dem man ein Amt angetragen hatte, das für einen Mann ſeines Standes ſehr vortheilhaft war, wollte lieber bey ſeiner Frau und Kindern bleiben. Die Abweſenheit vermindert aber ſeine Freundſchaft im geringſten nicht. Er unterhielt mit dem Roger einen beſtändigen Briefwechſel. Dieſe Briefe ſind Meiſterſtücke einer herzlichen Aufrichtigkeit und Empfindung. Man wird ſie einmal zur Ehre einer Empfindung, die ſo viele heldenmäßige Handlungen veranlaſſet hat, an das Licht treten laſſen können.

14. Ungemeine Großmuth eines Dragoners.

Ein Dragoner, Namens Bonneſerre, der unter dem Regimente von Segur diente, war ſeit einiger Zeit zu Thionville einem alten Ritter des H. Ludwigs zugethan geweſen, welcher eingezogen lebte, kränklich und ſeines Geſichts beraubet war, und noch dazu von einer unmenſchlichen Frau verfolgt wurde, die ſich von ihm geſchieden hatte, und ihn doch zwingen wollte, ihr eine nicht allzuſtarke Summe Geld zu bezahlen, welche er von einem Gnadengehalte von 1200. Livres, als dem einzigen Vermögen, das er beſaß, nicht hatte abtragen können. Nachdem nun dieſe Frau in ihrer Grauſamkeit ſo weit gegangen war, daß ſie, ohne auf ſein Alter und ſeine Kränklichkeit Rückſicht zu nehmen, darum angehalten hatte, ihn ins Gefängniß ſchleppen zu laſſen: ſo konnte der Dragoner dieſes Schauſpiel nicht ausſtehen. Er erbittet ſich von den Gerichtsbedienten aus Gefälligkeit eine kurze Zeit, läuft zu ſeinem Hauptmanne, nimmt wieder auf acht Jahr Dienſte, befriediget die Gerichte von ſeinem Werbegelde, und erkauft alſo auf Koſten ſeiner Freyheit die Freyheit des Greiſes, den er in Ehren hält. Nachdem der Herr Vicomte von Segur, als Oberſter dieſes Regiments, von dieſem edlen und großmüthigen Zuge Nachricht erhalten hatte, ſo befahl er, daß man den Dragoner ſogleich zum Unteroffizier machen ſollte,

und verſprach ihm, daß wenn er in den acht Jahren ſeines neuen Dienſts ſeinen Abſchied verlangte, er ihn erhalten ſollte, ohne einmal das feſtgeſetzte Geld zu bezahlen. Der Dragoner hat ſeine Bedenklichkeit ſo weit getrieben, daß er die Ehrenſtufe, die ihm angetragen worden, lange ausgeſchlagen, und dabey geſagt hat, ſeine Belohnung läge ſchon in der Sache ſelbſt, und eine ruchtbar gewordene Wohlthat verlöre ihren ganzen Werth.

Der Taglöhner Lapin.

Auf dem vörderſten Holzplatze auf dem St. Bernhardsdamme, der an das Thor eben dieſes Namens ſtößt, fiel ein zwanzig Schuh hoher Holzſtoß, der von dem Herunterfallen einiger Scheite, die daran ſtießen und ihn mit feſt hielten, erſchüttert worden war, über den Haufen und 15 Schuh hoch eine ziemliche Strecke umher. Die Frau M. D. R. welche ſchwanger war, und eben auf ihrem Holzplatze zunächſt an dieſem Stoße ſtand, wäre ohne die Aufopferung und Gegenwart des Geiſtes eines Taglöhners, Namens Lapin, der ſich in dieſem ſchrecklichen Augenblicke nur einige Schritte von ihr befand, unfehlbar zerquetſchet worden. Dieſe junge Frau, die einzig und allein auf das gemeine Beſte bedacht war, gab ihren Untergebenen einige Befehle, als ihr ein Stück Holz auf den Kopf

fiel, und ſie über den Hauſen warf. Da der unerſchrockene Taglöhner ſah, daß ſie eine noch größre Gefahr treffen würde, ſo warf er ſich auf dieſe Unglückliche, deckte ſie mit Gefahr ſeines Lebens vor dem Herabfall des übrigen Holzſtoßes, ließ eine erſtaunende Menge Holz von allerley Größe auf ſeine Lenden und Hände herabfallen, wendete darauf nebſt ſeiner natürlichen Stärke die Behendigkeit an, die der Umſtand erforderte, und nahm diejenige, der er das Leben gerettet hatte, in ſeine Arme und trug ſie bis in ihr Haus. Dieſe That iſt um ſo ſchöner, je weniger ſie von einem eigennützigen Bewegungsgrunde herrührte, und je weniger der Urheber derſelben auf dem Holzplatze zu thun hatte, auf welchem ſich dieſer Vorfall ereignete. Es hat ſich dieſer unerſchrockene Mann weiter keinen Schaden dadurch zugezogen, als daß er große Schmerzen in ſeinen Lenden empfinden müſſen, und daß ihm die Hände ſehr zerſtoßen worden. Auch hat ſich das junge Frauenzimmer ſo wohl, als das Kind, mit dem ſie ſchwanger gieng, unter dem Beyſtande der Aerzte auſſer Gefahr befunden.

15. Vierzehender Unterricht.

D. Nunmehro mußt du das Verhältniß, in welchem du dich in dieſer Welt befindeſt, die Pflichten, die es von dir erfordert, und endlich den Stand einſehen, in welchen dich Gott

ſetzt hat, damit du in demſelben nach ſeinem Willen leben und ſterben mögeſt. Sage mir die Begriffe, die du dir davon gemacht haſt, und in wie ferne ſie mit deinem Glücke in Verbindung ſtehen!

K. Nachdem ich die natürlichen Empfindungen, die ich für meine Eltern hege, und die Pflichten, zu welchen ich zu meinem Beſten gegen ſie verbunden bin, habe erkennen lernen: ſo ſehe ich auch ein, daß ich, da mir Gott das Vermögen und die Freyheit gegeben hat, das Gute zu thün und das Böſe zu meiden, da er mir eine Vernunft und ein Gewiſſen verliehen hat, nach welchem ich mich in meinem Verhalten zu richten habe, ſeine gerechten Strafen verdienen würde, wenn ich die Geſetze nicht beobachten wollte, die er uns gegeben, und die er allen Menſchen vorgeſchrieben hat. Ich bin ſchuldig, ſie erkennen zu lernen, und meinem Gewiſſen mit dem Lichte meiner Vernunft zu ſtatten zu kommen.

D. Haben wir recht augenſcheinliche Merkmaale der Gerechtigkeit Gottes?

K. Obgleich die böſen Handlungen in der Welt jederzeit eine Strafe bey ſich haben, ſo hat uns Gott doch mehr ſeine Allmacht und ſeine Güte in die Augen fallen laſſen, als er uns von ſeiner Gerechtigkeit hat deutliche und in die Augen fallende Merkmaale geben wollen. Da er uns aber die Erkenntniß eines andern Lebens geſchenket hat, da wir alle Beweiſe vor uns haben,

uns zur Ueberzeugung von demſelben nöthig ſind; ſo müſſen wir von ſeiner Gerechtigkeit nach unſerm Tode gewiß verſichert ſeyn, wir müſſen uns vor den Strafen des zukünftigen Lebens, welche die Uebertretung und das Laſter nach ſich zieht, fürchten und ſie beſtändig vor Augen haben; ſo wie wir auf gleiche Art unſere Hoffnung auf ſeine Güte und Barmherzigkeit ſetzen können, wenn wir uns jederzeit, ihm gehorſam zu ſeyn, befliſſen, wenn wir ihn jederzeit mit aufrichtigem Herzen angebethet haben.

— Wir müſſen recht einſehen lernen, was das Verhältniß eines Geſchöpfes gegen unſern Schöpfer in Anſehung unſerer mit ſich bringe; was wir in Vergleichung mit einem allmächtigen und vollkommenen Gott ſind. Wenn wir unſre Betrachtung hierauf richten, ſo werden wir von einer Empfindung der Ehrfurcht, der Unterwürfigkeit und der Anbethung durchdrungen. Du mußt einſehen, was wir verdienen, wenn unſere Handlungen dieſer Empfindung zuwider laufen, wenn wir die Freyheit, die uns Gott gelaſſen hat, mißbrauchen, und ſeinen Geſetzen, unſerer eigenen Vernunft zuwider handeln. Er hat uns die innere Ueberzeugung von einem zukünftigen Leben gegeben, welche die Quelle unſerer Furcht und unſrer Hoffnung iſt, damit wir unſer Verhalten nach den Begriffen einrichten mögen, die wir von ſeiner Gerechtigkeit haben müſſen. Das iſt alſo das erſte von unſern Verhältniſſen in dieſer Welt; es beſteht darinnen,

daß

daß wir uns der Gerechtigkeit Gottes unterwerfen, und daß wir alles von ſeiner Güte und Barmherzigkeit erwarten. Unſere Pflichten in den übrigen Verhältniſſen haben von dieſem ihren Urſprung. Gott hat uns nebſt andern Menſchen in dieſe Welt geſetzt, es iſt ſein Wille geweſen, daß wir in derſelben in Geſellſchaft leben ſollen, und zwar um unſers Beſtens, um des Beſten aller willen; und ſo bald wir von dieſer Abſicht abweichen, ſo ſind wir ſtrafbar, unſer Gewiſſen erinnert uns hieran. Du mußt auf eben dieſe Art die Verbindlichkeiten erkennen, welche die Verhältniſſe, in denen du mit andern Menſchen ſtehſt, nothwendig erfordern. Siehſt du nicht ein, daß, da du unter ihnen lebſt, du auch ſchuldig ſeyſt, ihnen nachzuleben?

R. So bald ich die Vortheile der Geſellſchaft, den Frieden und andere Arten der Hülfe, die ſie mir zuwege bringt, genieße, ſo bin ich ſchuldig mich der Ordnung, die feſt geſetzt iſt, zu unterwerfen, das Glück meines Nächſten zu befördern, wenn ich das meinige genieſſen will, und andern das zu leiſten, was ich von ihnen erwarte. Das iſt eine Verbindlichkeit, die mir meine Vernunft und mein Gewiſſen vorſchreiben. Sie lehnen ſich wider mich auf, wenn ich davon abweiche; ich kann das nicht ohne Sünde, und ohne mich der Gerechtigkeit Gottes ſchuldig zu machen, thun; und wenn ich mir über dieſes die Hochachtung und Freundſchaft anderer wünſche,

ſo muß ich ſie durch die meinige und durch meine Tugenden verdienen.

— Laß uns demnach bedenken, daß wir als vernünftige Geſchöpfe Gott als unſern Schöpfer anbethen, als Menſchen alle Menſchen lieben, als Bürger, das iſt, als Glieder einer bürgerlichen Geſellſchaft der Ordnung, die in derſelben feſtgeſetzt iſt, nachkommen und über dieſelbe halten müſſen. Nach dieſen Wahrheiten und Empfindungen, die ſich natürlich in der Seele aller Menſchen befinden, können wir uns unſere Pflichten und unſer Glück, welches ſie nach ſich ziehen, deutlich vorſtellen. Wir müſſen damit den Anfang machen, daß wir uns ſelbſt erkennen, und unſere Verhältniſſe und Pflichten recht einſehen lernen, und hauptſächlich recht überzeugt ſeyn, daß unſer Glück von unſerer Neigung zur Tugend und von unſern Handlungen abhange. Es iſt der Grund und die Urſache alles deſſen, was wir thun, und es kann bey der Furcht vor den Strafen und Gerichten Gottes, und bey den Vorwürfen unſers Gewiſſens und der Verachtung unſers Nächſten nicht beſtehen.

16. Kurze Nachricht von dem Weltweiſen Epictet.

Epictet, ein ſtoiſcher Weltweiſer von Hierapolis in Phrygien war ein Sklave des Epaphroditus, eines Freygelaſſenen des Nero, den Domitianus um das Leben brachte. Der Weltweiſe ſchien in ſeiner Knechtſchaft frey, und ſein Herr ein Sklave, oder wenigſtens werth zu ſeyn, einer zu ſeyn. Epictet hatte bey einem kleinen und ungeſtalteten Körper eine große und ſtarke Seele. Nachdem ihm Epaphroditus eines Tags einen großen Schlag auf das Bein gegeben hatte, ſo erinnerte ihn Epictet ganz gelaſſen, es ihm nicht zu brechen. Der Unmenſch ſchlug ihn noch einmal dergeſtalt, daß er ihm das Bein zerbrach. Der Weiſe antwortete ihm, ohne aufgebracht zu ſeyn: hatte ich es dir nicht geſagt, du würdeſt mir es brechen?

Domitianus vertrieb den Epictet aus Rom; er kam aber nach dem Tode dieſes Kaiſers wieder zurück, und machte ſich in dieſer Stadt einen ehrwürdigen Namen. Adrianus liebete ihn und ſchätzte ihn hoch. Marcus Aurelius hielt ſehr viel auf ihn. Arrianus, ſein Schüler, gab vier Bücher Reden heraus, die er ſeinen Lehrmeiſter hatte ausſprechen hören. Eben das haben wir noch unter dem Namen Enchiridion oder Handbuch. Die Sittenlehre dieſes Buchs iſt einem Chriſten anſtändig. Es war nicht wohl

möglich, bey dem bloſen Lichte des Heydenthums weiter zu kommen.

Dieſer Sklave hatte die Seele eines Weiſen, der auch in der Sklaverey ſelbſt jederzeit vergnügt iſt. Ich bin, ſagte er, in dem Stande, in welchem ich nach dem Willen der Vorſehung ſeyn ſollte. Mich über ſie beklagen, hieße, ſie beleidigen. Die beyden Hauptſtücke ſeiner Sittenlehre waren, daß man wiſſen müſſe, zu leiden und zu meiden. Er traf die nöthigen Mittel zur Ausübung des erſtern Grundſatzes in ſich ſelbſt an. Er ſah es mit gutem Grunde als ein Merkmaal eines verderbten Herzens an, wenn man ſich ſo bald tröſtet, als man andere eben die Noth leiden ſieht, die wir leiden. Was! rief dieſer Weltweiſe aus, ſollte denn, wenn man dich verdammte, enthauptet zu werden, das ganze menſchliche Geſchlecht zu eben dieſer Leibesſtrafe verdammet werden müſſen?

Die Erlernung der Weltweisheit erforderte ſeiner Meynung nach eine reine Seele. Ein in den Wollüſten erſoffener Menſch begehrte die Wiſſenſchaften zu erlangen, die Epictet ſeinen Schülern beybrachte. Unvernünftiger, (ſagte der Weltweiſe zu ihm,) was willſt du machen? Dein Faß muß rein ſeyn, ehe du das Geringſte hineingieſſeſt. Denn ſonſt wird alles verderben, was du hineinthuſt.

Er verglich das Glück mit einem Weibe von guter Herkunft, das mit Sklaven Unzucht treibt. Wir haben ſehr Unrecht, ſagte er, wenn wir der

Armuth

Armuth Schuld geben, daß ſie uns unglücklich machte. Nur der Ehrgeiz, nur unſere unerſättlichen Begierden machen uns wirklich elend. Und wären wir Herren der ganzen Welt, ſo würde uns der Beſitz derſelben nicht von unſerer Furcht und von unſerm Kummer befreyen können. Nur allein die Vernunft hat dieſes Vermögen.

Epictet behauptete den Lehrſatz von der Unſterblichkeit der Seele, ohne welchen weder Tugend, noch Sittenlehre ſtattfindet, eben ſo ſtark, als die Stoiker; aber er war wider den Selbſtmord, den dieſe Weltweiſen für erlaubt hielten. Das Gebet, das er im Sterben thun zu können wünſchte, und das aus dem Arrianus genommen iſt, iſt folgendes:

„Herr! Habe ich deine Gebote übertreten? „Habe ich die Gaben, die du mir gegeben haſt, „gemißbrauchet? Habe ich dir nicht meine Sinne, meine Wünſche und meine Meynungen „unterworfen? Habe ich mich jemahls wider „dich beklaget? Habe ich deine Verſehung an„geklaget? Ich bin krank geweſen, weil du es „gewollt haſt, und auch ich es gewollt habe. Ich „bin arm geweſen, weil du es haſt haben wol„len, und bin mit meiner Armuth zufrieden ge„weſen. Ich habe in der Niedrigkeit gelebet, „weil du es haſt haben wollen, und habe nie„mahls begehret, aus derſelben zu kommen. „Haſt du jemahls geſehen, daß ich traurig über „meinen Zuſtand geweſen wäre? Haſt du mich

„in der Kleinmüthigkeit und im Murren erblickt? „Ich bin noch vollkommen bereit, alles über „mich ergehen zu laſſen, was dir über mich an„zuordnen gefallen wird. Das geringſte Zei„chen von dir iſt mir ein unverbrüchlicher Befehl. „Es iſt dein Wille, daß ich von dieſem herrli„chen Schauplatze abtreten ſoll: ich verlaſſe alſo „denſelben, und ſage dir tauſendmahl demüthig„ſten Dank, daß du mir die Gnade verliehen „haſt, denſelben zu betreten, und mich alle deine „Werke ſehen zu laſſen und mir die wundervolle „Ordnung, mit welcher du dieſes Weltgebäude „regiereſt, vor die Augen zu ſtellen.“

17. Geſchichte Cheverts.

Franz Chevert, der am 21. Hornung 1695. zu Verdun an der Maas gebohren worden war, ſchwang ſich von der Stelle eines gemeinen Soldaten zu der Würde eines Generallieutenants. Er hatte alles ſeinen Verdienſten, und nicht das Geringſte der Gunſt oder liſtigen Kunſtgriffen zu danken. Er hatte mit dem Neide und mit der Niedrigkeit ſeiner Herkunft zu kämpfen. Eine gründliche Erlernung der Taktik, die größte Liebe zu ſeinen Pflichten, ein brennendes Verlangen, ſich hervorzuthun, waren die Gönner, die an ſeiner Beförderung arbeiteten. Wir wollen nicht alle die merkwürdigen Gefechte anführen, in

in welchen er ſich hervorthat. Jedermann iſt der Zurückzug des Marſchalls von Belleisle von Prag bekannt. Chevert, den er mit achtzehen hundert Mann zurück ließ, ſah ſich vom Hunger, von den Einwohnern und von einer zahlreichen Armee genöthiget, die Geiſeln der Stadt zu nehmen, ſie in ſein eigenes Haus einzuſperren und Fäßer Pulver in die Keller zu ſetzen, und war entſchloßen, ſich mit ihnen in die Luft zu ſprengen, wenn ihm die Bürger Gewalt thun wollten. Er erhielt, was er verlangte, nämlich einen Abzug mit allen Ehrenzeichen des Kriegs. Der Fürſt von Lobkowitz geſtand ihm zwey Kanonen zu . . . . Die Kriege in den Jahren 1741. und 1757. gaben unſerm Krieger die gefährlichſten und rühmlichſten Gelegenheiten an die Hand. In der Schlacht bey Haſtembeck erhielt er den Auftrag, den Feind von den Gipfeln eines mit Holze bedeckten Bergs zu vertreiben. Bey dem Anrücken an denſelben ſah er den Marquis von Brehant mit grimmigen Blicken an, nahm ihn bey der Hand, und ſagte zu ihm: ſchwören Sie mir, daß Sie und Ihr Regiment ſich eher bis auf den letzten Mann niedermachen laſſen, als einen Schritt zurück weichen wollen! . . .

Das Vertrauen, das er den Soldaten einflößete, konnte nicht größer ſeyn. Bey einer Gelegenheit, bey der es darauf ankam, ſich einer Schanze zu bemächtigen, rief er einem Granadiere, deſſen Herzhaftigkeit ihm bekannt war,

und ſagte zu ihm: „geh gerade in die Schanze, „ohne dich aufzuhalten. Man wird zu dir ſa„gen: wer da? du darfſt aber nicht antworten. „Man wird es zum zweytenmal zu dir ſagen; „du mußt aber immer fortgehen, ohne das Ge„ringſte zu antworten. Beym drittenmahl wird „man Feuer auf dich geben, aber dich nicht tref„fen. Du mußt auf die Wache losgehen, und „ich werde bey der Hand seyn, dich zu decken.“ Der Granadier gieng augenblicklich fort, und es erfolgte alles, wie es Chevert vorhergeſehen hatte. . . .

Dieſer tapfere Offizier ſtarb den 24. Jenner 1769. im vier und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters. Er wurde in der Pfarrkirche S. Euſtachius zu Paris begraben. Cheverts Lobſpruch iſt in folgende Worte verfaßt und dem Herrn von Alembert zugeeignet worden:

„Ohne Ahnen, ohne Stütze, als ein Waiſe „von Kindesbeinen an trat er den Dienſt im „eilften Jahre ſeines Alters an. Er ſtieg des „Neides ungeachtet wegen ſeiner groſſen Ver„dienſte, und jede Stufe war eine Belohnung „einer glänzenden That. Es fehlte ihm der ein„zige Titel Marſchall von Frankreich, nicht an „ſeinem Ruhme, ſondern zum Beyſpiele derer, „die ſich ihn zum Muſter vorſtellen wollen.“

18. Bernhard von Paliſſy.

Dieſer berühmte Mann, der zu Agen gebohren war, war ein Töpfer zu Saintes; ſein Verſtand aber und ſeine Kenntniſſe giengen über ſeinen Stand. Er mahlte auf Glas und hatte ſich auf die Chymie und alle Künſte geleget, die in dieſelbe einſchlagen. Er lebte noch im Jahre 1584. und war damahls 60. Jahr alt. Da er ein Calviniſte war, ſo ſagte Heinrich der III. einmal zu ihm: er würde ſich gezwungen ſehen, ihn ſeinen Feinden zu überliefern, wenn er ſeine Religion nicht änderte. Er antwortete: „Sie haben einigemal zu mir geſagt, Sire, Sie hätten Mitleiden mit mir; ich aber habe Mitleiden mit Ihnen, da Sie die Worte ausgeſprochen haben: ich ſehe mich gezwungen. Das heißt nicht reden, wie ein König. Ich aber will Ihnen in königlicher Sprache ſagen, daß die Guiſarte, Ihr ganzes Volk und Sie einen Töpfer nicht zwingen ſollen, vor Bildſäulen ſeine Knie zu beugen.“ Er ſagte gemeiniglich, er hätte keine andern Güter gehabt, als Himmel und Erde. — Seine Bücher handeln vom Ackerbaue, vom Schmelzen, vom Mergel, von den Salzen, von den Waſſern und von den Mißbräuchen der Arzneykunſt.

Paliſſy war der erſte, welcher die wahre Theorie der Springbrunnen lehrte. Fontenelle ſagt, er wäre ein ſo groſſer Naturkundiger, als ihn die Natur hervorbringen könne. Er öff-

nete feine Ausſichten in Anſehung der Vollkommenheit des Ackerbaues und der natürlichen Geſchichte. Er war der erſte, der ſich zu ſagen getrauete, es wären alle ausgegrabene Muſcheln wahrhafte Muſcheln, die ehemals von dem Meere an die Oerter wären geführet worden, an welchen ſie ſich damals befanden; und das iſt nicht der einzige Gedanke, den er mit dem Herrn von Buffon gemein hat.

Es giebt in Tyrol und in dem Walliſerlande eine Menge Hirten, die in der Mechanik und Sternſeherkunſt geſchickt ſind. Sie erfinden in ihren müſſigen Stunden Kunſtwerke, die ſehr ſinnreich ſind, und vorausſetzen, daß ſie die Geſchicklichkeit der Zuſammenſetzung im höchſten Grade beſitzen.

In den Pyrenäiſchen und Sevenner Gebürgen iſt der Verſtand der Hirten zwar nicht zu Rechnungen und Beobachtungen geneigt, aber der Erd- und Himmelsſtrich macht ſie zu Poeten, und es iſt manches unter ihren Heldengedichten, das unſere Hofpoeten zur Verzweiflung bringen würde.

Die

Die mütterliche Liebe.

Bey einer Feuersbrunſt, die in einem Dorfe Namens die Garenne, das zu dem Pfarrſpiele du Pleſſis-Praslin gehört, bey der Nacht entſtand, wachte eine Frau, welche 26 Jahr alt und kaum wieder von einer ſchweren Geburt aufgekommen war, bey nahe mitten in den Flammen auf. In dieſem ſchrecklichen Unglücke dachte ſie nur an ihren Sohn, der fünf Jahr alt war, und in der nächſten Kammer lag. Das war ihr Gut, ihr einziges Gut. Sie geht ſchnell darauf zu und macht die Thür auf. Wirbel von Rauch und Flammen verſperren ihr den Weg, aber es hält ſie nichts auf. Sie geht nicht mehr auf der Erde, ſie fliegt, geht über die brennenden Balken, kriecht in einen Ofen, ſucht, findet, ergreift darinnen ihr Kind, drückt es an ihre Bruſt, und rettet ſich mitten durch ein neues Feuer, das ſie ſchon von allen Seiten umgiebt. Verſchiedene Leute bemühen ſich, die Trümmer ihres Vermögens zu retten; ſie geht aber mitten durch ſie, ohne ſie wahrzunehmen, ohne ſie anzuſehen, ohne ſie zu hören. Sie ſieht, ſie fühlt nur ihren Sohn, hat Hände und Augen an dieſe koſtbare Bürde angeheftet, und läuft bis mitten auf einen Acker, ohne zu wiſſen, wohin ſie geht und wo ſie iſt, und fällt mit ihrem Sohne, den ſie noch immer in ihren Armen hält, ohnmächtig in eine Furche. Sie ſind beyde in das Dorf du Pleſſis-Praslin gebracht worden, wo ſie

nur einen Augenblick wieder zu ſich gekommen ſind, und gleich darauf mit einander ihren Geiſt aufgegeben haben.

19. Merkwürdige, den König in Preußen, Friedrich den Großen betreffende Anekdote.

In der Schlacht bey Torgau grieff der König in Preuſſen die Oeſterreichiſche Armee zuerſt mit dem linken Flügel ſeiner Armee an, und der Sieg trat nicht eher, als bey einbrechender Nacht, auf ſeine Seite, nachdem ſich der General **von Ziethen** endlich mit dem rechten Flügel der Anhöhen bey Syptiz bemeiſtert hatte. Die darauf folgende Nacht war überaus kalt. Die Preußiſchen Truppen brachten ſie in den Waffen bey ſehr vielen Feuern zu. Bey Tages Anbruche begab ſich der König von dem linken Flügel zu dem rechten. Nachdem er zu ſeinem Regimente der Garde zu Fuß gekommen war, ſo ſtieg er vom Pferde, und ſetzte ſich mitten unter ſeinen Grenadiren an das Feuer. Man erwartete nur den hellen Tag zur Erneuerung des Angriffs, wenn die Oeſterreicher auf dem Schlachtfelde ſtehen geblieben ſeyn ſollten. Der König ſchwatzte ganz vertraulich mit den Soldaten, und lobte das Regiment, das ſo tapfer gefochten hatte. Die Granadiere drängten ſich um ihn herum, und

einer unter ihnen, Namens Rubiack, mit welchem ſich der König gerne zu unterhalten pflegte, und welchen er ſchon oft beſchenket hatte, war ſo kühn, daß er ihn fragte, wo denn er in der Schlacht geſteckt hätte? — „Wir ſind gewohnt, „fuhr er fort, Dich an unſrer Spitze zu ſehen, „und von Dir ſelbſt in das dickſte Handgemenge „geführt zu werden; heute aber haben wir nichts „von Dir zu ſehen bekommen. Es iſt nicht „fein, daß Du uns ſo im Stiche läßt.“ — Der König antwortete dem Granadier mit einer recht rührenden Aufrichtigkeit, er hätte den linken Flügel angeführet, und alſo nicht bey ſeinem Regimente ſeyn können. Unter dieſer Unterredung knöpfte der König, dem es an dem Feuer zu warm wurde, ſeinen blauen Ueberrock auf, und die Granadiere wurden gewahr, daß ihm eine Flintenkugel aus den Kleidern fiel, die ihm die Bruſt geſtreift hatte und durch den Ueberrock und die Uniform gegangen war. Bey dieſem Anblicke kamen ſie für Begeiſterung auſſer ſich und ſchrien alle: „ja, Du biſt der alte „Fritz, (ein deutſches Verkleinerungswort des „Namens Friedrich) Du theilſt gerne alle unſere Gefahren mit uns; und wir, wir wollen „für Dich ſterben. Es lebe der König! es „lebe Friedrich! an die Oeſterreicher, Kameraden, an die Oeſterreicher, drauf, „Marſch!“

Die Linien ſtellten ſich in einem Augenblicke in Ordnung, und die Offiziere hatten alle Mühe

von der Welt, den Eifer dieſer beherzten Soldaten zurückzuhalten, und ihnen begreiflich zu machen, daß es noch nicht Zeit ſey, an den Feind zu gehen.

Großmüthige Aufopferung eines Feldwebels.

Ein Feldwebel von der Piemonteſiſchen Garde deckte mit einigen Soldaten das unterirrdiſche Gewölbe eines Werks der Veſtung. Die Mine war geladen, und es fehlte weiter an nichts, als daß Jemand mit einer Brandröhre einige Kompagnien in die Luft ſprengte, die ſich des Werks bemeiſtert und darinnen feſtgeſetzt hatten. Der Verluſt dieſes Werks hätte die Uebergabe des Platzes beſchleunigen können. Dieſer Feldwebel gab alſo den Soldaten, die er unter ſich hatte, gemeſſenen Befehl, ſich zurück zu begeben und trug ihnen auf, den König, ſeinen Herrn, in ſeinem Namen zu erſuchen, ſich ſeiner Frau und Kinder anzunehmen. Er ſchlug darauf ſogleich den Mauerſtein heraus, zündete das Pulver an und ſtarb für ſein Vaterland.

10. Närriſche Anekdote, die ſich in einer der letzten Feuersbrünſte zu Pera bey Conſtantinopel zugetragen.

Es ſtand das Haus eines griechiſchen Dollmetſchers im Brande. Er hatte mit Hülfe von fünf bis ſechs Janitſcharen faſt alle ſeine Sachen gerettet; aber ich weiß nicht, wie es kam, daß eines von ſeinen Kindern in der Wiege war vergeſſen worden. Man konnte nicht mehr hineinkommen. Es ſtand alles im Feuer. Der unglückliche Vater konnte in ſeiner Verzweiflung nicht anders denken, als daß ſein Kind ein Raub der Flammen geworden. Auf einmal ſieht man einen groſſen Hund, den er hatte, von dem Hauſe weglaufen, der das Kind im Maule hatte und es mit ſeinen Windeln feſt hielt. Man macht ſich über ihn her; er will es aber nicht fahren laſſen, entſpringt allen denen, die ihn umgeben, läuft mit ihm durch viele Gaſſen, und bleibt nicht eher ſtehen, als bis er an die Hausthür eines von den Freunden ſeines Herrn gekommen; legt da die koſtbare Bürde auf der Thürſchwelle nieder, und bleibt ſo lange dabey ſtehen, bis die Thür aufgemacht wird. Sollte man wohl errathen können, was dieſer treue und großmüthige Diener dafür für eine Belohnung bekommen habe? Der griechiſche Dollmetſcher war in der That darauf bedacht, ihm eine dafür zu geben; die Belohnung aber, die er wählte, iſt eben ſo traurig, als närriſch. Er ſchlug den Hund mit eigner

eigner Hand tod, und ſpeißte ihn mit ſeiner Familie bey einer prächtigen Mahlzeit, die er bey dieſer Gelegenheit gab. „Er hat ſich zu gut „aufgeführt, sagte er, als daß man ihn eine „Speiſe der Würmer werden laſſen ſollte. Er „muß von Menſchen gegeſſen werden, und ihr „Leute müſſet nothwendig dabey gewinnen; denn „er wird euch wohlthätiger machen.“

Es liegt in dieſem durch Zeugen beſtätigten Zuge noch mehr Grauſames, als Gefühlvolles. Man ſieht gleich, daß der Auftritt in der Türkey geſchehen ſey. Es war weit natürlicher, dem armen Hunde zu liebkoſen, und ihn bis an ſein hohes Alter zu warten und zu pflegen, als ihn wie Wölfe zu freſſen. Die Art, wie man mit den Thieren umgeht, verräth jederzeit die einem Lande angebohrne und ihm eigene Gemüthseigenſchaft. In Indien würde man einem Hunde nach einem ſolchen Zuge einen Tempel gebauet haben. Das würde nun ohne Zweifel eine Thorheit geweſen ſeyn; aber es iſt doch beſſer, aus allzugroſſer Erkenntlichkeit, als aus allzugroſſer Undankbarkeit ſündigen.

Die wahre Mutter.

Am Pfingſtdienſtage fand man ein junges Mädchen von fünf bis ſechs Jahren in der S. Jakobsſtraſſe auf den Stufen der Kirche des h. Yvo. Sie rief ihrer Mutter mit einem erbärmlichen

lichen Geſchrey. Es lag ein kleiner Bündel neben ihr, in welchem einige Hemden für ſie lagen, und welcher ſogleich zu erkennen gab, daß ſie verlaſſen worden ſey. Man brachte es ſo weit, daß ſie zu ſchreyen aufhörte, daß man ihre Wohnung erfuhr und vernahm, es hätte ſich der Vater dieſes jungen Mädchens wieder verheurathet und wäre darauf davon gegangen; und es hätte die Stiefmutter des Kindes in der äuſſerſten Dürftigkeit eben das Haus verlaſſen, ohne den Ort anzuzeigen, wo ſie ſich hingewendet hätte.

Die Thränen der jungen Unglücklichen verdoppelten ſich in dieſem Augenblicke, und ſchienen die Leute, die um ſie her ſtanden, um Erbarmen anzuflehen, als die Ehegattin des Herrn Journeau, der ein Diener der Kirche des h. Yvo war, ſich durch den Haufen Leute durchdrängte, ihr liebkoſete, ſie mit nach Hauſe nahm, und mit der treuherzigen Beredſamkeit, die von Herzen geht, zu ihrem Manne ſagte: „Die „Thiere ſorgen für ihre Jungen; wie iſt es alſo „möglich, daß die Menſchen ihre Kinder ver„laſſen können? Dieſe arme Waiſe iſt hülflos, „giebſt du's zu, daß ich Mutterſtelle bey ihr ver„trete? Wir ſind zwar nicht reich, wir wollen „ſie aber nach unſerm Vermögen erziehen, und „der Himmel wird uns ſegnen.“ Das Kind wurde angenommen, und dieſe ſchätzbare Frau ſorgt auf das angelegentlichſte für daſſelbe.

21. Die Soldaten des Regiments Iſle de France.

In der Nacht vom 20. auf den 21. Julius 1786. verzehrte eine Feuersbrunſt einen ziemlich groſſen Theil der Vorſtädte zu Granville. Auf den erſten Feuerlärmen eilte die ganze Beſatzung, welche aus dem zweyten Bataillon des Regiments Iſle de France beſtand, den Nothleidenden zu Hülfe, von welchen einige ein Raub der Flammen wurden, andere aber um alle das Ihrige kamen. Die Soldaten thaten ſich nach dem Beyſpiele ihrer Befehlshaber durch ihre Arbeit, durch ihre Mitleidigkeit und durch ihre Großmuth hervor.

Man hat ihnen die Erhaltung des übrigen Theils der Vorſtadt zu danken. Sie haben ihrem Eifer durch einen lobenswerthen Zug die Krone aufgeſetzt. Denn die Stadt ließ ihnen aus Erkenntlichkeit für ihre geleiſtete Hülfe ein Faß Wein anbiethen; das ſie aber ausſchlugen, und bathen, daß man den Werth deſſelben unter die Abgebrandten austheilen möchte. Man überſchickte ihnen ſogleich 240. Livres, die ſie aber ebenfalls augenblicklich dem Pfarrverweſer zu Granville mit der Erklärung zuſtellten, daß ſie an ſeine Pfarrkinder ausgezahlt werden ſollten.

Zug der Erkenntlichkeit eines Soldaten.

Ein Soldat von dem Fußvolke, der zu Dole in Beſatzung lag, kam im Winter etwas ſpät wieder in die Stadt, und die Wache wartete mit dem Thorſchluſſe nur auf ihn. Der Offizier, der bey der Wache von dem Regimente Royal-Artillerie war, gab ihm einige Verweiſe, welche der Soldat mit einer Ohrfeige erwiederte. Er wird in Verhaft genommen und nach dem Kriegsrechte verurtheilet, gehenket zu werden; der Offizier aber nahm ſich ſeiner Sache ſo gut an, daß die Strafe in ein achtmonatliches Gefängniß verwandelt wurde. Einige Jahre darauf wird dieſer Offizier ſtarker Schulden wegen in Verhaft genommen und auf die Feſtung Griffon zu Beſanſon geſetzt. In einer Nacht wurde er plötzlich von einem Lärmen aufgeweckt, der an ſeinem Fenſter gemacht wurde. Er fragt, was das ſey; und man antwortet ihm, er ſolle ohne Bedenken aufmachen, man wolle ihm wieder zu ſeiner Freyheit verhelfen. Der Offizier macht das Fenſter auf und trifft an demſelben den Soldaten an, dem er das Leben gerettet hatte. Dieſer dienſtfertige Menſch war mit Gefahr, mit der Strafe eines Ausreiſſers angeſehen zu werden, darum ſechs Meilen weit gelaufen, damit er ſeinem Wohlthäter wieder zu ſeiner Freyheit verhelfen möchte. Der Gefangene bezeigte ihm die lebhafteſte Erkenntlichkeit und ſchlug ſein Anerbiethen aus. Er gab ihm ſeinen Beutel, und

nöthig-

nöthigte ihn, wieder zu ſeinem Regimente zu gehen, und ſtellte ihm zugleich einige Zeilen zu, in welchen er die Urſache der Abweſenheit dieſes großmüthigen Soldaten beſcheinigte.

22. Der H. Phocas, ein Gärtner und Blutzeuge.

Phocas lebte zu Sinope in Pontus. Er hatte einen Garten vor dem Thore der Stadt, den er mit groſſer Sorgfalt bauete, und von welchem er durch ſeine Arbeit ſo viel gewann, daß er ſeinen Unterhalt davon haben und auch den Armen damit beyſpringen konnte. Sein kleines Haus ſtand allen denen offen, die in daſſelbe einkehren wollten. Gott belohnte die Mildthätigkeit ſeines Dieners mit der Gnade des Märtyrerthums, und Phocas wurde, nachdem er den Nutzen von ſeiner Arbeit den Armen Jeſu Chriſti ſo freygebig mitgetheilt hatte, für würdig erkannt, auch ſo gar ſein Blut und ſein Leben um Jeſu Chriſti willen hinzugeben.

Es erhob ſich eine grauſame Verfolgung wider die chriſtliche Religion. Man glaubt ſehr wahrſcheinlich, daß es die Verfolgung des Diocletianus geweſen. Die Chriſten wurden allenthalben als Böſewichter aufgeſucht, und es wurden alle, derer man habhaft werden konnte, aufs grauſamſte beſtraft. Phocas war, ob er gleich

in

in einem ſehr niedrigen Stande lebte, doch ſeiner Gottesfurcht und Mildthätigkeit gegen die Armen wegen ſo bekannt, daß er bey den Verfolgern als ein Jünger Jeſu Chriſti angegeben wurde. Dieſes vermeinte Verbrechen wurde darum für hinlänglich erwieſen angeſehen, weil es landkundig war; und man glaubte in Anſehung ſeiner die förmlichen Umſtände der Gerechtigkeit nicht beobachten zu müſſen. Man ſchickte alſo Leute ab, die den Befehl hatten, ihm auf der Stelle das Leben zu nehmen. Da dieſe Henker nicht eher in die Stadt gehen wollten, als bis ſie von ſeiner Wohnung gewiſſe Nachricht eingezogen hätten, damit ſie ihn deſto leichter möchten in Verhaft nehmen können: ſo kehrten ſie, ohne es zu wiſſen, eben bey dem ein, den ſie ſuchten. Er nahm ſie eben ſo liebreich auf, als er ſonſt Ausländer aufzunehmen gewohnt war. Sie ſagten ihm anfänglich von nichts; nachdem ſie aber Phocas unter der Mahlzeit gefragt hatte, was ſie in der Stadt zu verrichten hätten, ſo glaubten ſie, ſich ihrem Wirthe für ſeine gute Aufnahme dadurch erkenntlich erzeigen zu müſſen, daß ſie ihm die Urſache ihrer Ankunft eröffneten. Nachdem ſie ſich alſo die Verſchwiegenheit von ihm ausgebethen hatten, ſo ſagten ſie zu ihm, ſie wären abgeſchickt, einen Chriſten, Namens Phocas, in Verhaft zu nehmen und hinzurichten, und erſuchten ihn, ihnen denſelben entdecken zu helfen. Der Diener Gottes antwortete ihnen, ohne ſich zu entſetzen, er kenne den Phocas und

wolle ihnen an dem folgenden Tage früh gewiſſe Nachricht von dem Orte ſeines Aufenthalts geben.

Nachdem ſich ſeine Gäſte niedergelegt hätten, ſo machte er ſein Grab und ſetzte zu ſeiner Beerdigung alles in Bereitſchaft. Da es alſo Tag geworden, ſo ſagte er zu ihnen: Phocas hat ſich gefunden, und ihr könnet ihn in Verhaft nehmen, wenn ihr wollet. Sie waren hierüber ſehr vergnügt, und fragten ihn, wo er wäre. Er iſt nicht weit von hier, antwortete er, ihr ſehet ihn, ich bin es ſelbſt, thut, was euch befohlen iſt. Dieſe Leute geriethen in ein ausnehmendes Erſtaunen und wurden ganz unbeweglich; indem ſie ſich nicht entſchlieſſen konnten, einem Manne das Leben zu nehmen, der ſich als einen ſo groſſen Gaſtfreund gegen ſie erwieſen hatte. Phocas beruhigte ſie, und ſuchte alles hervor, was er ihnen ſagen konnte, ſie zu veranlaſſen, ihren Auftrag auszurichten. Sie entſchloſſen ſich endlich dazu und enthaupteten ihn.

Auch ein Handwerksmann, ein Armer, kann die Mildthätigkeit ausüben, wenn er ſie im Herzen hat. Kann man auch den Armen nicht geben, ſo kann man ihnen doch dienen, ihnen helfen und ſie tröſten.

Herr, pflanze die Mildthätigkeit in unſre Herzen! Sie wird uns die Mittel an die Hand geben, dir in der Perſon deiner Brüder zu dienen.

23. Der Kupferſchmidt, oder die gegenſeitige Erkenntlichkeit.

Der König in Engelland, Jakob der II, wurde genöthiget, ſein Königreich zu verlaſſen, ſuchte ſeine Sicherheit in Frankreich, und Ludwig der XIV. wies ihm S. Germain als einen Zufluchtsort an. Einige getreue Unterthanen waren dem König Jakob nachgezogen und ließen ſich zu S. Germain nieder. Die Frau von Varonne, deren Geſchichte ich erzählen werde, ſtammte aus einer von jenen Irrländiſchen Familien her. Sie hatte ſich die ganze Zeit, da ihr Gemahl am Leben geweſen, in ſehr guten Glücksumſtänden befunden; nachdem ſie aber in den Wittwenſtand verſetzet worden, und keinen Schutz und keine Verwandten mehr hatte, ſo hatte ſie auch das Anſehen nicht, von dem Hofe einen Theil von dem Gnadengelde zu erhalten, von welchem ihr Gemahl gelebet hatte. Sie ſchrieb aber doch an den Miniſter und ſchickte einige Bittſchriften ein. Man antwortete ihr, man würde ihre Bitte dem Könige vortragen; ſie bekam alſo Hoffnung, die ſie zwey Jahr lang behielt. Nachdem ſie aber endlich ihr Bitten wiederhohlt hatte, ſo bekam ſie eine beſtimmte und ſo ausdrückliche abſchlägige Antwort, daß es ihr nicht mehr möglich war, in Anſehung ihres Schickſals in Ungewißheit zu bleiben. Ihr Zuſtand war beweinenswürdig. Sie war ſeit zwey Jahren genöthiget geweſen, ihres Unter-

halts wegen nach und nach ihr Silberwerk und einen Theil ihrer Geräthſchaften zu verkaufen, und es blieb ihr alſo gar kein Rettungsmittel mehr übrig. Ihre Neigung zur Einſamkeit, ihre Gottesfurcht und ihre ſchlechte Geſundheit hatten ſie immer abgehalten, in Geſellſchaft zu gehen; und ſie hatte beſonders ſeit dem Tode ihres Gemahls gänzlich aufgehöret, mit Leuten umzugehen. Sie befand ſich alſo ohne Stütze, ohne Freund, ohne Hoffnung, von allem entblöſſet und in das ſchrecklichſte Elend verſetzt; und zum gröſten Unglücke war ſie funfzig Jahr alt und von einem ſchwächlichen und baufälligen Geſundheitszuſtande. In dieſer äuſſerſten Noth nahm ſie zu dem, von dem allein Troſt und Hülfe kömmt, zu dem ihre Zuflucht, der ihr Schickſal ändern, oder ihr doch Muth verleihen konnte, die Strenge deſſelben geduldig zu ertragen. Sie fiel auf ihre Knie und bethete herzlich zu ihm, und da ſie hierdurch geſtärket und über ſich ſelbſt erhoben wurde, ſo empfand ſie ſo gleich, daß ſie wieder Ruhe in ihrem Gemüthe bekam. Sie ſah alles, was ihr Zuſtand ſchreckliches hatte, mit gelaſſenen Augen an. Ey nun, ſagte ſie, da ſich mein hinfälliges Daſeyn nothwendig einmahl endigen muß, was liegt daran, ob das Ende deſſelben durch das äuſſerſte Elend, oder durch eine Krankheit verurſachet wird? Was liegt daran, ob ich unter einem Dache, oder auf dem Stroh ſterbe? Sollte mir mein Tod deswegen ſchwerer werden, weil ich auf der Erde nichts zu verlie-

verlieren haben werde! Nein, gewiß nicht; ich werde dagegen weder einen Zuruf, noch Muth nöthig haben; es wird mich keine Aufopferung koſten. Da ich von der ganzen Welt verlaſſen bin, ſo werde ich nur an den denken, der das Weltgebäude regiert. Ich werde ihn willig finden, mich aufzunehmen, und mich zu belohnen, und will daher den Tod als die ſchätzbarſte Wohlthat von ihm erwarten. . . .

Da ſie ihrem Schickſale nachdachte, trat Ambroſius, ihr Bedienter, in ihr Zimmer. Es iſt nöthig, eine Beſchreibung von dieſem Ambroſius zu machen, und ich will ihn alſo abſchildern. Ambroſius war damahls 40. Jahr alt und ſeit zwanzig Jahren in der Frau von Baronne Dienſten. Er konnte weder leſen, noch ſchreiben, war von Natur ungeſtüm, ſtill und mürriſch, und hatte jederzeit die Art gehabt, ſeine Kameraden zu verrathen und ſich gegen ſeine Herrſchaft mürriſch zu betragen. Seine beſtändig ſauertöpfiſche Mine und ſeine Reden voller übeln Laune machten ihn zu einem ziemlich unbleidlichen Bedienten. Und doch war er wegen ſeiner genauen Sorgfalt, wegen ſeines guten Verhaltens und wegen ſeiner vollkommenen Treue jederzeit als ein unvergleichlicher Menſch und ſchätzbarer Bedienter angeſehen worden; aber man fand an ihm keine andere, als weſentlich gute Eigenſchaften, er hatte nur hohe Tugenden, und beſaß bey einem ſo ungeſitteten äuſſer-

lichen Anſehen inwendig die empfindſamſte und erhabenſte Seele.

Die Frau von Baronne hatte einige Zeit nach dem Tode ihres Gemahls den Leuten, die er in Dienſten gehabt hatte, den Abſchied gegeben, und nur eine Köchin, eine Magd und den Ambroſius behalten. Endlich aber war die Zeit gekommen, da ſie auch noch dieſen drey Bedienten den Abſchied geben mußte. Hier trat, wie ich geſagt habe, Ambroſius in ihr Zimmer. Es war Winter, und er hatte ein Scheit Holz angefaßt, das er an das Feuer legen wollte, als die Frau von Baronne zu ihm ſagte: höret Ambroſius, ich habe mit euch zu reden. Der bewegliche Ton, mit welchem die Frau von Baronne dieſe Worte ausſprach, machten den Ambroſius beſtürzt, er legte ſein Scheit Holz geſchwind auf den Boden nieder, richtete ſich wieder auf, ſah ſeine Gebietherin an und ſagte: mein Gott, gnädige Frau, was geht vor? — Ambroſius, wiſſet ihr, was ich der Köchin ſchuldig bin? — Sie ſind ihr nichts ſchuldig, gnädige Frau, auch mir, auch der Marie nichs, Sie haben den abgewichenen Monat bezahlt. . . . — Ach! deſto beſſer, ich wußte es nicht mehr. Nun gut, Ambroſius, ihr müßt der Köchin und Marien ſagen, ich hätte ihre Dienſte nicht mehr nöthig. . . Und ihr ſelbſt, mein lieber Ambroſius, müßt euch nach einer andern Gelegenheit umſehen. — Nach einer andern Gelegenheit! Was iſt das? Nein, ich will

will in Ihren Dienſten ſterben. Nein, gnädige Frau, ich werde Sie nicht verlaſſen, es mag geſchehen, was da will. . . — Ambroſius, ihr kennet meine Umſtände nicht. — Gnädige Frau, Sie kennen den Ambroſius nicht. . . Nun gut! wenn man Ihnen ſo viel von Ihrem Gnadengelde abſchneidet, daß Sie die Mittel nicht mehr haben, Ihre Leute zu bezahlen, ſo ſchicken Sie die andern immer fort, ich aber habe es nicht verdient, daß Sie mich mit ihnen fortjagen. Ich habe keine Seele, die fürs Geld dient, gnädige Frau. . . — Aber, Ambroſius, ich bin gänzlich zu Grunde gerichtet, ich habe alles, was ich hatte, verkauft, und man zieht mir mein Gnadengeld ein! . . . Das iſt nicht an dem, das kann nicht ſeyn. — Und doch iſt nichts gewiſſer. — Ach! guter Gott! — Man muß die Rathſchlüſſe der Vorſehung verehren, anbethen und ſich ihnen ohne Murren unterwerfen. Ambroſius, ich finde bey meinem Unglücke darinnen einen groſſen Troſt, daß ich mich vollkommen in Gottes Willen ergeben finde. Ach! ſo viele andere Geſchöpfe auf dem Erdboden, ſo viele tugendhafte Familien befinden ſich in eben dem Zuſtande, in dem ich bin! . . . Ich habe doch wenigſtens keine Kinder; ich muß allein leiden, und das heißt wenig leiden. . . . Nein, nein, ſchrie Ambroſius mit ſchluchzender Stimme, nein, Sie ſollen nicht leiden. Ich habe Arme, ich kann arbeiten. — Ach, mein lieber Ambroſius, verſetzte die wehmüthi-

müthige Frau von Varonne, ich habe niemals an eurer Ergebenheit gezweifelt. . . . Aber ich will ſie nicht mißbrauchen; was ich von ihr erwarte, beſteht nur in folgendem. Gehet hin und miethet mir eine kleine Kammer in einem fünften Stockwerke. Ich habe noch einiges Geld, das auf zwey bis drey Monate für mich hinlänglich ſeyn kann. Ich will arbeiten, ich will ſtricken. Machet mir zu S. Germain einige Kunden aus. Das iſt es alles, was ich mir von euch ausbitte, und was ihr für mich thun könnet. Unter dieſer Rede ſtand Ambroſius vor ſeiner Gebietherin, ſah ſie ſtillſchweigend an, und fiel ihr, da ſie zu reden aufgehört hatte, zu Füße. Ach! meine verehrungswürdigſte Gebietherin, rief er aus, nehmen Sie von dem armen Ambroſius den Eid an, mit dem er ſich verpflichtet, Ihnen bis an das Ende ſeines Lebens zu dienen! . . . . Und zwar mit weit herzlicherer Zuneigung, mit größrer Ehrfurcht und Gehorſam, als er jemals bewieſen hat. Es ſind nun zwanzig Jahre, daß Sie mir Brod geben, mich kleiden und mich in den Stand ſetzen, nicht nur als ein ordentlicher Menſch zu leben, ſondern auch ein glückliches Leben zu führen. Ich habe Ihre Güte und Ihre Gedult ſehr oft gemißbrauchet. . . Ach! meine gnädige Frau, vergeben Sie mir die Fehler, die ich bey meiner üblen Gemüthsart gegen Sie begangen habe. Ich rufe den gütigen Gott nur deßwegen um die Verlängerung meines Lebens an. Bey Endigung dieſer

dieſer Worte ſtand der in Thränen ſchwimmende Ambroſius auf und gieng plötzlich hinaus, ohne eine Antwort zu erwarten.

Man kann ſich leicht vorſtellen, mit was für einer lebhaften und ſtarken Erkenntlichkeit das Herz der Frau von Varonne bey einer ſolchen Unterredung werde durchdrungen worden ſeyn. Sie erfuhr, daß keine Noth ſey, deren Bitterkeit nicht durch dieſe ſüſſe Empfindung gemildert werden könne. Nach einigen Minuten kam Ambroſius wieder, und hatte einen kleinen ledernen Sack in Händen, den er auf den Kamin legte. Gott ſey Dank, ſagte er, Dank ſey es auch Ihnen, gnädige Frau und dem verſtorbenen Herrn, es ſind dreyßig Louisdor drinnen. Das Geld kömmt von Ihnen her und es gehört Ihnen. . . Ambroſius, euer erſparter Lohn in zwanzig Jahren! O Himmel! . . . — Da Sie Geld hatten, gaben Sie mirs; da Sie aber keines mehr haben, gebe ich es Ihnen wieder. Nur dazu iſt das Geld gut. Ich weiß wohl, daß dieſe kleine Summe nicht hinreichend iſt, die gnädige Frau aus Ihrer Verwirrung zu reißen. Aber hören Sie nur, wie ich mich einzurichten gedenke. Die gnädige Frau müſſen wiſſen, daß ich eines Kupferſchmidts Sohn bin und mein erſtes Handwerk noch nicht verlernet habe. Denn in meinen müſſigen Stunden, und wenn die gnädige Frau mir Erlaubniß gaben, auszugehen, gieng ich bisweilen zu dem Nicault, einem von meinen Landsleuten, der ein Kupferſchmidt iſt,

 und

und bath mir von ihm zum Zeitvertreibe Arbeit aus. Wohlan! anjetzo will ich im Ernſte arbeiten! . . . — Ach! das iſt zu viel, rief die Frau von Varonne aus, Ambroſius, tugendhafter Ambroſius, in was für einen euch unanſtändigen Zuſtand hat euch das Schickſal verſetzt! — Ich bin damit zufrieden, erwiederte Ambroſius, wenn ſich nur die gnädige Frau in die Veränderung Ihrer Umſtände ſchicken können. — Ambroſius; eure Zuneigung muß mich in allem tröſten. Aber wie ſollte ich es geſchehen laſſen können, daß ihr um meinetwillen leiden müſſet? . . . Leiden, wenn ich arbeite, und Sie von dieſer Arbeit Nutzen haben! Nein, gnädige Frau, ich an meinem Theile werde mich für ſehr glücklich ſchätzen. Gleich morgen fange ich meine Arbeit an. Nicault, der ein rechtſchaffener Mann iſt, wird mirs nicht dran fehlen laſſen. Er iſt in S. Germain bekannt und hat eben einen tüchtigen Geſellen nöthig. Ich bin ſtark, und will ſo viel arbeiten, als ihrer zwey, und es ſoll alles gut gehen. Die Frau von Varonne konnte keine Ausdrücke mehr finden, was ſie empfand, abzuſchildern, erhob die Augen gen Himmel und antwortete nur mit ihren Thränen.

Inzwiſchen erhielten die Köchin und die Magd an dem folgenden Tage ihren Abſchied. Ambroſius miethete zu S. Germain ein kleines ſehr ſauberes und helles Zimmer in einem dritten Stockwerke, und putzte es mit dem wenigen

Haus-

Hausgeräthe auf, das ſeine Gebietherin noch übrig hatte. Er führte die Frau von Baronne in daſſelbe. Sie traf darinnen ein gutes Bette, einen groſſen ganz bequemen Lehnſtuhl, einen kleinen Tiſch nebſt einem Schreibzeuge und Papier, über welchem ihre Bücher in fünf bis ſechs Fächern in Ordnung ſtanden, und einen groſſen Schrank an, in welchem ihre Wäſche, ihre Kleider und ein Vorrath von Garne zur Arbeit, ein ſilbernes Gedecke, denn Ambroſius wollte nicht, daß ſie auf Zinn ſpeiſen ſollte, und der lederne Beutel lagen, in dem die dreyßig Louisdor befindlich waren. In einer Ecke des Zimmers ſtand hinter einem Vorhange das wenige irdene Geſchirr, das die Frau von Baronne zur Zurichtung ihrer Speiſen nöthig hatte. Hier, ſagte Ambroſius, iſt alles, ſo gut ich es für den Werth, den die gnädige Frau auf Ihre Einmiethung verwenden wollten, habe bekommen können. Es iſt zwar nur ein Zimmer da; die Magd kann aber auf einer Matte ſchlafen, die da unter dem Bette der gnädigen Frau zuſammengerollt liegt. . . . Wie, eine Magd, verſetzte die Frau von Baronne. — Mein Gott, können denn die gnädige Frau eine Magd entrathen, die Ihnen Ihren Feuertopf zurechte machen, Ihre Geſchäffte ausrichten und Sie auskleiden muß? Aber, mein lieber Ambroſius? . . O! dieſe Magd wird Sie nicht viel koſten, es iſt ein Kind von dreyzehen Jahren. Sie brauchen ihr keinen Lohn zu geben, und ſie kann das Ueb-

rigge-

rüggebliebene der gnädigen Frau eſſen. Was mich betrifft, ſo bin ich mit dem Nicault einig worden. Ich habe ihm geſagt, ich wäre mit in der Einſchränkung begriffen, welche die gnädige Frau zu treffen genöthiget worden. Ich habe ihm geſagt, ich ſtecke in Noth, und könnte nichts Beſſeres verlangen, als arbeiten. Nicault, der reich und ein rechtſchaffener Mann und mein Landsmann iſt, will mich in ſeinem Hauſe, das nicht weit von hier iſt, ſchlafen laſſen; er will mir zu eſſen und täglich zwanzig Sous geben. Es iſt zu S. Germain wohlfeil, und die gnädige Frau wird alſo mit zwanzig Sous täglich ganz gemächlich leben können, und das um ſo mehr, als ſie einen kleinen Vorrath und etwas baares Geld hat. Ich habe dieſes alles nicht in Gegenwart der kleinen Suſanna, Ihrer Magd, ſagen wollen; nun aber will ich ſie zu Ihnen herhohlen. Nach Endigung dieſer Worte gieng Ambroſius fort, und kam gleich darauf wieder und führte ein artiges kleines Mädchen bey der Hand, das er der Frau von Varonne vorſtellte und ſagte: das iſt das junge Mädchen, von der ich mit der gnädigen Frau zu ſprechen die Ehre gehabt habe. Ihr Vater und ihre Mutter ſind arme, aber arbeitſame Leute; ſie haben ſechs Kinder, und die gnädige Frau wird ein ſehr gutes Werk thun, wenn ſie das gegenwärtige in ihre Dienſte nimmt. Nach dieſer Vorrede ermahnte Ambroſius die Suſanna in einem ernſthaften Tone, ſich gut aufzuführen,

nahm

nahm darauf von der Frau von Baronne Abſchied und begab ſich zu ſeinem Freunde Nicault.

Wer ſollte alles beſchreiben können, was inwendig in der Seele der Frau von Baronne vorgieng? . . . Sie wurde durch ein ſolches Betragen nicht nur von Erkenntlichkeit und Bewunderung durchdrungen; ſondern es ſetzte ſie auch die ſchnelle Veränderung, die ſie in der Aufführung und Gemüthsart des Ambroſius wahrnahm, in nicht geringeres Erſtaunen. Dieſer Menſch, der ihr ſo ungeſtüm, ſo unhöflich vorgekommen war, ſchien, ſeit dem er ihr Wohlthäter geworden war, gar nicht mehr der nämliche Menſch zu ſeyn, er ſah ſich gar nicht mehr ähnlich. Er verband mit dem Betragen auch die Ehreabiethung, mit dem Heldenmuthe die Höflichkeit, und ſein Herz hatte ihn in einem Augenblicke alles gelehret, was man den Nothleidenden an Ehrfurcht und Schonung ſchuldig iſt. Er empfand, wie heilig die Verbindlichkeiten ſind, die uns unſre eigenen Wohlthaten auflegen. Er empfand, daß man nicht wahrhaftig großmüthig iſt, wenn man demüthiget, oder wenn man auch nur den Unglücklichen, dem man beyſpringt, in Verlegenheit ſetzt. Den Tag darauf, da die Frau von Baronne ihre neue Wohnung in Beſitz genommen hatte, ſah ſie den ganzen Tag nichts vom Ambroſius, weil er arbeitete: er kam aber Abends auf einen Augenblick. Er erſuchte die Frau von Baronne,

Suſan-

Suſannen etwas zu thun zu geben, und da er ſich mit ſeiner Gebietherin allein befand, ſo zog er zwanzig Sous, die er in Papier gewickelt hatte heraus, legte ſie auf den Tiſch und ſagte: hier iſt mein Tagelohn. Er rief darauf, ohne Antwort zu erwarten, Suſannen wieder zurück, und begab ſich wieder zum Nicault. Wie ſanft muß der Schlaf nach einer ſolchen Anwendung ſeines Tagelohns und wie ſüß das Wiedererwachen nach demſelben ſeyn! Wir dürfen das unbeſchreibliche Vergnügen, das uns eine heldenmäßige That zuwege bringen kann, nur nach der Empfindung beurtheilen, die wir bey Verrichtung einer guten Handlung haben.

Ambroſius, der den erhabenen Pflichten, die er ſich aufgeleget hatte, treu blieb, ſtattete alle Tage einen Beſuch bey der Frau von Varonne ab, und legte den Lohn für die Arbeit ſeines Tagwerks bey ihr nieder. Er behielt ſich am Ende eines jeden Monats weiter nichts vor, als das Geld, das er zur Bezahlung ſeiner Wäſche und einiger Flaſchen Bier nöthig hatte, die er an den Sonn- und Feſttagen getrunken hatte; und auch dieſe geringe Summe behielt er nicht zurück, ſondern bath ſie ſich von der Frau von Varonne aus, und nahm ſie als ein Geſchenk an. Vergeblich ſuchte die Frau von Varonne, die darüber ſchmerzlich bekümmert war, daß ſie den großmüthigen Ambroſius alſo um das Seinige bringen mußte, ihn zu überzeugen, daß ſie leben

könne,

könne, wenn ſie ihm auch nicht ſo viele Koſten machte. Ambroſius verſtand ſie alsdenn entweder nicht, oder ſchien ſie mit ſo groſſer Mühe zu verſtehen, daß ſie ſich gar bald zu ſchweigen genöthiget ſah.

In der Hoffnung, den Ambroſius zu bewegen, etwas gemächlicher zu leben, arbeitete die Frau von Varonne auf ihrer Seite faſt unablässig, und ſtrickte. Suſanna ſtand ihr in dieſer Beſchäftigung bey, und machte ihre Arbeit zu Gelde. Aber wenn die Frau von Varonne dem Ambroſius den Gewinn, den ſie von dieſem kleinen Gewerbe zog, herausſtrich, ſo antwortete er nur blos: deſto beſſer; und redete ſo gleich von einer andern Sache. Die Zeit verurſachte nicht die geringſte Veränderung in ſeinem Verhalten, und man ſah vier ganze Jahre nach einander nie, daß er in ſeinem Eifer nur einen Augenblick nachgelaſſen hätte. Endlich aber kam doch der Zeitpunkt, da das Herz der Frau von Varonne den grauſamſten und ſchmerzlichſten Kummer erfahren mußte. An einem Abend, da ſie den Ambroſius wie gewöhnlich erwartete, ſah ſie die Magd des Nicaults in ihr Zimmer treten, die ihr ſagte, Ambroſius wäre krank und hätte ſich genöthiget geſehen, ſich ins Bette zu legen. Auf dieſe Nachricht bath die Frau von Varonne die Magd, ſie ſo gleich zum Nicault zu führen, und befahl zugleich Suſannen, einen Arzt zu hohlen. Da die Frau von Varonne zum Nicault kam, ſo verurſachte ſie dieſem

ſem letztern, der ſie noch nicht geſehen hatte, groſſe Verwunderung. Sie ſagte zu ihm, ſie wünſchte, in die Kammer des Ambroſius zu gehen. Aber, gnädige Frau, verſetzte Nicault, das iſt unmöglich. — Warum? — Sie müſſen, wenn Sie auf dieſen Boden kommen wollen, auf einer Leiter hinaufſteigen. . . . — Auf einer Leiter! ach armer Ambroſius! . . . Doch wohlan, weiſet mich nur zurechte. . . . Aber noch einmal, gnädige Frau, Sie werden Gefahr laufen, den Hals zu brechen, und hernach werden Sie beym Ambroſius nicht aufrecht ſtehen können, da er in einem ſo elenden Loche ſteckt! Bey dieſen Worten konnte die Frau von Baronne ihre Thränen nicht zurückhalten. Sie bath den Nicault, ihr den Weg zu zeigen. Er führte ſie bis oben über eine kleine Leiter, auf welcher ſie mit ſehr groſſer Mühe hinaufſteigen konnte, und von welcher ſie bis zum Winkel eines traurigen Bodens kam, in welchem ſie den Ambroſius auf einem Strohſacke liegend fand. Ach! mein lieber Ambroſius! rief ſie aus, da ſie ihn erblickte, in was für einem Zuſtande treffe ich euch an! und ihr ſagtet mir doch, eure Wohnung gefiele euch; ihr hättet eine vollkommen gute Herberge! . . Ambroſius war aber nicht im Stande, der Frau von Baronne zu antworten; er hatte ſchon länger, als eine Stunde, ſeinen Verſtand nicht mehr, und die Frau von Baronne, die dieſes gar bald wahrnahm, überließ ſich dem gerechteſten Schmerzen. Endlich kam Suſanne mit einem

einem Arzte wieder. Da dieſer leztere an das Bodenloch des Ambroſius kam, ſo gerieth er in das äuſſerſte Erſtaunen, da er bey dem Strohſacke eines Kupferſchmidtsgeſellen ein anſtändig gekleidetes Frauenzimmer antraf, deren edles Anſehen ihre Geburt zu erkennen gab, und die ſich in der gröſten Verzweiflung zu befinden ſchien. Er näherte ſich dem Kranken, unterſuchte ſeinen Zuſtand aufmerkſam und ſagte, man hätte ihn zu ſpät gerufen. Man ſtelle ſich den Zuſtand der Frau von Baronne vor, da ſie dieſes klägliche Urtheil ſprechen hörte. Hierbey ſagte Nicault, der arme Ambroſius iſt ſelbſt Schuld daran. Es iſt ſchon länger, als acht Tage, daß er krank iſt und daß ich ihn von der Arbeit abhalten wollte; er blieb aber immer auf ſeinem Kopfe. Er hat ſich nicht eher geleget, als dieſen Morgen, und war auch noch hierzu mit groſſer Mühe zu bringen. Er hat gleich, da er zu mir ins Haus kam, weit mehr Arbeit über ſich genommen, als er verrichten konnte; er hat ſich durch ſeine zu häufige Arbeit um das Leben gebracht. Jedes Wort von dieſer Rede war der unglücklichen Frau von Baronne ein Stich ins Herz. Sie gieng auf den Arzt zu und beſchwor ihn mit Augen, die in Thränen ſchwammen und mit zuſammengefalteten Händen, den Ambroſius nicht zu verlaſſen. Der Arzt war ein Menſchenfreund; über dieſes erregte alles, was er ſah, ſeine Neubegierde auf das lebhafteſte. Er war alſo ſehr leicht dazu zu bringen, daß er einen Theil der Nacht bey dem

Ambroſius zubrachte. Die Frau von Varonne ließ Matten, Bettdecken und weiſes Geräthe aus ihrer Wohnung hohlen. Sie wollte mit Suſannen für den Ambroſins ein Bett zurechte machen, in welches ihn der Arzt und Nicault ganz ſanfte legten. Die Frau von Varonne warf ſich darauf auf einen hölzernen Stuhl und ließ ihren Thränen freyen Lauf. Des Morgens um vier Uhr gieng der Arzt hinweg, nachdem er dem Kranken eine Ader öffnen laſſen und verſprochen hatte, um zwölf Uhr wieder zu kommen. Man kann ſich leicht einbilden, daß die Frau von Varonne den Ambroſius keinen Augenblick werde verlaſſen haben. Sie brachte zweymal vier und zwanzig Stunden oben an ſeinem Bette zu, ohne von dem Arzte die geringſte Hoffnung zn erhalten. Endlich ſagte der Arzt am dritten Tage, er glaubte Beſſerung zu vermerken, und des Abends that er den Ausſpruch, er könne für das Leben des Ambroſius Bürge ſeyn.

Ich kann die Freude, die Entzückungen der Frau von Varonne nicht abſchildern, da ſie ſah, daß ſich Ambroſius auſſer Gefahr befand. Sie war entſchloſſen, noch in der folgenden Nacht bey ihm zu wachen; aber da Ambroſius wieder zu ſich gekommen war, ſo wollte er es durchaus nicht geſchehen laſſen. Sie begab ſich alſo höchſtermüdet wieder nach Hauſe. Der Arzt gieng an dem darauf folgenden Tage zu ihr, und bezeigte ihr eine ſo groſſe Theilnehmung an ihren

Angelegenheiten, und hatte ihr eine ſo ſtarke Erkenntlichkeit für alle die Bemühungen, die er an den Ambroſius ſo reichlich verwendet hatte, eingeflöſet, daß es die Frau von Varonne nicht abſchlagen konnte, ſeine Fragen zu beantworten. Sie ſtillete ſeine Neubegierde und erzählte ihm ihre Geſchichte. Drey Tage nach dieſem Bekenntniſſe ſah ſich der Arzt, der eigentlich nicht zu S. Germain wohnete, genöthiget, wieder nach Paris zu gehen. Er reiſete alſo aufs eilfertigſte ab, und hinterließ die Frau von Varonne bey guter Geſundheit und den Ambroſius auf dem Wege zur Beſſerung.

Die Frau von Varonne befand ſich gleichwohl in einer ſo dringenden, als unglücklichen Lage. Sie hatte in acht Tagen das wenige Geld, das ſie hatte, für den Ambroſius ausgegeben. Sie hatte zwar noch ſo viel, daß ſie vier bis fünf Tage davon leben konnte; aber um jene Zeit konnte Ambroſius noch nicht im Stande ſeyn, ſeine Arbeit wieder anzugreifen; und ſie zitterte, wenn ſie daran dachte, daß ihn die Noth zwingen würde, mit Gefahr, krank zu werden, zu arbeiten. Eben hier ſah ſie alſo ihren ſchrecklichen Zuſtand ein. Sie machte ſich die bitterſten Vorwürfe darüber, daß ſie den Beyſtand des großmüthigen Ambroſius angenommen hatte. Ohne mich, ſagte ſie, würde er glücklich ſeyn, er hätte bey ſeiner Arbeit ein ehrliches Auskommen haben können, ſeine Liebe zu mir hat ihm ſeine Ruhe, ſein Glück geraubt . . . und kann ihm

759079 A

vielleicht noch gar das Leben koſten! . . . und ich muß ſterben, ohne mich meiner Schuld zu entledigen . . . mich zu entledigen! . . . ach! kann ich mich, wenn es mir auch möglich wäre, zukünftige Fälle nach meinem Willen einzurichten, jemals meiner Schuld entledigen? Gott allein kann dieſe heilige Schuld bezahlen! Gott allein kann eine ſo erhabene Tugend nach Würden belohnen. . . .

An einem Abend, da ſich die Frau von Baronne in ihren ſchmerzlichen Vorſtellungen ganz vertiefet hatte, trat Suſanna ganz auſſer Athem in ihr Zimmer, und ſagte ihr, es verlangte ſie ein ſchönes Frauenzimmer zu ſehen. . . . Sie kömmt ganz gewiß unrecht an, antwortete die Frau von Baronne. Nein, antwortete Suſanna, ich habe ſie geſehen, die ſchöne Frau. Sie hat ungefähr Folgendes geſagt: die Frau von Baronne, die hier in dem Hauſe des Herrn Daviet im dritten Stockwerke nach dem Hofe zu wohnt. Sie ſagte das in ihrem Wagen, einem Wagen mit ſechs ſchönen Pferden. Ich ſtand auf der Thürſchwelle. Die gnädige Frau, habe ich geſagt, wohnt hier. Das Frauenzimmer hat mir geantwortet: wolltet ihr denn wohl der Frau von Baronne ſagen, ich bäthe mir von ihr die Gefälligkeit aus, mir eine Unterredung auf einen Augenblick zu verwilligen? Und hier ſprang ich über Hals und Kopf fort. . . Da Suſanna dieſe Worte endigte, hörte die Frau von Baronne ſacht an ihre Thür klopfen, ſtand mit der

größten

größten Bewegung auf, öffnete die Thür, und ſah in der That ein vollkommen ſchönes Frauenzimmer hereintreten, das mit einer furchtſamen und wehmüthigen Mine auf ſie zugieng. Die Frau von Baronne ſchickte Suſannen fort. Und da ſie ſich mit der Unbekannten allein befand, fieng dieſe leztere an zu reden und ſagte zu ihr: ich ſchäze es mir für ein ausnehmendes Vergnügen, meine Frau, Ihnen ankündigen zu können, daß der König endlich von Ihren Umſtänden Nachricht erhalten, und daß ihn ſeine Güte bewogen habe, die Ungerechtigkeiten des Glücks gegen Sie wieder gut zu machen. . . O Ambroſius! rief die Frau von Baronne aus, indem ſie ihre Hände zuſammenſchlug und ſie mit dem ganzen Ausdrucke der Freude und der lebhafteſten Erkenntlichkeit zum Himmel erhob. . . Bey dieſem Ausrufe konnte die Unbekannte ihre Thränen nicht zurückhalten. Sie näherte ſich der Frau von Baronne, nahm ſie aufs liebreichſte bey der Hand und ſagte zu ihr: kommen Sie, meine Frau, kommen Sie in die neue Wohnung, die für Sie zubereitet worden. . . . Ach! meine Frau, unterbrach ſie die Frau von Baronne, wie werde ich Ihnen ausdrücken können. . . Aber wenn ich mich unterſtehen dürfte . . . ſo würde ich mir die Erlaubniß von Ihnen ausbitten. . . Meine Frau, ich habe einen Wohlthäter, haben Sie die Güte zu dulden, daß ich ihm vor allen Dingen Nachricht gebe. . . Ich will Sie in Freyheit laſſen, erwiederte die

Unbekannte, und Sie aus Beyſorge, Ihnen beſchwerlich zu fallen, nicht in Ihr Haus führen, ſondern meinen Weg gehen; aber ich muß Sie doch an Ihren Wagen begleiten, der vor der Thür auf Sie wartet. . . — Meinen Wagen! . . . Ja, meine Frau, laſſen Sie uns keine Zeit verlieren, kommen Sie! Indem die Unbekannte diese Worte ſagte, reichte ſie der Frau von Baronne den Arm, die ſich kaum auf ihren Beinen aufrecht erhalten konnte, doch mit ihr fortgieng und die Treppe hinunter ſtieg; und die Unbekannte ſagte, da ſie an die Thür gekommen war, zu einem Bedienten, der auf ſie wartete: rufet den Leuten der Frau von Baronne. Dieſe leztere glaubte zu träumen. Ihr Erſtaunen nahm noch mehr zu, da ſie einen grau gekleideten Bedienten erblickte, der einen ſchlechten und bequemen Wagen herbeyfahren ließ und darauf ſagte: hier iſt der Wagen der gnädigen Frau. Das unbekannte Frauenzimmer öffnete darauf den Schlag der Kutſche, ließ die Frau von Baronne hineinſteigen, und verließ ſie und begab ſich wieder zu ihrem Wagen. Der neue Bediente der Frau von Baronne bath ſich ihre Befehle aus, und wurde von ihr ſehr höflich und mit einer ſehr bebenden Stimme gebethen, zu dem Kupferſchmidt, Herr Nicault zu fahren. Man wird ſich die lebhafte Rührung und das Herzklopfen leicht vorſtellen können, welches der Anblick dieſes Hauſes der Frau von Baronne verurſachen mußte! . . . Sie zieht

die

die Schnur an, und man hält ſtille. Sie öffnet ſelbſt den Schlag, lehnt ſich auf die Schulter ihres Bedienten und geht in die Werkſtatt des Nicaults. Der erſte Gegenſtand, den ſie erblickt, iſt Ambroſius ſelbſt in ſeinen Arbeitskleidern. Ambroſius, mit dem ſichs kaum gebeſſert hatte, der aber, ſo ſchwach er auch war, wieder hatte verſuchen wollen, ob er ſeine Arbeit wieder anfangen könnte. . . Die Frau von Baronne, die ihn arbeiten ſah, empfand die ſüße Regung einer unbeſchreiblichen Luſt. Er arbeitete für ſie, und ſie war im Begriffe, ihn auf immer dieſer ſauren Arbeit, dem Elende und den Mühſeligkeiten zu entreißen. Sie ſchmeckte alle das Glück in ſeiner ganzen Lauterkeit, das die tiefſte und beſtgegründeſte Erkenntlichkeit ſchönen Seelen gewähren kann. O mein lieber Ambroſius! ſchrie ſie mit Entzücken, ihr ſollet ſie nicht wieder anfangen, euer Schickſal ändert ſich. . . Kommet, verziehet nicht länger. Ambroſius, der in Erſtaunen gerieth, bittet ſich vergebens Erläuterungen aus, er verlangt vergebens wenigſtens ſoviel Zeit zu erhalten, als er nöthig hatte, ſich umzukleiden und ſeine Sonntagskleider anzuziehen. Die Frau von Baronne iſt nicht im Stande, weder ihn zu hören, noch ihm zu antworten. Sie ergreift ihn beym Arme, führt ihn fort, geht mit ihm hinaus und zwingt ihn, ſich in ihren Wagen zu ſetzen. Ihr Bedienter ſagt hierauf: befehlen die gnädige Frau, in ihr neues Haus zu fahren? Die Frau

von Baronne hüpfete bey dieſen Worten für Freuden, ſah den Ambroſius an, und antwortete: ja, bringet uns in unſer Haus.

Unterwegens gab die Frau von Baronne dem Ambroſius Nachricht von dem Beſuche des unbekannten Frauenzimmers. Ambroſius hörte ſie mit einer mit Furcht und Zweifeln vermiſchten Freude an. Er hatte kaum den Muth, ſich auf ein ſo auſſerordentliches und ſo unverhofftes Glück Rechnung zu machen. Endlich hielt der Wagen vor der Thür eines artigen kleinen Hauſes in dem Walde zu S. Germain. Die Frau von Baronne und Ambroſius ſteigen aus, und treten in einen Saal, in welchem ſie das unbekannte Frauenzimmer, das ſie erwartete, antreffen. Dieſe letztere geht auf die Frau von Baronne zu, überreicht ihr ein Papier und ſagt zu ihr: hier, meine Frau, iſt das, was der König Ihnen zuzuſtellen mir gnädigſt aufgetragen hat; es iſt die Anweiſung zu einem Gnadengelde von zehen tauſend Livres, und er läßt Ihnen auch über dieſes die Freyheit, die Hälfte dieſes Gnadengeldes der Perſon zuzuwenden, die Sie zu ernennen für gut befinden werden. . . Ach! was für eine Wohlthat, rief die Frau von Baronne aus! Hier, meine Frau, iſt dieſe Perſon. Hier iſt der tugendhafte und groſſe Mann, der Ihres Schutzes und der Gnade ſeines Königs in Wahrheit würdig iſt. Bey dieſen Worten gerieth Ambroſius, der ſich bisher hinter ſeiner Gebietherin verſteckt hatte, in noch größre Verwirrung. Er gieng mit

mit einer beſchämten Mine noch einige Schritte zurück, nahm ſeine Mütze ab, und wurde ſeiner ausnehmenden Freude ungeachtet empfindlich beſtürzt, da er ſich dergeſtalt loben hörte. Ueber dieſes gereichte es ihm zu nicht geringem Verdruße, daß er vor dem Frauenzimmer bey dieſer erſten Unterredung ohne Perrucke, in ſeinem ledernen Schurzfelle und ſchmutzigen Kamiſole erſcheinen mußte; es dauerte ihn, daß er ſeine Sonntagskleider nicht anhatte. . . . Die Unbekannte näherte ſich ihm, und ſagte zu ihm: bleibet ſtehen, Ambroſius, bleibet ſtehen, und vergönnet mir, euch ein wenig zu betrachten. . . Mein Gott, meine gnädige Frau, erwiederte Ambroſius, indem er den Kopf niederſchlug und ſeine Mütze herumdrehete, ich habe nicht das Geringſte gethan, das nicht ganz natürlich zugegangen wäre, man darf ſich darüber gar nicht wundern. . . . Hier unterbrach ihn die Frau von Varonne und führte alles, was ſie dem Ambroſius zu danken hatte, mit eben ſo groſſer Wärme, als Geſchwindigkeit an. Auf dieſe Erzählung ſeufzete die lebhaft gerührte Unbekannte, erhob die Augen zum Himmel und ſagte: endlich genieße ich, nachdem ich ſo viele Undankbare geſehen habe, doch auch das Vergnügen, zwey Herzen anzutreffen, die wahrhaftig empfindſam uud erkenntlich ſind! . . . Ich empfehle mich Ihnen, meine Frau, fuhr ſie fort, dieſes Haus und alles Geräthe, das in demſelben befindlich iſt, gehören Ihnen an, und Sie werden auch

in Kurzem das erſte Vierteljahr Ihres Gnadengeldes empfangen. Nach Endigung dieſer Worte gieng die Unbekannte einige Schritte näher zur Thür. Die Frau von Varonne lief mit einem in Thränen ſchwimmenden Geſichte auf ſie zu, und fiel vor ihr auf die Knie. Die Unbekannte hob ſie auf, umarmete ſie aufs liebreichſte und gieng fort. Kaum aber war die Unbekannte hinausgegangen, ſo wurde die Thür wieder aufgemacht und die Frau von Varonne erblickte den Arzt, dem Ambroſius das Leben zu danken hatte.

Die Frau von Varonne errieth, da ſie ihn erblickte, gar leichte, daß er dem Frauenzimmer alles erzählet hatte. Nachdem ſie ihm alſo alle Erkenntlichkeit bezeiget hatte, von der ſie durchdrungen war, ſo ſetzte ſie ihm mit Fragen zu; und der Arzt gab ihr die Nachricht, die Unbekannte hieße die Frau von P * * *, wohnete allezeit zu Verſailles und ſtände in groſſem Anſehen. Seit zwey Jahren, fuhr er fort, bin ich ihr Arzt, es war mir ihre Wohlthätigkeit bekannt, und ich wußte gewiß, daß ich ſie durch die Erzählung Ihrer Geſchichte bewegen würde, ſich Ihrer nachdrücklichſt anzunehmen. Sie hat alſo, nachdem ſie die beſondern Umſtände derſelben erfahren hat, wirklich dieſes Haus gekauft, und von dem Könige das Gnadengeld ausgewirket, davon ſie Ihnen das Brevet eingehändiget hat.

Da

Da der Arzt dieſe Erzählung endigte, trat ein Bedienter ins Zimmer, und ſagte zur Frau von Varonne, es wäre für ſie aufgetragen. Sie behielt den Arzt bey der Abendmahlzeit, hielt ſich an den Arm des Ambroſius und gieng in den Speiſeſaal. Sie erſuchte darauf den Ambroſius, ſich neben ſie zu ſetzen; und dieſer letztere verbath ſichs und ſagte, es ſchickte ſich nicht für ihn, ſich neben ſie zu ſetzen. Ey was! verſetzte ſie, iſt mein Wohlthäter und Freund mir nicht gleich? Der beſcheidene und großmüthige Ambroſius gehorchte; und die Frau von Varonne, die zwiſchen ihm und dem Arzte Platz genommen hatte, genoß an dieſem glücklichen Abend alle reine und entzückende Ergötzungen, welche die Erkenntlichkeit ſo wohl, als das unausſprechliche Glück, eine ſo tugendhafte und ſo ſüſſe Empfindung nach ihrem ganzen Umfange zu erfahren, einem zärtlichen Herzen gewähren können.

Man kann leicht erachten, daß Ambroſius an dem folgenden Tage aus Dankerkenntlichkeit der Frau von Varonne auf eine ſeinem neuen Glücke anſtändige Art werde gekleidet, und ſein Zimmer mit eben ſo gutem Geſchmacke, als Sorgfalt, mit Geräthe verſehen und aufgeputzt worden ſeyn; daß die Frau von Varonne alles, was ſie hatte, zeitlebens mit ihm werde getheilet, und ſie endlich kein Geld werde weder empfangen, noch angeſehen haben, ohne ſich mit zärtlichſter Rührung jener Zeiten zu erinnern,

in welchen ihr der treue Ambroſius ſeine zwanzig Sous brachte und zu ihr ſagte: **hier iſt mein Tagelohn.**

24. Geh auch mit dem Vieh ſanftmüthig und gütig um. Bedenke, daß auch die Thiere Empfindungen haben, daß ſie leiden müſſen, und endlich, daß ſie die Gehülfen unſerer Feldarbeit ſind.

Da ich wieder in mein Haus gehen wollte, ſagt der Engelländer Sterne, wurde ich an der Schwelle meiner Thür von einem armen Eſel aufgehalten, der mit einem Paare weiten Körben auf dem Rücken in daſſelbe gehen und Wurzeln von den Steckrüben und Kohlblätter demüthig betteln wollte. Er blieb auf der Thürſchwelle dergeſtalt ſtehen, daß er mit ſeinen Vörderfüſſen im Hofe, und mit den Hinterfüſſen auf der Gaße ſtand, und nicht wußte, ob er hinein gehen ſollte, oder nicht.

Ach! es iſt ein armes Thier, das ich nie ſchlagen werde. Die Gedult und Gelaſſenheit im Leiden ſind in ſeinen Blicken und in ſeinem Betragen auf eine ſo herzbrechende Art ausgedrückt, ſeine Demuth redet ſo ſtark für daſſelbe, daß es mich dergeſtalt beſänftiget, daß ich ihm auch nicht einmal ein unbeſcheidenes Wort geben

kann.

kann. Unter allen Arten der Geſchöpfe die unter mir ſind, iſt es in Wahrheit das einzige, mit dem ich mich gerne unterrede. Denn was die Papagayen und Nußheher betrifft, ſo rede ich nie ein Wort mit ihnen. Ich kann mit ihnen eben ſo wenig, als mit den Affen, den geringſten Begriff verwechſeln.

Aber mit einem Eſel wollte ich beſtändig reden. . . Laß uns höflich ſeyn, ſagte ich, da ich ſah, daß es mir unmöglich wäre, zwiſchen ihm und der Thür hinein zu kommen.

Willſt du hinein, mein Freund, oder willſt du heraus gehen?

Der Eſel drehete ſeinen Kopf ganz traurig um, und ſah auf die Gaſſe.

Gut, verſetzte ich! wir wollen eine Minute auf deinen Treiber warten.

Er drehete ſeinen Kopf ganz bedächtig wieder um, und ſah ſtarr auf die entgegengeſetzte Seite.

Ich verſtehe dich vollkommen. Wenn du einen unrechten Tritt thäteſt, ſo würde er dich zu Tode prügeln. Ey, nun! eine Minute iſt nur eine Minute, und wenn ich dem guten Thiere eine Prügelſuppe erſparen kann, ſo iſt ſie nicht übel angewendet.

Er fraß einen Artiſchockenſtrunck, indem ich mit ihm redete; und da die Natur bey ihm zwiſchen dem Hunger und der Bitterkeit dieſer Speiſe einen Kampf erregte, ſo ließ er ihn ſechsmahl fallen und hob ihn ſechsmal wieder auf.

Gott

Gott ſteh dir bey, armes Thier! dein Frühſtück iſt ſehr bitter, deine Tage ſind es eben ſo ſehr, die Schläge, die man dir zum Lohne giebt, ſind es noch mehr. Alles, ja, alles, was für andere Leben iſt, iſt für dich Bitterkeit. . . Und du haſt keinen Freund in der Welt, der dir eine Makrone gäbe. Indem ich dieſes ſagte, zog ich einen kleinen papierenen Sack aus meiner Taſche, in welchem die Makronen, die ich gekauft hatte, befindlich waren, und gab ihm eine davon. . .

Nachdem er ſie verzehrt hatte, trieb ich ihn an, hineinzugehen. Er war ſehr ſchwer beladen. Seine Beine zitterten unter ihm, und er wollte lieber fort gehen; und da ich ihn bey der Halfter anfaßte, behielt ich die Halfter in der Hand.

Er ſah mich darauf mit einer traurigen und unterwürfigen Mine an. Stoßen Sie mich nicht, ſchlagen Sie mich nicht, ſagte er zu mir; aber wenn Sie es thun wollen, ſo ſteht es bey Ihnen.

N. B. Gute Pächter, die ſich mit ihrem Vieh, und Schäfer, die ſich mit ihren Hämmeln alſo beſprochen haben, haben es dahin gebracht, daß ſie ihnen eine Menge Sachen verſtändlich gemacht, und ſich von ihnen Liebe und pünktlichen Gehorſam verſchafft haben. Nichts verräth die Gedenkungsart eines Menſchen mehr, als ſein Verhalten gegen die Thiere.

25. Nach-

25. Nachtheilige Folgen der Prozeſſe.

Man hat es als ein ſehr groſſes Unglück zu betrachten, wenn man einen Prozeß zu führen hat und ſich dazu gezwungen ſieht; um ſo viel mehr aber hat man es als die gröſste Thorheit anzuſehen, wenn man aus eigenem freyen Willen Gelegenheit nimmt, einen anzufangen. Der allergerechteſte Prozeß, den man zu führen hat, verurſachet groſſe Unruhen. Denn ſo vortheilhaft auch die Meynung ſeyn mag, die man von der Gerechtigkeit der Geſetze und von der Redlichkeit der obrigkeitlichen Perſonen hat: ſo kann man doch allemahl ſicher behaupten, daß tauſend oft ſeltſame und unerwartete Zufälle, die Nothwendigkeit der Formalitäten, die Betrügereyen gewiſſenloſer Leute, die Verſchlagenheit des gegenſeitigen Sachwalters, die ſchlechte Vorſtellung ſeiner Sache, die ſchlechte Fähigkeit ihres Vertheidigers die allergerechteſte Sache oft zu einer ſehr ſchlimmen Sache machen können; und man kann wegen des Ausgangs ſeiner Sache nicht eher, als nach dem Urtheile, vollkommen ruhig werden. Die nothwendigen und unumgänglichen Formalitäten der angeordneten Gerechtigkeit, die Menge anderer Geſchäfte, mit denen die Richter zu thun haben, ziehen ſehr ſchädliche Aufzüge nach ſich; indem ſie einen groſſen Zeitverluſt verurſachen und uns in unſern übrigen Geſchäften aufhalten; weil ſie häufige Wege erfordern, die uns von wichtigern Ange-

gelegenheiten abhalten. Ein Prozeß erfordert Vorſchüſſe, die oft zu Grunde richten, indem ſie uns verhindern, unſere Gelder auf eine weit nützlichere Art anzuwenden und es uns zur Unmöglichkeit machen, gute Geſchäfte zu unternehmen, die uns mehr eintragen würden, als die Schäden und Unkoſten, die wir auch alsdenn haben, wenn wir unſere Sache durchaus gewinnen. Die Unruhe, der Verluſt der Zeit, die gethanen Vorſchüſſe und dieſe auſſerordentliche Verwendung unſerer Gelder zuſammengenommen machen demnach den gerechteſten Prozeß zu einem ſolchen ſchlimmen Handel, daß jeder vernünftiger Menſch nicht im Zweifel ſtehen darf, ihm einen Vergleich vorzuziehen; und wenn er auch dem Scheine nach nicht ſo vortheilhaft ſeyn ſollte, als der vollkommene Gewinn der Sache. Denn man hat zum Nutzen des Vergleichs auch den unſchätzbaren Vortheil der Ruhe, und den Vortheil zu rechnen, daß man nicht von ſeinen Geſchäften abgehalten wird und nicht Gefahr laufen darf, durch ein widriges Urtheil alles zu verlieren; als welches den Streitköpfen meiſtentheils zu begegnen pflegt, die ſich den Geiz blenden laſſen, und die, wenn ſie auch nicht mit Betruge umgehen, ſich aber doch von der vermeinten Gerechtigkeit ihrer Sache haben betäuben laſſen, oft dergeſtalt eigenſinnig und hartnäckig ſind, daß ſie ihre Narrheit nicht eher einſehen, als nach dem Urtheile, das für ſie widrig ausfällt, und das ſie hätten vermeiden ſollen.

Der

Der ſchätzbare Bediente.

Ein junger Menſch von einem vornehmen Hauſe hatte nicht ſobald ſein Vermögen in die Hände bekommen, als er es in kurzer Zeit durch Wohlleben verſchwendete. Nach drey bis vier Jahren hatte er alles, was er hatte, durchgebracht. Und da verſchwand ſein Glück wie ein Traum, und er konnte nicht leugnen, daß er ſelbet Schuld hieran geweſen. Es blieb ihm weiter nichts übrig, als ein treuer Bedienter, der ihn ſeiner äuſſerſten Dürftigkeit ungeachtet nicht verlaſſen wollte. Dieſer eifrige Diener, dem das Elend, in welches ſein Herr gerathen war, zu Herzen gieng, ſagte eines Tags zu ihm: „Sie haben gar keine Handthierung gelernet, „mit der Sie Sich Ihren Unterhalt erwerben „könnten, und die Geſinnungen, die Ihnen „Ihre Geburt einflöſet, hindern ſie, Ihr Brod „mit Ihrer Hände Arbeit zu verdienen. Nun „wohlan, mein lieber Herr, ſo muß ich Ihnen „alſo Brod ſchaffen.“ Er gieng, ohne ſich weiter zu erklären, ſo gleich fort und kaufte ein Reff, trug Laſten, arbeitete mit unverdroſſenem Muthe den ganzen Tag und brachte des Abends dem Unglücklichen alles, was er im Schweiſe ſeines Angeſichts hatte verdienen können. Um ihm ſein Leben deſto erträglicher zu machen, gieng er noch dazu zu Anfang der Nacht betteln. Eine ſo groſſe Menſchenfreundlichkeit, eine ſolche Ergebenheit, die beynahe ohne Beyſpiel war, blieb

aber auch nicht unbelohnet. Der junge Menſch beerbte einen ſehr reichen Vetter, machte ſeine begangenen Fehler durch eine beſſere Aufführung wieder gut und theilte ſein Vermögen mit ſeinem ſchäzbaren Bedienten.

26. Der kleine Wollenhändler.

Es befand ſich zu Fermeri in der Grafſchaft Korke ein Pachter, der viele Kinder hatte. Nichols, der dritte Sohn, der überlegte, daß ſeine beyden ältern Brüder im Pachthofe bleiben, und er ſich auf keine andere Lebensart würde Rechnung machen können, als die er ſich ſelbſt erwählte, erſchrack vor der traurigen Zukunft, die auf ihn wartete. Eines Tags hörte er bey ſeinem Vater von der Schönheit der Connaughtiſchen Wolle, und von dem Gewinne reden, den man von dem Handel mit derſelben haben könnte. Dieſe Reden machten einen lebhaften Eindruck bey dem Kinde, das eine Geſchicklichkeit zum Handel bey ſich verſpürte, ehe es noch die Mittel dazu hatte. Nichols ſezte heimlich ſein kleines Reiſegeräthe in Bereitſchaft, in welchem er ſeinen Wollenhandel anfangen wollte. Es beſtand in einigen groben Kleidern, die ihn vor dem Regen ſchüzen konnten, in einem unvergleichlichen Paare hölzerne Schue, und in einem mit Eiſen beſchlagenen Stocke, um ſich der Wölfe

ſie zu erwehren, wenn er von ihnen angefochten werden ſollte. Im Uebrigen hatte er weder Geld, noch das Geringſte an Waaren, die er hätte vertauſchen können. Nachdem er in der Grafſchaft Gallwai angekommen war, ſo vernahm er, es befände ſich ein groſſer Herr aus der Landſchaft Munſter in dieſer Stadt, dem das Lob eines dienſtfertigen Mannes von Jedermann gegeben würde. Eben das machte dem kleinen Kaufmanne Muth. Er ließ ſich als ein Munſterer anmelden, der nach Gallwai gegangen wäre, Wolle einzukaufen, und dem es an Gelde fehlte. Der Baron von Baltamore war eben aus der Grafſchaft Korke. Der Anblick eines Kindes, das ſich als ein Wollenhändler hatte melden laſſen, ſetzte den Baron in Verwunderung. Er befragte den Nichols, der ihm ſein Vorhaben und ſein künftiges Verhalten ganz treuherzig eröffnete. Baltamore, dem zwar das Sonderbare dabey auffiel, der aber doch zugleich vielen Verſtand bey dem kleinen Knaben wahrnahm, und zuverläſſige Erkundigung eingezogen hatte, daß er kein liederlicher Flüchtling wäre, ſtreckte ihm eine Summe Geld vor. Er ſah zwar ein, daß er es ihm würde ſchenken müſſen, ſagte aber zu denen, die ihn hieran erinnerten, ich werde doch das Vergnügen haben, das Lehrgeld für ihn hergegeben zu haben.

Nichols, der nun eine Summe Geld in Händen hatte, die anſehnlicher war, als er ſich

hatte verſprechen können, gieng nun fort und kaufte ein, und ſein Einkauf war vortheilhaft. Er begab ſich hierauf in die Grafſchaften, in welchen die Schafe rar waren, in welchen aber der Handel im Schwange gieng, als nach Kings-county, Kildare, Balaclai, und ſetzte in denſelben ſeine Wolle mit einem anſehnlichen Gewinne ab.

Es trug ſich aber zu, daß der Baron von Baltamore nach Balaclai gegangen war. Nichols erfuhr es, und machte alſo dem Barone, ehe er wieder nach Gallwai gieng, ſeine Aufwartung. Gnädiger Herr, ſagte er zu ihm, was Sie mir geliehen haben, iſt fruchtbar geweſen. Hier iſt das Kapital, das ich Ihnen mit unterthänigem Danke wieder überreiche; künftig wird ſchon der Ertrag davon zu meinem Handel hinlänglich ſeyn. Thor ſegne Sie dafür, daß Sie Mitleiden mit mir gehabt haben. Der Baron war ſo wohl über das Glück, als über die Ehrlichkeit des kleinen Wollenhändlers überaus vergnügt, und wollte ihm das erſte Darlehn laſſen. Nein, gnädiger Herr, antwortete ihm Nichols; ich habe einen Schritt vorwärts gethan, und Ihr Geld behalten, hieße hinter ſich gehen; erlauben Sie mir aber, ich mag Sie antreffen, wo ich will, zu Ihnen zu gehen und Ihnen von meinem kleinen Vermögen, als einer Frucht Ihrer Wohlthätigkeit, Rechnung abzulegen. Der Baron war noch vergnügter über den Verſtand ſeines Verpflichteten, als das erſte mal, und verſprach ihm,

ihm, ſich Zeitlebens ſeiner anzunehmen. Nichols nahm von ihm Abſchied und gieng ſo gleich mit ſeinen hölzernen Schuen und den nämlichen Bauerkleidern ab, und kaufte in der Landſchaft Connaught Wolle ein. Seine Wiederkunft machte, daß man ein Zutrauen zu ihm gewann, und die reichen Pachtleute gaben ihm unter dem Verſprechen, das er that, wieder zu kommen und zu bezahlen, mehr, als er bezahlen konnte. Er lud eine ſehr anſehnliche Menge Wolle und zwar von der beſten Güte; ſo daß er ſie leicht und mit groſſem Gewinne in dem Königreiche Leinſter und vornehmlich zu Balaclai, wo der Baron noch war, abſetzen konnte. Nichols ermangelte nicht, zu ihm zu gehen und ihm von ſeinem Glücke Bericht zu erſtatten, und ihm von neuem zu danken. Du biſt dankbar, ſagte der Baron zu ihm, es wird dir wohlgehen. Gehe hin, junger Menſch, und denke daran, daß ich mich deines kleinen Glücks annehme. Nichols gieng fort und wünſchte ſeinem erſten Wohlthäter tauſend Segen.

Er gieng wieder nach Connaught, bezahlte, was er ſchuldig war, legte alles ſein baares Geld an; denn er gab weiter nichts aus, als was die höchſte Noth erforderte, und hatte doppelten Kredit. Er nahm darauf den Weg in die Landſchaft Munſter, und kam nach Waterford, welches eine ſchöne und reiche Stadt iſt, in der er folglich ſeine Waaren bald vertreiben konnte. Da er wieder von da zurückgehen wollte, ver-

nahm er, daß ſich der Baron von Baltamore in der Munſteriſchen Hauptſtadt befände. Nichols eilte daher, ihm ſeine Ergebenheit zu bezeigen. Ich bin glücklich, gnädiger Herr Baron, ſagte er zu ihm, ich habe Geld und Kredit. Erhalte den letztern mit dem erſtern ſorgfältig aufrecht, antwortete ihm ſein Beſchützer. Das will ich auch thun, verſetzte Nichols.

Er gieng hierauf gleich an dem folgenden Tage wieder in die Grafſchaft Gallwai, bezahlte alles, was er eingekauft hatte, baar, ohne weiter mehr zu borgen, doch unter der Bedingung eines etwas niedrigern Preiſes. Er gieng in die Dörfer und Pachthöfe umher, und erhielt einen Theil ſeiner Waaren aus der erſten Hand. Er gieng darauf in die Landſchaft Ulſter, in welcher er, und zwar vornehmlich zu Belfaſt, ſeine Waaren ſchnell vertrieb. Und eben in dieſer Stadt traf er auch ſeinen Wohlthäter wieder an. Nichols eilete, ihm ſeine Ehrfurcht zu bezeigen. Er trug noch immer ſeine vorigen Kleider und hölzerne Schue. Du wirſt nicht reich, Nichols, ſagten die Bedienten zu ihm! Ich bin zufrieden, antwortete der junge Wollenhändler. Er gieng darauf hinein zum Barone, welchem er von ſeinem Glücke Nachricht gab. — Ich wünſche dir Glück dazu, Nichols; aber wie kömmts, daß du nicht beſſer in Kleidern gehſt? — Ich bin bedeckt, mein gnädigſter Herr! Verlangen Sie, daß ich mit meinen prächtigen Kleidern die Straſſenräuber anlocken, oder mich wenigſtens von den

Gaſt=

Gaſtwirthen ausziehen laſſen ſoll? Denn ein wohl gekleideter Menſch muß auch koſtbar eſſen, trinken und ſchlafen; in meinen groben Kleidern aber nehme ich mit einem Stücke Speck und mit einem Maaße dünnes Bier für lieb. Ich ſchlafe im Stalle bey meinem Zugviehe, und gebe darauf Achtung, daß ihnen in der Nacht nichts abgeht. Gut! gut! Nichols, rief der Baron aus; du biſt klüger, als die Leute, die dich tadeln! du wirſt reich werden, beſonders wenn du durch Rückfracht deinen Gewinn verdoppelſt; ſollteſt du aber ein Unglück haben, ſo verlaß dich auf mich. Nichols dankte dem Barone aufs beweglichſte, und war, nachdem er alle ſeine Wolle zu Gelde gemacht hatte, darauf bedacht, ſich das, was ihm ſein großmüthiger Wohlthäter geſagt hatte, zu Nutze zu machen: **beſonders wenn du durch Rückfracht deinen Gewinn verdoppelſt.** Er dachte nach, was zu Gallwai mehr abgienge, und verſah ſich damit zu Belfaſt. Er kam in die erſtere dieſer beyden Städte mit Waaren, die er in derſelben feil hielt, und mit einem anſehnlichen Gewinne verkaufte. Ach! wie viel Gutes erzeigt mir der Baron, dachte er. Ich habe noch einmal ſo viel baares Geld erworben und werde immer bekannter! Jederman bringt mir aus der umliegenden Gegend Wolle und kauft mir meine Waaren ab, und ich werde nicht halb ſo viel Zeit mehr zu meinem Einkaufe nöthig haben! Er blieb auch wirklich nur einige Tage zu Gallwai, von da er

in ſechs Tagen wieder nach Balaclai zurückgieng. Seine Wolle, die man verarbeitet hatte, ſtieg ihrer Güte wegen im Preiße, und gieng deſto geſchwinder ab. Aber Nichols hatte auf dieſer Reiſe das Vergnügen nicht, den Baron zu ſehen, der ihm bisher ſo zu ſagen immer in den Wurf gekommen war. Er kaufte zu Balaclai ſo wohl, als Belfaſt, Waaren ein, und verkaufte ſie noch vortheilhafter.

Auf ſeiner folgenden Reiſe gieng er nach Waterford, und darauf nach Korke, der Hauptſtadt ſeiner Grafſchaft; wollte aber ſeine Anverwandten noch nicht beſuchen. Er kaufte ſeine Waaren ein und erkundigte ſich dabey nach dem Barone von Baltamore. Man ſagte ihm, er befände ſich bey den Angeln in der Stadt Cheſter. Nichols wurde ſehr niedergeſchlagen, da er ſeinen Wohlthäter nicht zu ſehen bekam, und entſchloß ſich, ihn aufzuſuchen. Nachdem er alſo wieder nach Gallwai gegangen war, woſelbſt er ſeine Munſteriſchen Waaren vertrieb, ſo kaufte er ſeine Wolle ein, und gieng darauf durch Tipperari, Kilkenni, nach Werford. Hier ſchiffte er ſeine Wolle ein, fuhr von der Landſpitze Caruſoro ab, und landete noch denſelben Abend zu Cheſter. Er erkundigte ſich gleich anfänglich nach dem Barone, und nachdem er erfahren hatte, daß er ſich in der Stadt auf dem Schloße befände, ſo verkaufte er erſt ſeine Wolle, die er unter dem Wollenpreiſe im Lande gab, ob ſie

gleich

gleich viel ſchöner war. Denn da das Geld in Jrrland rar war, ſo waren die darinnen verfertigten Waaren verhältnißmäſſig nicht ſo theuer. Nichols hatte damals eine anſehnliche Summe Geld in Händen, wollte aber den Baron ſprechen, ehe er noch ſeine Rückfracht einkaufte. Denn er glaubte, daß der Einkauf derſelben in einem Lande, in welchem die verfertigten Waaren theurer wären, nicht mit Vortheile werde geſchehen können. Er nahm alſo ſein ganzes baares Vermögen mit zu dem Barone, und überzeugte ihn alſo von dem wirklichen Daſeyn deſſelben. Mein Freund, ſagte der Baron von Baltamore zu ihm, nachdem er ihn angehöret hatte, du wirſt ein groſſer Kaufmann werden! und du biſt ein Mann, den mir Jrrland wird zu danken haben. Jch bin in Anſehung der Rückfracht von hier deiner Meynung. Gleichwohl giebt es Waaren, die in Jrrland ſehr rar, zu Cheſter aber ganz bekannt ſind. Nimm gute Tücher und feine holländiſche Leinwand. Nichols folgte dieſem Rathe. Er kaufte für die Hälfte ſeines Geldes, was er nur Schönes und Feines bekommen konnte, und für die andere Hälfte ſchlechte Tücher und Leinwand. Er reiſete hierauf ab und wünſchte dem Barone allen Segen.

Da er wieder nach Jrrland kam, ſo verkaufte er die ſchlechten Tücher dem gemeinen Volke, die feine und ſchöne Leinwand aber ſchaffte er nach Balaclai, Waterford, Dunnaghall und

Tuam, und verkaufte ſie den Königen, Königinnen und den Groſſen an ihrem Hofe. Er hatte einen ſo anſehnlichen Gewinn davon, daß er ſich endlich im Stande befand, ſeine Verwandten zu Firmeri zu beſuchen.

Nichols hatte nun aber das Kamiſol noch an, mit welchem er aus ſeiner Eltern Hauſe gegangen war, und trug auch noch hölzerne Schue. Er kam in dieſer Kleidung eines Abends vor dem Thore des väterlichen Hauſes an, nachdem er einen Bedienten, den er ſeit einiger Zeit angenommen hatte, mit ſeinem Zugviehe in einem Gaſthofe gelaſſen hatte. Er klopfte an. Einer von ſeinen ältern Brüdern trat auf den Haustrit und fragte, wer da wäre? — Ich bins, ich Nichols. Ach! es iſt mein armer Bruder, ſagte der ältere Bruder. Sogleich ſprang die Mutter mit den Schweſtern herbey. Die Mutter ſagte: ey! ey! es iſt mein armes Kind! . . . Die Schweſtern: ey! der arme Nichols! Sie machten die Thür des Hofs auf. Nichols umarmte ſeine Mutter, welche ſich gleichſam Glück wünſchte, indem ſie ſagte: das arme Kind! er hat noch immer ſein altes Kamiſol an! Ja, liebe Mutter, antwortete Nichols, ich habe es behalten, damit ihr mich an demſelben kennen ſolltet. Die ehrliche Pächterin nahm ihren Sohn bey der Hand. Ach hier, mein lieber Mann, ſagte ſie zum Vater, wir haben ihn lange nicht geſehen und ihn ausgeſcholten! du

biſts,

biſts, einfältiger Menſch, ſagte der Pachter! ... Wie er ausſieht! lieber Vater, ſagte Nichols hierauf ganz beſcheiden, habt die Güte, mich anzuhören, nachdem ich aber doch auch vorher meinen Brüdern und Schweſtern einige kleine Geſchenke werde gegeben haben. Bey dem Worte Geſchenke wurde der Pachter roth. Er ſah ſeinen Sohn an, der ihm einen Beutel mit goldenen Orlèeans gab, in welchem hundert Stück befindlich waren, hierauf einen mit funfzig ſeiner Mutter, und hernach auch einen mit fünf und zwanzig jedem von ſeinen beyden Brüdern und jeder von ſeinen drey Schweſtern. O ich unglücklicher Mann, rief der Pachter aus, was habe ich dem Himmel gethan! Denn mein Sohn iſt ganz gewiß ein Straſſenräuber. Nein, lieber Vater, die Götter laſſen einen ſolchen Gedanken nicht in euer Gemüth kommen! ... Höret meine Geſchichte an; und Nichols erzählte darauf, wie er nach Gallwai gegangen wäre, wie er daſelbſt den Baron von Baltamore angetroffen hätte, wie ihm dieſer Herr Geld vorgeſtreckt, wie er es ihm wieder gezahlet hätte, wie er durch gute Wirthſchaft und dadurch, daß er zur Vermeidung der Straſſenräuber immer ſeine ſchlechte Kleidung behalten hätte, glücklich geworden wäre, wie. . . . Bey dieſer Erklärung antwortete der Pachter: was! Du wärſt der kleine Wollenhändler, von dem ich ſo viel gehört habe? Ja, lieber Vater, und ich will es euch mit meinem Bedienten, der nicht

weit

weit von hier iſt, mit meinem Handlungsgepäcke und mit allen Leuten in hieſigen Gegenden, die mich kennen, beweiſen. Die Familie erhob hierauf ſo gleich ein Freudengeſchrey, man hohlte alles, was dem Nichols angehörte, aus dem Gaſthofe, und das ganze Haus war für Freuden auſſer ſich. Nichols blieb acht Tage zu Fermerie, und reißte darauf wieder ab, und ſetzte ſeinen Handel fort.

Er brachte zehen ganze Jahre zu, ehe er ſeinen Wohlthäter wieder ſah. Da er um dieſe Zeit ein Vermögen von 21000 goldenen Oribeans (500000 Livres) in Händen hatte, ſo entſchloß er ſich, die Annehmlichkeiten des Lebens auch ein wenig zu genieſſen, die er durch ſeine langwierige Arbeit verdienet hatte. Da er aber dem Barone von Baltamore einen immerwährenden Beweis von ſeiner Erkenntlichkeit geben wollte, ſo gieng er zu ihm und trug ein Käſtchen unter dem Arme. Gnädigſter Herr, ſagte er zu ihm, hier iſt ein groſſer Zug, den ich Ihnen zu überreichen mir die Freyheit nehme. Er zog zugleich ein gemahltes und zuſammen gerolltes Stück Leinwand mit einem zerlegten Rahmen aus demſelben hervor. Nichols rollete es auf. Man erblickte ſein eigenes Gemählde in ſeinem groben Kamiſole, hölzernen Schuen an den Füſſen, kurz ſo, wie er an dem Tage ausgeſehen hatte, da er von dem Barone ſein erſtes Darlehen empfieng. Gnädigſter Herr, ſetzte Nichols

chols hinzu, wenn man das Gemälde eines armen Bauers bey Ihnen ſehen wird, ſo wird man Sie fragen, was macht dieſer Bauer da? Haben Sie alsdenn die Güte, gnädigſter Herr, zu erzählen, warum er da iſt. Sagen Sie, wenn ich unterthänig bitten darf, es ſey Nichols, der ſein erſtes Geld von Ihnen geborget habe, das er dergeſtalt angewendet hat, daß er nunmehro in der Kutſche fährt; denn die meinige ſteht eben da in Ihrem Hofe. Nichols und ſein Vermögen waren Ihr Werk, und alle Güter, die er beſitzen wird, ſind eben ſo viele Wohlthaten von Ihnen.

Der Baron, der eine ſchöne und empfindſame Seele hatte, nahm das Geſchenke des Nichols an, das mit einem ſaubern doch unvergoldeten Rahmen von wohlriechendem Holze eingefaßt war. Es iſt dermalen die ſchönſte Zierde ſeines Zimmers, und ſo oft man in daſſelbe einen Zutritt erhält, ſo vermehrt der Anblick des Bauers Nichols die Ehrfurcht, die man für den Baron von Baltamore hegt. Man hätte die Unterſchrift unter dieſes Gemälde ſetzen können: die Tugend Baltamors.

27. Der Koch des Herrn Kardinals von Rohan.

Gegen das Ende des abgewichenen Monats Julius (1786) wurde die Stadt la Chaiſe-Dieu von einer allgemeinen Feuersbrunſt bedrohet. Es kam Abends gegen zehen Uhr in einem Hauſe Feuer aus, welches, weil es wie alle übrigen von Tannenholze erbauet war, gar bald in Aſche verwandelt wurde. Der Herr Kardinal von Rohan, der den ganzen Tag an ſeinem böſen Knie groſſe Schmerzen ausgeſtanden hatte, hatte ſich eben niedergelegt und war eingeſchlafen, wurde aber gar bald von dem Schalle der Glocken, welche zur Hülfe für die Unglücklichen, die in Feuersnoth ſtacken, aufforderten, wieder aufgeweckt, erſchien an dem Orte der Feuersbrunſt, und brachte ſelbſt einen Eimer voll Waſſer getragen. Der Herr Viceadmiral, ſein Bruder, war ſchon vor ihm da geweſen. Die Ankunft dieſer Prinzen, ihr Eifer, ſich an die Orte zu begeben, wo es am ſchlimmſten ausſah, und die Unerſchrockenheit, mit der ſie ſich allen Gefahren ausſetzten, machte allen unſern Einwohnern Muth. Der Herr Prinz von Montbazon hatte die Güte, ihre Arbeit anzuordnen; und die Handgriffe, die er angab, hatten eine ſo gute Wirkung, daß man ſich wieder Hoffnung machen konnte, es werde das Unglück die ſchrecklichen Folgen nicht haben, die man befürchtete. Was den Herrn Kardinal betrifft, ſo war er über-

überall zugegen, wo es etwas zu thun gab. Man ſah ihn mehr als einmahl bis an die Knie im Waſſer ſtehen, und mitten aus den Haufen der im Brande ſtehenden Trümmer die Geräthſchaften der armen Abgebrannten den Flammen entreißen. Nach dem Beyſpiele des Prinzen ſetzten ſich auch ſeine Leute den größten Gefährlichkeiten aus. Sein Koch ließ ſich an einem Seile in die Höhe ziehen, um einen Balken abzuhauen, durch welchen das Feuer an ein benachbartes Haus kommen wollte, das dieſe herzhafte That rettete. Es war unmöglich, S. F. H. zu bewegen, ſich vor dem Augenblicke wegzubegeben, da man gewiß ſeyn konnte, daß keine Gefahr mehr zu befürchten ſey; welches aber nicht eher geſchehen konnte, als um zwey Uhr nach Mitternacht. Zu dem, was er ausgeſtanden hatte, kam noch die Ermüdung hinzu, und nöthigte ihn bis Abends um 5. Uhr im Bette zu bleiben. Seine erſte Sorge gieng dahin, daß er den unglücklichen Schlachtopfern dieſes traurigen Zufalls mit Hülfe und Troſt zu ſtatten zu kommen ſuchte. Er hat ſchon die nöthigen Befehle zur Wiederaufbauung der abgebrannten Gebäude und zur Ausbeſſerung der nur beſchädigten gegeben. Alle unſere Einwohner haben ihm am Sonntage gedanket und nie iſt ein Dank herzlicher geweſen. Es waren alſo auch die Thränen beynahe die einzigen Ausleger der Empfindungen, die man für ihn hegt. Es vergeht faſt kein Tag, da dieſer gute Prinz nicht durch ſeine Leutſeligkeit,

keit, ſeine ausnehmende Güte und ſeine unzählichen Wohlthaten Jemand veranlaſſen ſollte, ſie aus Wehmuth und Erkenntlichkeit zu vergießen.

Der großmüthige Soldat.

Ein Soldat, der von dem Herrn von Vauban Befehl erhalten hatte, einen Poſten zu unterſuchen, bekam eine Kugel in den Leib. Er kam ganz gelaſſen und mit der größten Kaltblütigkeit wieder und gab von ſeinem Auftrage Rechenſchaft. Der Marſchall, welcher ſah, daß er alles ſein Blut vergoß, wollte ihm zehen Louisdor geben. Nein, gnädigſter Herr, ſagte er, das würde meine That zuſchanden machen.

28. Vom Spiele

1. Das Hazardſpiel iſt ein Verluſt der Zeit, ein Verſchwender des Vermögens und eine Veranlaſſung zu Zänkereyen.

2. Ein Weltweiſer, der einen von ſeinen Zöglingen beym Spiele antraf, machte ihm darüber Vorwürfe. „Ich ſpiele nur um wenig „Geld, ſagte der junge Menſch. Ey! hältſt „du denn, erwiederte der Weiſe, die böſe Ge„wohnheit für nichts, die du dadurch an„nimmſt?“

3. Ro-

3. Rotrou, der 250. Louisdor erhalten hatte, ſtreuete ſie in einen Haufen Reiſſigbunde, damit er nicht an einem Tage alles verſpielen möchte. Dieſe Vorſicht war aber vergeblich, denn in der folgenden Nacht ſchüttelte er auch den letzten Reiſſigbund aus.

4. Ein Spieler, der wieder nach Hauſe kam, ſagte zu ſeiner Frau, die ihr Kind ſtillete: ſteh auf, meine Frau, ich habe alles verſpielet und alles verloren; auch das Bett, auf dem du liegſt, iſt nicht mehr unſer.

5. Es ſind ſehr viele Spieler ſo hartnäckig und thöricht geweſen, daß ſie ihr ganzes Vermögen verſpielet, verlohren und ſich darauf auch das Leben genommen haben.

6. Wie kann man dem, was ſo viel Unglück anrichtet, den Namen eines Spiels geben?

7. Ein Spieler und ein Räuber ſind leibliche Geſchwiſterkinder.

8. Man iſt anfänglich ein Tölpel, und zuletzt ein Betrüger.

9. Das Spiel mit den Händen iſt ein nichtswürdiges Spiel, ſagt man, weil es oft nach dem luſtigſten Zeitvertreibe ernſtliche Schläge ſetzt. Es hat verſchiedenen Königen, vielen Privatperſonen und unendlich vielen andern Unglücklichen den Tod zugezogen.

10. Es giebt gleichwohl erlaubte Spiele; aber das ſind heilſame Erhohlungen, die die Vernunft Jederman, und vornehmlich jungen Leuten

geſtattet, weil ſie alle nöthig haben, ſich zu erhohlen.

11. Karl der V. dieſer weiſe Geſetzgeber, verboth ausdrücklich die Hazardſpiele, und erlaubte den Tanz, ſo wie alle andere angenehme Spiele zur Uebung.

12. Man geht ins Wirthshaus, man trinkt, man ſpielt, man zankt ſich mit denen, die gewinnen, und macht den Beſchluß damit, daß man ſich ſchlägt und umbringt. Es iſt kein Dorf, in dem man nicht einige Mordthaten anführen könnte, die durch den Wein und das Spiel veranlaſſet worden. — Ihr Leute auf dem Lande, meidet demnach die Oerter der Zwietracht, und übet euren Leib mit Laufen, Ringen, mit dem Wurfſtein- und Ballſpiele, welche ehedem die Spiele eurer Vorfahren waren. Denn eben das war es, was ſie geſchickt, munter, luſtig und vergnügt machte.

29. Kurze Leichenlobrede, die ein Pfarrer bey Betrachtung des ruhigen und heitern Angeſichts eines tugendhaften Mannes hielt, der eben verſchieden war.

O verehrungswürdigſtes menſchliches Weſen, Mann, der du wahrhaftig würdig biſt, unſterblich zu ſeyn, was für ein glückliches Ende nimmſt du! was für Lichtſtrahlen umgeben dich!

O ihr, die ihr an den Gütigkeiten ſeiner Seele Theil nahmet, kommet alle her, und lernet und tröſtet euch, kommet, damit ihr lernen möget, wie ihr leben und ſterben müſſet. Was für ein rührendes Gemälde iſt der tugendhafte Mann in dieſem Augenblicke! Nähert euch dieſem Bette, auf dem er liegt, mit Ehrfurcht! Was glaubet ihr an demſelben zu erblicken? Ein Todenbette; nein, es iſt ein Siegesbette. Sehet ſeine Herrlichkeit an, betrachtet, wie der Menſch unſterblich wird. Das Gemach, in welches ſich der rechtſchaffene Mann begiebt, wenn er ſein Leben und ſein Schickſal endigen will, iſt ein Heiligthum, deſſen Thür den Weg zum Himmel öffnet. Eben hier ſcheinet ihm das Licht der Wahrheit in ſeinem ganzen Glanze, die Tugend allein hat Hoheit in den Armen des Todes. Was für Strahlen der Freude zeigten ſich mitten in dem vergeblichen Kampfe der verſchiedenden Natur, in den Schatten des Todes auf ſeinem Geſichte! Was für Ruhe! was für Friede! Iſt das der Menſch, dieſes ſchwache und ſterbliche Weſen? Nein, er hatte die Schranken der Menſchheit ſchon durchbrochen, der Ewige ſtärkte ihn im Sterben, er theilte ihm ſeine Herrlichkeit mit. Der unvermeidliche Augenblick kömmt, dieſer tugendhafte Mann, der in ſeinem Untergange mit einer Größe, die ſich keine Gewalt anthut, groß iſt, wanket nicht, er giebt ſeinen erhabenen Geiſt auf, und ſein Leben endiget ſich mit ſeinem Schickſale ganz

ruhig. Betrachtet ihm näher, wie er ſein glänzendes Haupt allezeit ruhig und heiter, mit einer ſtillen Majeſtät, noch über die Schatten des Todes zu erheben ſcheint. Der Friede ſeiner Seele iſt in allen ſeinen Zügen abgemalet. Die Hoffnung glänzet auf ſeiner erhabenen Stirn. Die Zerſtöhrung ſchmückt, krönet ihn mit Lichte, und ſtellt ihn dem höchſten Weſen unſterblich dar. O ihr alle, die ihr euch an dieſem rührenden Schauſpiele ergötzet, hanget der Tugend an, und glaubet, daß ein Gott ſey, der ſie einflöſet und ſie belohnet.

Simon Lucot.

Simon Lucot, ein Seeſoldat, der auf der Fregatte des Königs, die Amazone, eingeſchiffet worden war, hat ſich in dem Gefechte derſelben mit der Engliſchen Fregatte, die heilige Margarethe, währender Hitze des Gefechts ganz beſonders hervorgethan, ob er gleich ſehr viele Wunden bekommen hatte. Der Herr von Montguillotte, der die Nachricht erhielt, daß Herr Lucot, der die Verrichtungen eines Konſtabels hatte, verwundet worden wäre, ſuchte ihn verſchiedenemal zu bewegen, aus dem Gefechte zu gehen. Es kam augenblicklich eine Stückkugel und nahm ihm den rechten Arm weg. Der Kapitaine, der von dieſem Vorfalle Nachricht erhielt, nöthigte ihn, an den Ort hinunter

unter zu gehen, wo ſich die Verwundeten befanden. So lange ich noch einen Arm habe, antwortete der unerſchrockene Konſtabel, will ich ihn zur Vertheidigung meines Vaterlandes brauchen. Bey dieſen Worten fällt er auf ſein Stück und unter der Richtung deſſelben zerſchmettert ihm eine Flintenkugel den untern Kinnbacken, und geht aus dem Innern des Mundes wieder zum Munde heraus. Siebenzehen von den Wundärzten und vornehmſten Offizieren bezeugte Wunden ſind ein gewiſſer Beweis einer auſſerordentlichen Herzhaftigkeit. Lucot iſt 25. Jahr alt. Die Regierung hat ihm ein Gnadengeld zuerkannt.

30. Von dem Weltweiſen Cleanthes.

Dieſer berühmte Stoiker war von Vaſſus in dem Troadiſchen Gebiethe in Aſien gebürtig. Er war Anfangs ein Fechter und wurde hernach einer von den Schülern des Zeno. Er verdiente ſeinen Lebensunterhalt damit, daß er des Nachts Waſſer ſchöpfte, damit er den Tag über dem Studiren möchte obliegen können. Nachdem ihn der Areopagus vor Gericht gefordert hatte, Rede und Antwort zu geben, von was für einer Handthierung er lebte, ſo nahm er einen Gärtner und eine ehrliche Frau mit dahin; von denen er dem einen Waſſer ſchöpfte, und der andern knetete. Die Richter wollten

ihm ein Geſchenk geben; Kleanthes aber, der einen Schatz an ſeiner Arbeit hatte, ſchlug es aus. Er kam nach Zenons Tode in dem Porticus an ſeine Stelle, und hatte den König Antigonus und den Chryſippus, der ſein Nachfolger wurde, zu Schülern.

Dieſer Weltweiſe, der ungefähr 240. Jahr vor J. Ch. Geburt lebete, hungerte ſich in ſeinem neunzigjährigen Alter zu Tode. Er hörte die Spottreden der Weltweiſen, ſeiner Amtsbrüder, geduldig an. Da ihn einer einen Eſel genennet hatte, ſo antwortete er: ich bin Zenons Eſel; es iſt Niemand der ſeine Bürde tragen kann, als ich. Man warf ihm eines Tages ſeine Furchtſamkeit vor; und er ſagte: das iſt ein glückliches Gebrechen, denn ich begehe bey demſelben nicht ſo viele Fehler. Er verglich die Peripatetiker den muſikaliſchen Inſtrumenten, welche Geräuſch machen und ſich doch ſelbſt nicht hören. Dieſe Vergleichung hätte lange auf die Weltweiſen, das iſt, auf diejenigen angewendet werden ſollen, die dieſen verehrungswürdigen Namen eine ſo lange Zeit unrechtmäſſigerweiſe geführet haben.

Die Weltweisheit iſt darum lobenswürdig, weil ſie ſich an keine Geburt bindet. Die Redlichkeit findet in allen Ständen ſtatt, ſie macht uns alle wahrhaftig edel. Es kann Jederman nach der Tugend ſtreben. Bey ihr findet weder Wahl, noch Vorzug ſtatt, ſie kläret alle Gemüther gleichmäſſig auf. Socrates war nicht

aus

aus dem Rathsherrenſtande. Cleanthes verdiente ſein Brod mit Waſſerſchöpfen. Plato war ein gemeiner Mann, da er ein Weltweiſer wurde, ſeine Weltweisheit adelte ihn. Warum wollten wir alſo die Hoffnung aufgeben, dieſen groſſen Männern einmal gleich zu werden. Wenn wir uns ihnen anſtändig verhalten, ſo können wir ſie unter unſre Ahnen zählen; und damit wir hierinnen zum Zweck kommen mögen, ſo müſſen wir uns fürs Erſte in unſerm Gemüthe vorſtellen, es ſey niemand edler, als wir. Denn wir haben alle eine gleiche Anzahl Ahnen. Niemand iſt, der nicht die Spur ſeiner urſprünglichen Herkunft verloren haben ſollte. Plato ſagt, es ſey kein König, der nicht von einem Sklaven, und kein Sklave, der nicht von einem Könige herſtammen ſollte. Unzähliche Staatsveränderungen haben alles vermenget. Das Glück hat alle Stände unter einander geworfen. Wer muß alſo für edel angeſehen werden? Derjenige, der die gröſte Neigung zur Tugend hat. Der wahre Adel hat ſeinen Wohnſitz in der Seele, man kann ihn dem Glücke zu Trotz erlangen, man mag auch in einem Stande geboren ſeyn, in welchem man will.

Die

Die Wittwe zu Liſſabon.

Eine arme Wittwe zu Liſſabon fand ſich in der Zeit, wenn der König in die Meſſe gieng, beſtändig in dem Vorzimmer dieſes Monarchen ein. Man mochte ihr befehlen, wie man wollte, ſich hinweg zu begeben, ſo gehorchte ſie doch nur in ſo weit, daß ſie an dem folgenden Tage in eben dieſer Stunde wieder kam, und allezeit ſagte, ſie hätte mit dem Könige zu reden. Endlich gelang es ihr, ihn zu ſehen. Sie gieng auf ihn zu, und überreichte ihm ein Käſtchen, das ſie in dem Schutte einiger Gebäude gefunden hatte, die in dem Erdbeben im Jahre 1755. eingeſtürzet und noch nicht wieder aufgebauet worden waren. Sire, ſagte ſie zu dem Monarchen, ich habe das gefunden und bin eine arme Wittwe mit acht Kindern. Dieſer Schatz könnte mir auf einmal aus meiner Noth helfen; aber da ich ein redliches Herz und ein unbeflecktes Gewiſſen allen Schätzen in der Welt vorziehe, ſo vertraue ich den gegenwärtigen den Händen an, von denen ich glaube, daß ſie am beſten im Stande ſind, ihn ſeinem rechtmäſſigen Eigenthumsherrn wieder zuzuſtellen. Der König erſtaunte über die Schönheit der Juwelen. Er lobete die rechtſchaffene That dieſes Weibes mit den ſtärkſten Ausdrücken in Gegenwart des ganzen Hofs, verſicherte ſie ſeines Schutzes und ließ ihr 20000. Piaſters auszahlen; und gab hierauf auch Befehl, die ſorgfältigſten Nachfor-

ſchun-

ſchungen zur Entdeckung des Eigenthumsherrn dieſes Käſtchens anzuſtellen.

31. Lehrreiche Sprüche.

1. Wer in ſeinem vierzigſten Jahre ein böſes Leben führt, wird ſchwerlich beſſer werden.

2. Verlaß dich nicht auf deine Reue auf dem Todenbette. Du kannſt die Augen der Welt betrügen, die Augen Gottes aber ſehen in das Herz, und es iſt unmöglich, ſie zu hintergehen.

3. Wer den ganzen Werth der Tugend einſieht, iſt der Ausübung derſelben nahe.

4. Haſt du Bäume, ſo laß den Armen ſich in ihren Schatten ſetzen.

5. Beſchimpfe die Hausmutter nicht, denn du beſchimpfeſt die Natur ſelbſt.

6. Arbeite am Tage, ſo haſt du das Recht, in der Nacht auszuruhen.

7. Sage nicht du wollteſt ein gutes Werk thun; ſondern thue es ohne Vorzug. Sey nicht eher ſaumſelig, als bis du Böſes thun ſollſt.

8. Verehre Gott in deinem Vater und in deiner Mutter.

9. Die Menſchenfreundlichkeit faßt nicht nur die Liebe zu ſeines Gleichen in ſich, ſondern ſie erſtreckt ſich auch auf alle Geſchöpfe.

10. Wenn du dich in den Schatten geſetzt haſt, ſo bedenke, daß du ein Bild des Todes vor Augen haſt.

11. Nichts iſt dem Tode ſo ähnlich, als die Armuth. Tröſte demnach den Nothleidenden und ſtehe ihm bey.

12. Kannſt du Gutes thun, ſo laß auch von deinem Gebethe ab.

Auguſt.

1. Rede eines Vaters an ſeine junge Familie.

Meine lieben Kinder, ihr wiſſet, daß ich euch alle herzlich liebe und euch niemals übel begegne. Ich theile den Biſſen, den ich habe, mit Vergnügen mit euch. Ich arbeite von Tages Anbruch bis in die Nacht, damit ich euch Brod und Kleider ſchaffen kann, und es iſt euch, Gott ſey Dank, bis auf dieſe Stunde noch nichts abgegangen. Wäre ich reich, meine guten Freunde, ſo ſolltet ihr alles haben, was ihr euch nur Anſtändiges wünſchen könnet; aber wir ſind arme Leute; und iſt es ein Unglück, wenn man arm iſt, ſo laßt uns wenigſtens das Glück zu genießen ſuchen, das auf unſern Willen ankömmt. Dieſes Glück, meine lieben Kinder, beſteht aber in dem Frieden des Herzens, in der ſüſſen Ruhe der Seele, die uns ein unſträfliches Leben unter

den

den Menſchen zuwege bringt. Unſträflich leben heißt aber, ihnen kein Leid zufügen, weder an ihrer Perſon, noch an ihren Gütern, noch an ihrem guten Namen. Es heißt dagegen, ihnen alles Gute erzeigen, das in unſerm Vermögen ſteht, ihnen mit allen Dienſten zuvorkommen, die wir ihnen leiſten können.

Ihr ſehet, meine armen Kinder, jene Bäume, die voller wohlſchmeckenden Früchte hängen. Ihr habt bey dem bloſen Anblicke derſelben ganz gewiß Luſt dazu; aber ſie ſind nicht unſer, und wir dürfen ſie alſo auch nicht anrühren. Denn wenn ſie uns angehörten, ſo würde es euch ſehr verdrießen, wenn ſie andere anrührten.

Da ſehet ihr mit vortrefflichen Getraide bedeckte Aecker. Wären ſie unſer, meine guten Freunde, ſo würde man euch ſehr wehe thun, wenn man darüber gehen, ſie mit Füſſen treten, ſie das Vieh wegfreſſen laſſen wollte. Hütet euch alſo, dieſes ſelbſt zu thun.

Ich habe wahrgenommen, daß ihr bey euren Spielen mit euren Kameraden oft mit Steinen da oder dorthin werfet, daß ihr in den benachbarten Häuſern die Scheiben und Ziegel zerbrechet. Das iſt eben ſo gut, als ob ihr den Eigenthümern dieſer Häuſer das Geld aus dem Beutel ſtählet, das ſie für andere Scheiben und Ziegel geben müſſen. Das iſt alſo ein weſentliches Unrecht, das ihr ihnen an ihren Gütern thut; und ich habe es euch doch ſo oft geſagt,

daß

daß man Niemand, er mag auch ſeyn, wer er will, Unrecht thun dürfe. O! meine lieben Kinder! merket das wohl. Wäret ihr ſo unglücklich, daß ihr das, was andern angehört, anrührtet, daß ihr ihnen an ihrer Perſon, an ihrem Getraide oder an ihren Früchten Schaden thätet: ſo würdet ihr nicht allein Gott, dieſen gütigen Vater, dem ihr alles zu danken habt, und der euch verbiethet, Böſes zu thun, beleidigen; ihr würdet nicht allein mir, eurem Vater, der euch ſo herzlich liebet, den größten Kummer machen; ſondern ihr würdet euch auch ſelbſt der Gefahr ausſetzen, von denen, denen ihr Schaden thätet, übel angelaſſen, und auch gar der Obrigkeit in die Hände geliefert und öffentlich geſtrafet zu werden. Ihr würdet, meine armen Kinder, wie ihr ſehet, von jenem Frieden des Herzens, von jener ſüſſen Ruhe des Gemüths weit entfernet ſeyn, die wir bey einem unſträflichen Leben in dem Schooße der Armuth ſelbſt genießen können.

2. Die Stärke der Empfindung.

Es iſt das hier Gegenwärtige keine erdichtete Begebenheit, ſondern eine wahre Geſchichte, und die ich denn in ihrer ganzen Einfalt vor Augen ſtellen will.

Ein

Ein Mann, Namens Jakob, trieb eine ſchlechte Handthierung, wenn es anders eine Handthierung giebt, die man ſchlecht nennen kann. Er hatte eine Frau und vier Kinder. Er bekam für ſeine Arbeit kaum ſo viel zu Lohne, daß er dieſer unglücklichen Familie Brod dafür ſchaffen konnte. Er genoß aber dennoch das wahre Glück, ſein Herz war voller Freude, wenn er ſah, daß ſie vergnügt waren und mit ihm ſangen. Er wendete Tag und Nacht zu ſeiner fruchtloſen Arbeit an. Man ſollte ſagen, das Glück wäre ein böſer Engel, der ſeine Luſt daran hat, rechtſchaffene Herzen zu verfolgen, zu martern und ſie mit den empfindlichſten Pfeilen zu durchbohren.

Jakob ſah, daß er aller ſeiner Sorgfalt, alles ſeines Wachens, alles ſeines hartnäckigen Widerſtandes in Bekämpfung ſeines traurigen Schickſals ungeachtet in das ſchrecklichſte Elend gerieth. Seine Frau, ſeine Kinder litten Mangel, ſie ſeufzeten, ſie verlangten Brod. Jakob weinete mit ihnen, ſah ihren ſchrecklichen Zuſtand ein, vergaß einigermaaßen, daß ihn ſelbſt der Hunger plagte und hatte nur mit dem Geſchrey und dem entſetzlichen Zuſtande ſeiner Familie zu thun, und ſprach ſeine Nachbarn um Beyſtand an. Es iſt unnöthig, zu ſagen, daß ihn die meiſten nicht einmal des Anſehens würdigten. Was iſt ein Unglücklicher auf der Welt! Er bath mit Thränen um ein Almoſen, man hörte ihn aber nicht an und ſah ſeine Thränen nicht;

oder

oder wenn auch einer, bey dem es von ungefähr geſchah, daß ihn eine flüchtige Regung der Menſchlichkeit anwandelte, ſtehen blieb und ihm etwas gab, ſo war es doch eine ſo ſchwache Hülſe, daß das Ende ſeiner Frau und ſeiner Kinder nur eine ſehr kurze Zeit länger aufgeſchoben wurde. Dieſer zur Verzweiflung gebrachte Unglückliche läuft auſſer ſich durch die Gaſſen, und begegnet einem von ſeinen Kameraden, der eben dieſelbe Handthierung trieb und faſt eben ſo arm war, als er. Dieſer leztere wird von dem ſchmerzlichen Zuſtande, in welchem er den Jakob erblickt, gerührt, und fragt ihn nach der Urſache deſſelben. „Ich bin verloren, antwor„tet der arme Mann, meine Frau und meine „Kinder haben ſeit geſtern Mittags keinen Biſ„ſen Brod gehabt, und . . . ich weiß nicht, „wo aus noch ein. . . . Sie müſſen Hungers „ſterben. Lieber Freund, ſagt der andre zu „ihm, dem ſein Zuſtand zu Herzen gieng, da „haſt du zwey Sous, das iſt alles, was ich ha„be. Wollteſt du aber gerne Geld verdienen, „ſo wollte ich dir wohl ein Mittel ſagen. — Ich „will alles thun, antwortet Jakob lebhaft, auſ„ſer was wider die Ehre und Religion läuft. — „Nun gut, fuhr ſein Kamerad fort, geh an den „und den Ort, zu der und der Perſon, ſie lernt „das Aderlaſſen; und kannſt du dich entſchlieſ„ſen, dir eine Ader ſchlagen zu laſſen, ſo wird „ſie dir etwas an Gelde dafür geben.“

Ja-

Jakob eilt zu der ihm angezeigten Perſon, man läßt ihm an einem Arme zur Ader, er wird bezahlt. Er hört das nämliche an einem andern Orte, läuft dahin, und läßt ſich auch an dem andern Orte eine Ader ſchlagen. Dieſer ſo verehrungswerthe und ſo zu beklagende Mann kömmt für Freuden auſſer ſich, kauft Brod, geht eiligſt nach Hauſe, und theilt es unter ſeine Frau und ſeine Kinder aus. Sie ſehen, daß er ſich verfärbt, er ſetzt ſich, das Blut läuft ihm von den Armen herunter. Lieber Mann! lieber Vater! was fehlt euch? Ihr habt euch zur Ader gelaſſen! Meine liebe Frau, meine lieben Kinder, ſagte er zu ihnen mit einem tiefen Seufzer, und ſchloß ſie feſt in ſeine Arme, es geſchah . . es geſchah, um euch Brod zu ſchaffen. Hier fangen dieſe Unglücklichen an, häufige Thränen zu vergieſen, ſie drücken ſich einander an ihre Bruſt. . . O Menſchen! was für ein Schauſpiel!

Möchte doch dieſer rührende Zug die in dem Inwendigen der Herzen entſchlummerte Menſchlichkeit aufwecken! Möchte er eine in die verhärteten Ohren jener unmenſchlichen Reichen ſchallende Stimme ſeyn, die ſich mit den häufigſten und überflüſſigſten Speiſen vollpfropfen, (denn ich trage kein Bedenken, mich dieſes alten Ausdrucks zu bedienen,) und dabey ihres Gleichen, Menſchen, ganze Familien Hungers ſterben laſſen! Man macht dieſe ſchreckliche Wahrheit

nicht

nicht vorſtellig genug. Ich habe viele Leute, verſchiedene Geſellſchaften, groſſe und kleine, von dem vornehmſten Stande bis zu dem niedrigſten geſehen, ich habe alles unterſucht, bin alles durchgegangen. Sollte man glauben, daß es ſich nie begeben hat, daß ich die Worte gehört hätte: wenn ich ſo viel im Vermögen hätte, ſo würde ich davon ſo viel zum Beyſtande der Nothleidenden anwenden. Ich habe viele von jenen Geſchöpfen, die man groſſe Herren nennt, die ſich geſchändeter Mädchen wegen um ihr Vermögen gebracht, viele unzüchtige Finanzpächter, die ſich durch einen ſchändlichen Aufwand entehret, viele Leute geſehen, die nur darauf bedacht waren, wie ſie den Grund zu ihrem Glücke legen, und wie ſie es vermehren möchten. Ich will doch hoffen, daß ich vor meinem Tode auch noch wohlthätige Herzen, Jakobe werde kennen lernen. Das iſt ohne Zweifel das letzte Schauſpiel, an dem man ſich noch ergötzen kann. Ich zweifle aber, daß es mir, ſo rührend es auch ſeyn möchte, ſo ſehr zu Herzen gehen werde, als es mich in Erſtaunen ſetzen wird.

3. Brief

3. Brief eines Seemanns an die Verfaſſer des Pariſer Journals, von dem tapfern Bouſſard.

Potz tauſend! Patrone, was für ein herrliches Neujahrsgeſchenk haben Sie uns in Ihrer erſten Nummer verehret! Was für ein Mann iſt Bouſſard! Ich wurde bey dem Berichte von der Unerſchrockenheit dieſes tapfern Manns von Bewunderung hingeriſſen. Dieſen Namen wird er behalten, ich will es Ihnen vorherſagen. Er iſt ihm von Herr Necker gegeben, und von dem Könige ſelbſt beſtätiget worden. Da ich nicht ruhen konnte, bis ich dieſen tapfern Schiffmann kennen gelernet hatte, ſo wollte ich mich auf die Poſt ſetzen und nach Dieppe fahren, als ich vernahm, daß er zu Paris wäre. Ich begab mich eiligſt aus einer Geſellſchaft in die andere, um ihn anzutreffen. Endlich habe ich ihn geſehen. Er hat eine Herculesgröſſe, beynahe ſechs Schu lang, einen kleinen Kopf, breite Schultern und ein von einer Ehrenwunde, die er in dem Dienſte des Königs davon getragen hat, gelähmtes Bein. Nichts kann ihn mitten unter den Groſſen aller Art weder in Furcht, noch Verlegenheit ſetzen; er behält immer ein anſtändiges und edles Betragen bey. Ich wollte ihm wegen ſeines Verſtandes und Herzens auf den Puls fühlen. Sie ſollen nach ſeinen Antworten ſelbſt davon urtheilen. — „Was haben Sie, ſagte ich zu ihm, „mit den hundert Louisdor angefangen, die Sie

„auf einmal bekommen haben? Ich habe meine „Schulden damit bezahlt, denn was recht und „billig iſt, muß beobachtet werden, und habe „darauf meine Frau und Kinder neu gekleidet. „Das war in ihrem Leben das erſte mal. Was „mich betrifft, ſo habe ich mir nur Kamiſöler „machen laſſen. Ich habe den Kopf nöthiger, „als die Kleider. Das Kleid, das ich anhabe, „iſt mein Hochzeitkleid; es iſt noch ganz neu. — „Aber werden die hundert Thaler Gnadengeld „hinreichend ſeyn, daß Sie mit Ihrer Familie „gemächlich davon leben können? — Ich wer„de davon noch übrig behalten, und was hilft „übrigens das Geld? Giebt man einem Reichen, „wenn man ihn begräbt, auch nur einen Louis„dor mit?“ Da mich ſeine Antworten ganz bezauberten, ſo fuhr ich mit Fragen fort. „Die„jenigen, die zum Schiffsvolke gehörten, waren „weder Anverwandte, noch Freunde von Ih„nen, wer hat Ihnen denn alſo dieſe Unerſchro„ckenheit eingegeben? — Warlich, (denn er „kann noch beſſer ſchwören, als ich,) nichts an„ders, als die Menſchlichkeit und der Tod mei„nes Vaters. Er iſt ertrunken, und ich war „nicht da und konnte ihn nicht retten. Ich ha„be alſo ſeit dem einen Schwur gethan, daß ich „allen denen zu Hülfe kommen wollte, die ich „ins Meer würde fallen ſehen.“

Die Helden des Alterthums opferten auf dem Grabe ihrer Vorfahren Schlachtopfer; dieſer

aber bringt der abgeſchiedenen Seele ſeines Vaters die Unglücklichen zum Opfer, die er der Gefahr entreißt, in der er umgekommen. Wie ſchön iſt es, wenn man einen ſolchen Schwur thut und ihn auch hält! Da dem Bouſſard die Herzhaftigkeit angeboren iſt und er bey ſeiner That nur auf die Pflicht des Menſchen gegen andre ſieht, ſo wundert er ſich über die Belohnung, mit der ihn ſein Landesherr beehret hat. — „Ich habe, ſagt er, viele Handlungen, wie dieſe „iſt, gethan. Ich weiß nicht, warum meine „letzte (das iſt ſein eigner Ausdruck) ſo viel „Aufſehen macht. Meine Kameraden ſind eben „ſo herzhaft, als ich.“ Was macht er ſich ſeinem Herzen nach nicht für einen hohen Begriff von den Menſchen! und was für eine Hochachtung müſſen alſo die Menſchen für ihn hegen! Glauben Sie indeſſen nicht, daß er nicht wiſſen ſollte, was er für ein Mann iſt. Er hatte Luſt, ein Kind zu umarmen, das ſich ſeiner groſſen Länge wegen vor ihm fürchtete. „Fürchte dich „nicht, ſagte Bouſſard zu ihm, es wird dir „Glück bringen, wenn du einen rechtſchaffenen „Mann umarmeſt.“ Das iſt keine Eitelkeit, ſondern das Zeugniß eines guten Gewiſſens. Er wird durch die Achtung, die man ihm zeigt, gar ſehr gerührt. Ich bath mir von ihm neue Nachrichten von dem guten Empfange aus, den man ihm aller Orten wiederfahren läßt. Er ſchien ſehr davon eingenommen zu ſeyn. Er rief aber auch unter andern aus: „ potz tauſend! was iſt

„die Frau Necker für eine rechtſchaffene Frau!
„Ich hatte wegen meines Beins eine Miethkut-
„ſche genommen, da ich ſie beſuchen wollte. Da
„ich in ihr Haus gekommen bin, bezahlt ſie den
„Miethkutſcher, ſchickt ihn fort, und hat mich
„in ihrer Kutſche wieder nach Hauſe fahren laſ-
„ſen." Möchten doch der Bouſſarde täglich mehr werden und das ſchöne Geſchlecht ſie immer ehren! Gott befohlen, Patrone, ich habe die Zeit nicht, Ihnen mehr davon zu ſagen. Ich eile, dieſen tapfern Mann in meine Arme zu drücken, ehe er wieder nach Dieppe zurückreiſt.

4. Franque und Deshommes, Fiſcher.

Ein Brief von Grenoble berichtet vom 4. Auguſt, 1780. man hätte am erſten dieſes Monats ein dritthalbjähriges Kind, in der Abſicht, es zu baden, an die Ufer der Iſere geführet. Dieſes Kind, das man einen Augenblick aus der Acht gelaſſen hatte, ſprang ſelbſt ins Waſſer, und der Strohm führte es unter einen Bogen der hölzernen Brücke. Zum Glücke wurde es nicht von den Waſſerfällen verſchlungen, die ſehr reiſſend ſind. Es ſchwamm darüber weg, fuhr unter der Brücke durch, wurde darauf über 300. Schritte fortgeführt, und erhielt ſich durch die Bewegung ſeiner Arme über dem Waſſer.

Joſeph Deshommes, ein Fleiſcherburſch, fieng an zu ſchwimmen und kam dem Kinde zu Hülfe. Er erreichte es in dem Augenblicke, da es unter die ſteinerne Brücke kommen wollte, unter der es ohne Rettung von den Waſſerfällen wäre verſchlungen worden. Deshommes achtete die Gefahr nicht, in die er ſich dadurch ſelbſt begab, daß er ſich an einem ſo gefährlichen Orte mit dieſem Kinde zu thun machte, eilte ihm zu Hülfe, erreichte es, nahm es in ſeine Arme und hielt es mit Kämpfung wider den Strohm ſo lange in denſelben, bis ein Fiſcher, Namens Franque herbey kam und ihn in ſein Fahrzeug nahm. Der Stadtrath hat dem Deshommes ein Geſchenk bewilliget und ihn auf zehen Jahre von allen perſönlichen Auflagen freygeſprochen. Eben dieſe Obrigkeit hat auch den Fiſcher Franque und einen andern jungen Menſchen belohnet, der zur Rettung des Kindes zuerſt ins Waſſer geſprungen war.

Dahin geht man nicht für Geld.

In der Belagerung der Stadt Lille im Jahre 1708. kam es darauf an, daß man den Fortgang einer Sappe auskundſchaften wollte. Die That war äuſſerſt gefährlich. Es werden dem Soldaten, der ſie glücklich ausführen würde, hundert Louisdor verſprochen. Fünf gehen nach ein-

einander dahin, und alle fünf verlieren das Leben. Es ſtellt ſich ein ſechster, ein junger Menſch von wunderſchöner Bildung dar. Man ſieht ihn mit Bedauern fortgehen. Er entfernet ſich, man zählt die Minuten, ſie vergehen, der junge Menſch kömmt nicht wieder, man beklagt ihn. — Er kömmt wieder zum Vorſchein, der Bericht wird abgeſtattet. Man marchirt, es wird der tapferſte Ausfall gethan, man verſucht, die Verſchanzungen der Feinde einzunehmen, und geht wieder in den Platz zurück. Und hier ruft der General in Gegenwart der ſiegreichen Beſatzung den Herzhaften, der ihm zu ſeinem Siege den Weg gebahnet hat. — Der junge Granadier tritt aus ſeinem Gliede. Man biethet ihm die angezeigte Belohnung an. — Groſſen Dank, mein General, dahin geht man nicht für Geld, antwortet der Granadier, und tritt wieder an ſeine Stelle. — Er wurde von Stund an zum Offizier gemacht.

5. Ankunft des tapfern Bouſſard zu Paris.

Die Stadt Dieppe, welche die Ehre hat, die Vaterſtadt dieſes würdigen und tapfern Bürgers zu ſeyn, hat ihn veranlaſſet, nach Paris zu gehen, und, wo möglich, dem Könige aufzuwarten und ihm ſeine Erkenntlichkeit zu bezeigen.

gen. Er kam den 3. Jenner bey dem Herrn le Moyne, Stadtrichter zu Dieppe an, der ſich damals zu Paris aufhielt, und ſich willig finden ließ, ihn dem Herrn Necker vorzuſtellen, der die Güte hatte, ihn ſelbſt zum Herrn Grafen von Maurepas zu führen. Er begab ſich in Begleitung des Herrn le Moyne nach Verſailles, um ſich Seiner Majeſtät im Vorbeygehen darzuſtellen. Er wurde in den Herculesſaal geſtellet, woſelbſt ihn der Herzog von Ayen dem Könige, da er durch den Saal gieng, zeigte, der ihn ſehr gnädig anſah und ſagte: das iſt ein tapfrer Mann und ein wahrhaftig tapfrer Mann. Dieſe öffentlichen Merkmaale der Güte zogen eine ſo groſſe Anzahl Perſonen aus allen Ständen um ihn herum, daß ihn die Königin, die kurz darauf durchgieng, mit genauer Noth ſehen konnte. Sie bezeigte dem tapfern Bouſſard mit ihren Blicken, wie ſehr ſie durch die That gerührt worden ſey, die ihm den ſchätzbaren Vorzug zuwegebrächte, ſie zu ſehen. Er wurde von den Miniſtern aufs ſchmeichelhafteſte aufgenommen. Der Herr von Sartine ließ ihm als Miniſter des Seeweſens ein Brevet des ganzen Soldes der 22. Livres auf jeden Monat ſeines alten Gehalts eines Unteroffiziers ausfertigen, da er doch nur um den halben Sold dafür anhielt. Herr Bertin, der die Angelegenheiten der Normandie zu beſorgen hat, trug dem Herrn le Moyne auf, ſich in der Stadt Dieppe nach einem freyen Platze umzuſehen, auf welchen man dem

dem tapfern Bouſſard und ſeiner Familie möchte ein Haus bauen können. Der Herr Siegelbewahrer, der auf ſeiner Abreiſe nach Paris zu ihm kam, lud ihn ein, ihn zu beſuchen. Er wurde eben ſo höflich in dieſer Hauptſtadt aufgenommen, in welcher ihm der Herr Herzog von Orleans, der Herr Herzog und die Frau Herzogin von Chartres, und der Herr Herzog von Penthievre eben dergleichen Merkmaale der Güte und Wohlthätigkeit gegeben haben. Die der Tugend gegebenen Aufmunterungen haben die Vervielfältigung derſelben zum Zwecke.

Der treue Schuputzer.

Ein beſtellter Schuputzer, Namens Richard, der gemeiniglich vor der Thür des Policeyhauſes anzutreffen iſt, hatte einem Manne die Schue geputzt. Dieſer letztere war in das Haus gegangen und glaubte, ihm einen groſſen Sou zum Lohne gegeben zu haben. Der Schuputzer läßt angelegentlichſt nach ihm fragen, und bringt ihm einen doppelten Louisdor wieder, den er anſtatt eines groſſen Sous bekommen hatte.

Dieſer Zug iſt dem gleich, der dem Moliere begegnete. Er gieng nach Auteuil, und unterwegs ſprach ihn ein ganz zerlumpeter Bettler um eine milde Gabe an. Moliere glaubte ihm einen groſſen Sou zu geben, und gab ihm einen

doppel-

doppelten Louisdor. Gleich darauf läuft ihm der Arme nach, giebt ihm denſelben, und ſagt zu ihm: „Ihre Abſicht, mein Herr, iſt vermuth„lich nicht geweſen, mir ein ſo reichliches Almo„ſen zu geben; ich bringe es Ihnen alſo wie„der.“ Behaltet es, ſagte Moliere zu ihm, ihr verdienet es. Dieſe Züge geben zu erkennen, daß die Tugend ihre Wohnung ſo gut in dem niedrigſten Stande, als auf dem Throne haben könne.

6. Gebeth eines rechtſchaffenen Greiſes.

Ich gieng an dem Abend eines ſchönen Sommertages von Hitze abgemattet aus, friſche Luft zu ſchöpfen. Die Sonne verließ den Geſichtskreis ganz feurig, und die von den Bergen geworfenen Schatten breiteten ſich ſchon über die Ebene aus. . . .

Ich gieng unvermerkt fort und entfernete mich immer weiter. Es iſt etwas ſo Angenehmes, wenn man ſich an Orten, die man liebet, allein befinden, und ſich ſeinen Träumereyen überlaſſen kann! Ich verlängerte alſo meinen Spaziergang, ohne gewahr zu werden, daß es ſchon eine geraume Zeit Nacht geweſen ſey. Aber wie einnehmend kam ſie mir, anſtatt mich zu erſchrecken, vor! und was für eine Luſt iſt es, ſich an dem Schauſpiele einer ſchönen Nacht zu ergötzen!

Alles ruhete in der Natur; kaum hörte man noch auf der Wieſe das Säuſeln des kleinen ſie bewäſſernden Bachs. Wie ſehr gieng mir dieſe allgemeine Ruhe, dieſe weit ausgebreitete Stille an die Seele, und wie ſehr wurde ſie von erhabenen und andächtigen Empfindungen durchdrungen!

Ich ſetzte mich in ein ſich in der Nähe befindendes Gebüſche, und wollte mir Zeit nehmen, meine Gedanken auf ſo viele Wunder zu richten, und überließ mich da allen Betrachtungen, die ein ſo angenehmes Schauſpiel einflöſen kann: als der Laut einer Stimme meine Seele aus der Bezauberung zog, in welche ſie verſenket war. Da es mir vorkam, als ob dieſe Stimme nicht weit von mir entfernet wäre, ſo machte ich die dicken Aeſte ohne Geräuſch auseinander, und erblickte durch dieſelben nicht weit von mir einen Mann von einem hohen Alter.

Sein bey nahe kahler Kopf, ſein edles und heiteres Geſicht, ſein von der Länge der Jahre grau gewordener Bart prägten eine heilige Ehrfurcht ein. Er lag unter einer Eiche, deren von der Zeit morſch gewordener Stamm noch friſche Sproſſen trieb, auf den Knien, erhob die Augen zum Himmel und redete lebhaft. Ich hörte in der Stille zu, und vernahm folgendes majeſtätiſches und rührendes Gebeth, das aus einem Herzen kam, das von der Gottheit, welche es anrief, ganz eingenommen war:

„O

„O du! in deſſen ganzem Weſen ſich dein „Daſeyn und deine unendliche Macht mit ſo „groſſer Hoheit offenbahrt! Vater der Men„ſchen! Habe die Gnade, von der Höhe jenes „erhabenen Throns, den unzähliche Chöre rei„ner Geiſter, die von Deiner Liebe leben, um„geben und auf entzückenden Harfen dein göttli„ches Lob unabläſſig beſingen, einen ſchwachen „Sterblichen einen Augenblick anzuhören und „ſeine Verehrung anzunehmen. Mitten in der „Stille der Nacht erhebe ich meine Stimme und „will diejenige ewige Weisheit anbethen, die mich „aus dem Nichts hervorgezogen hat.“

„Das Weltgebäude, groſſer Gott, iſt dein „Tempel. Der unermeßliche Himmel, der am „Tage von der blendenden Sonne, die dein Bild „iſt, erleuchtet wird, und in der Nacht mit fun„kelnden Sternen, die dir zur Krone dienen, „überſäet iſt, iſt das Gewölbe dieſes prächtigen „Tempels, und der unſchuldige und reine Menſch „der Prieſter deſſelben.“

„O wie haben unbeſonnene Sterbliche dieſe „ſichtbare, allgemeine Weisheit, welche die Welt „mit ſo groſſem Glanze regiert, verkennen kön„nen! Wie haben ſie bey dem Anblicke jener „ſtrahlenden Himmelskugeln, die ihren Lauf „über den Wolken haben, jener auf ihrer Ober„fläche und in ihrem Inwendigen in ſo groſſem „Ueberfluſſe verbreiteten Schätze, wie haben ſie „doch immer, da ſie mit ſo vielen Wundern um-

„geben ſind, den Schöpfer derſelben aus den „Augen ſetzen können!“

„Ich preiſe Dich, höchſter Gott, daß du „mich auf dem Lande, ferne von den verderbten „Städten, gebohren werden laſſen, und mein „Herz vor allem Stolze und Ehrgetze bewahret „haſt. Dank ſey es deiner väterlichen Güte, „ich genieße nun ſeit einem Jahrhunderte die „einigen wahren Güter des Lebens, den Frieden „der Seele und ein glückliches mäßiges Aus„kommen.“

„Du haſt noch nie aufgehört, mir die Ga„ben deiner Liebe in reichem Maaße zu erthei„len. Auch noch an einem jeden meiner letzten „Tage läßt du mir deine Wohlthaten angedei„hen. Reiche Ernten füllen meine Getraidbö„den an. Du wäſſerſt meine Wieſen. Du „machſt meine Heerden fruchtbar. Du läßt „meinen Weinbau wohl gerathen. Deine Hand „bedeckt meine Bäume mit Blüthen und Früch„ten, welche die Sturmwinde noch nie beſchädi„get haben. Und was mein Glück vollkommen „macht, ſo haſt du mir meine friedſame Gattin „und unſere beyden Kinder erhalten, deren herz„liche Liebe uns unſere alten Tage ſo angenehm „macht. Mein Gott! ich habe weiter nichts zu „wünſchen, als daß ich noch vor ihnen ſterben „möge.“

„Ich fühle es, ich bin dem Ziele meiner „Laufbahn nahe, meine Aſche wird bald mit der

„Aſche

„Aſche meiner Väter vermiſcht werden. Wenn „man mich in ihr Grab geſenket haben wird, ſo „empfehle ich dir, Beſchützer meines langen Le„bens, meine Kinder. Nimm dich ihrer liebrei„chen Mutter mit Erbarmen an! Wache von „der Höhe des Himmels über Perſonen, die mir „ſo lieb ſind, o mein Gott! verlaß ſie nie!“

Bey Endigung dieſer Worte fiengen ſeine Augen an, häufige Thränen zu vergießen, es ſtiegen ihm häufige Seufzer aus dem Herzen auf, und er konnte kaum zu Athem kommen. Ich glaubte darauf etwas Göttliches, das ich nicht beſchreiben kann, auf der Stirne dieſes ehrwürdigen Greiſes ſchimmern zu ſehen. Er ſtand auf und begab ſich mit einem ernſthaften Schritte wieder in ſeine Wohnung, in welcher ich ihn das höchſte Weſen noch lange preiſen hörte.

Ich ſtand mit einer Seele, die durch das, was ich geſehen, was ich eben gehört hatte, gerührt und entzückt worden war, auch auf, und gieng ruhig in meinen ländlichen Aufenthalt zurück.

7. Die Wohlthat und die Erkenntlichkeit.

Einige Meilen von Verſailles liegt an dem Ende eines traurigen Birkenwaldes ein ſchlechtes Dorf, deſſen baufällige Wohnhäuſer ſchon von weitem die ſchrecklichſte Dürftigkeit ankündigen. Hier lebten einige unglückliche Familien zerſtreuet, die kaum ſo viel hatten, daß ſie davon leben konnten, und dabey ſehen mußten, wie ihnen die Haaſen, Kaninchen und Hirſche auch ſo gar den Kohl, den ſie vor den Augen hatten, wegfraſſen. Die Liebe, welche oft die vergoldeten Palläſte meidet und ihnen eine ſchlechte Hütte, die Freyheit der Wälder und das Bette eines grünen Raſenplatzes vorzieht, die Liebe hatte in dieſen wilden Gegenden die redlichen Herzen zweyer junger Liebhaber vereiniget, welche oft zuſammen ihre Heerden hüteten. Aber ach! es iſt noch nicht genug, daß man ſich liebet; es müſſen bey der Vereinigung der Perſonen auch einige geringe Güter, eine Wieſe mit einem Acker, eine Kuh mit einigen Schafen, mit einander vereiniget werden, und man muß ſich auch im Beſitze der Geſundheit befinden. Dieſes letzte Gut war der einzige Reichthum unſerer jungen Leute, und ihre armen Eltern hielten ſie mit der Verzögerung ihrer Verheurathung auf, das iſt, hintergiengen ſie und ließen in der Bangigkeit einer immerwährenden betrüglichen Hoffnung die ſchönſten Tage ihres Lebens dahinflieſen.

ſen. Wir wollen gleichwohl dieſe unglücklichen Eltern nicht tadeln. Die väterliche Klugheit darf die Gedenkungsart nicht haben, welche die Liebe hat; und iſt es über dieſes für die Jugend etwas Geringes, wenn ſie zu gleicher Zeit ſehr empfindſam, ſehr unglücklich und ſehr geliebet ſeyn muß?

Eines Tags, da ſie ſich im Schatten eines Weidenbaums und an einem am Rande mit Tauſendſchön bewachſenen Bache mit einander damit beſchäftigten, daß ſie ſingend Binſenkörbe zu den kleinen weiſen Käſen flochten, die man nach Paris zu Markte trägt, ſahen ſie plötzlich zwey Sterbliche vor ihren erſchrockenen Augen ſtehen, die ſie für Gottheiten aus dem Reiche der Feen anſahen. Sie betrogen ſich auch nicht. Denn es waren zwey großmüthige und empfindſame Ehegatten, welche dem Verdruße und der Falſchheit der Höfe ausweichen und auf dem freyen Felde die Luſt einer zärtlichen Liebe und Vertraulichkeit genießen wollten. Die einnehmende Geſtalt dieſer armen Kinder und ihre unſchuldigen Beſchäftigungen zogen gar bald die Aufmerkſamkeit des hohen Paars auf ſich. Es wurden ſehr viele Fragen gethan und man konnte aus ihren aufrichtigen Antworten und aus ihren bald lebhaften, bald ſchmachtenden Blicken leicht erſehen, daß ſie ſich einander mit der Unſchuld des goldenen und den Verlegenheiten des eiſernen Alters innigſt liebeten.

Man

Man zeichnete ihre Nåmen in eine Schreib⸗tafel, erkundigte ſich nach der Wohnung ihrer Eltern und verſprach, ſie nicht zu vergeſſen. Nachdem die Wahrheit ihrer aufrichtigen Erzåhlungen beſtåtiget worden war, ſo wurde wirklich ein Baumeiſter und ein Gårtner in dieſe moraſtigen Hütten abgeſendet. Es wurde ein geråumiges und bequemes hölzernes Haus erbauet, mit Höfen und Gårten gut umgeben, und mit Hausrathe, Werkzeuge und Vieh gut verſehen, und in dieſes wurden die jungen Verliebten mit ihren ehrlichen alten Eltern eingewieſen. Die Götter machten ſich hierauf durch die kluge Pracht ihrer Wohlthaten kennbar. Königliche Hånde ſchåmeten ſich nicht, ein ſolches heiliges Band zu knüpfen, das jederzeit der Grund der Geſellſchaft und der Tugend iſt und ſeyn wird, und es wurde dieſen Unglücklichen ein ſtetswåhrendes Gnadengeld angewieſen, unter denen die ålteſten noch das Invalidenkleid trugen und Ehrenwunden hatten.

Håtte der Himmel eine Ehe nicht ſegnen ſollen, die unter ſo günſtigen Ausſichten war geſtiftet worden? Sechs Kinder, die alle ſchön und wohlgebildet waren, waren in ſechs Jahren die Früchte einer ſo ſüſſen Verbindung. Der Vater und die Mutter, die von der lebhafteſten Erkenntlichkeit durchdrungen waren, begiengen ſie mit einem nicht pråchtigen, aber doch reizendem Feſte, das ſie alle Jahre mitten in ihrem Hauſe von neuem feyern. Der Vater hat die ſich ziem⸗

lich

lich ähnlich ſehenden Bruſtbilder ſeiner hohen Wohlthäter in Thon abzubilden gewußt. Er ſtellt ſie auf einen Tiſch, der die Stelle des Altars vertritt. Die Mutter krönt ſie in Gegenwart der ganzen Familie mit Blumen, und alle Umſtehende grüſſen die hülfreichen Götter mit einem Becher in der Hand, die an dieſem Tage die Gnade gehabt, ihre Hütte in einen Tempel zu verwandeln. Man führt alle Kinder hin zu dieſen geliebten Bruſtbildern, und läßt ſie ſolche mit Küſſen und unſchuldigen Liebkoſungen überhäufen. Die Alten vergießen Thränen, und es leuchtet aus allen Augen und zeigt ſich auf allen Geſichtern die rührendſte Frölichkeit. Dieſes ergötzende Gemählde iſt von dem Verfaſſer dieſer Sammlung in gebundener und ungebundener Rede entworfen, und von Herr Feſſard dergeſtalt in Kupfer geſtochen worden, daß es den beſten Meiſterſtücken des Greuſ an die Seite geſetzt werden kann. Sollten ſich die ſchönen Künſte mit edlern, mit angenehmern Gegenſtänden beſchäfftigen können, als mit der Verewigung der Begebenheiten dieſer Art? Und würden Marie Thereſie ſo wohl, als Heinrich der IV. ihre würdigen Kinder nicht wegen ſolcher Verehrungen beneidet haben?

8. Funfzehender Unterricht.

D. Was iſt die Tugend?

R. Sie iſt eine beſtändige Neigung, das Böſe zu meiden und das Gute zu thun. Sie iſt ein ununterbrochenes Verlangen, das Glück und die Wohlfahrt unſers Nächſten zu befördern und das Unſrige nach der in der Geſellſchaft eingeführten Ordnung dazu beyzutragen. — Die Tugend beſteht eigentlich darinnen, daß wir die Wohlfahrt, den Nutzen und das Glück anderer dem unſrigen vorziehen, und die Belohnung dafür nur von uns ſelbſt erwarten. Die von der Obrigkeit gegebenen Geſetze verbiethen die böſen Handlungen nur ſchlechthin; ſie gebiethen auch die guten nicht; ſondern dieſe Geſetze erſtrecken ſich nur auf die Erhaltung der Ordnung in der Geſellſchaft; ſie erſtrecken ſich aber nicht ſo weit, daß ſie von uns erforderten, das Glück derer, die ſie ausmachen, zu befördern. Es iſt für die Menſchen noch nicht genug, daß ſie von ihres Gleichen nichts zu befürchten haben, ſondern ſie müſſen ſich auch auf ein gegenſeitiges Wohlwollen, Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheit, auf das Liebreiche in den Handlungen, kurz auf alles Rechnung machen können, was das Merkmaal der Menſchlichkeit an ſich hat, die ſich die Menſchen unter einander ſchuldig ſind.

§. Dieſe Nothwendigkeit, das Glück anderer zu befördern und zur Erreichung des unſrigen

dar-

darauf zu ſehen, muß uns zur Richtſchnur unſerer Pflichten dienen, und uns in allen Verhältniſſen und Umſtänden leiten, in denen wir uns in der Geſellſchaft befinden. Ein Vater kann alſo ohne das Glück ſeiner Kinder nicht glücklich ſeyn, und es ihnen nur durch eine gute Erziehung und einen rechtſchaffenen Gebrauch ſeiner Gewalt zuwegebringen. Die Kinder ſind unglücklich, wenn ſie die Freundſchaft und Zufriedenheit ihrer Eltern nicht verdienen und ſich derſelben nicht zu erfreuen haben. Es iſt Herrſchaften, Geſinde, Reichen, Armen, Handwerksleuten, kurz allen Menſchen daran gelegen, daß ſie den Frieden, das Zutrauen, die Eintracht und das Wohlwollen unter ſich zu erhalten ſuchen; und wenn ſie aus Leidenſchaft oder Irrthum dem zuwider handeln, ſo werden ſie gar bald dafür geſtraft.

5. Wenn wir unſern Einſichten und der Vernunft nach von dieſer Wahrheit überzeuget ſind, daß in dieſer Welt das wahre Glück auf die Tugend ankomme, ſo iſt es unnöthig, alle Laſter beſonders durchzugehen. Sie ziehen alle Noth und Trübſal nach ſich, die uns davor bewahren würden, wenn wir auf unſer wahres Beſtes bedacht ſeyn wollten, und wie wir dieſes aus der Erziehung und aus der Sittenlehre lernen können. Und was erfordert die Tugend ſonſt von uns, als daß wir das Angenehme und Vortheilhafte eines guten Verhaltens genießen, daß wir uns

aller Ergötzlichkeiten mit der Mäſſigung, die unſerer Natur anſtändig iſt, zu erfreuen haben, daß wir die Ordnung vor Augen haben, die in der Geſellſchaft zu unſrer Ruhe feſtgeſetzt worden, daß wir immer das Vergnügen zu lieben und niemals den Verdruß des Haſſes erfahren, daß wir uns um die rechtmäſſigen Mittel, unſern Ehrgeiz zu befriedigen, bekümmern, und daß wir es uns Aufopferungen koſten laſſen ſollen, für die wir allezeit unſere Belohnung erhalten? Alle dieſe Dinge ſind nichts anderes, als gewiſſe Mittel, glücklich zu werden und es lange zu bleiben; und doch ſind dieſe Dinge eben das, was man die Tugend nennt. Es koſtet uns zwar bisweilen ein gegenwärtiges Opfer, die Beraubung eines natürlichen, kurzen und flüchtigen Vergnügens, das Beſtreben eines Siegs über uns ſelbſt; wir erhalten aber auch allezeit dafür eine Belohnung. Eine gute Handlung bleibt niemals ohne Nutzen und Genuß, ſo wie dagegen bey den böſen die Strafe nicht auſſenbleibt.

9. Er-

9. Erkenntlichkeit, Großmuth und Beſcheidenheit eines armen jungen Menſchen.

Ein junger Menſch von achtzehen Jahren, der in dem Hoſpitale der Findelkinder zu Paris war erzogen worden, in dem er unter dem Namen Peter war getauft worden, wurde nach Endigung ſeiner erſten Kinderjahre mit andern nach S. Quentin geſchickt, um daſelbſt für ein geringes Entgeld erzogen zu werden. Man nahm vor ungefähr fünf Jahren die Kinder den Leuten wieder ab, die für ſie geſorget hatten. Peter, der ſich vor dem Aufenthalte in einem Hoſpitale ſcheuete, fand Mittel, zu entfliehen und wieder nach S. Quentin zu kommen. Ein Gaſtgeber dieſer Stadt hatte wegen ſeiner Jugend und Dürftigkeit Mitleiden mit ihm, nahm ihn in ſein Haus, und lehrte ihn in keiner andern Abſicht, als ein gutes Werk zu thun, ſeine Handthierung. Er hat vor kurzem dafür ſeine Belohnung erhalten. Ein Gläubiger drang vor vierzehen Tagen (ſchrieb man von Amiens) am 7. October 1780. auf die Bezahlung einer nicht gar zu ſtarken Summe Geld, die ihm Peters Wohlthäter ſchuldig war. Dieſer Mann, der vom Gelde entblöſet war, und doch ſeiner Schuld mit Ehren loswerden und ſich vor den Verfolgungen, mit denen ihm gedrohet worden war, in Sicherheit ſetzen wollte, entſchloß ſich, einen Theil ſeines Silberwerks zu verkaufen. Er ruft das Fin-

Findelkind, entdeckt ihm ſeine Umſtände und ſeine Verzweifelung, und trägt ihm auf, die Sachen zu verkaufen. Dieſe Neuigkeit bringt Petern zu einem Entſchluße. Er ſagt dem Gaſtgeber, er ſollte ſich mit dem Verkaufe ſeines Silberwerks nicht übereilen, und er wollte ſich Mühe geben, ihn durch andere Mittel aus ſeiner Verlegenheit zu ziehen. Der junge Menſch geht, ohne ſich weiter zu erklären, zum Herrn von Franſure, Oberſten des königlichen Artilleriecorps, läßt ſich bey dem Regimente Auxone anwerben, empfängt ſein Handgeld und bringt es ſeinem Wohlthäter. Nehmen Sie hin, ſagt er zu ihm, ich habe ſchon lange Luſt gehabt, in königliche Dienſte zu gehen; und habe, um Ihnen zu beweiſen, daß ich nicht undankbar bin, mein Verlangen befriediget. Bezahlen Sie nun Ihre Schuld. Der Gaſtgeber und ſeine Frau ſchwammen in Thränen, umarmen den jungen Menſchen und wollen ihn nöthigen, ſein Geld wieder zu nehmen; er läßt ſich aber durch nichts von ſeinem Entſchluſſe abwendig machen, und er iſt eben abgegangen und hat die Hochachtung der ganzen Stadt mitgenommen. Dieſe erkenntliche That hat Veranlaſſung zu einer wohlthätigen gegeben, welche angeführt zu werden verdient. Der Offizier las in der Stube des jungen Soldaten den Artikel aus dem Merkur, der ihn angieng. Er mußte geſtehen, daß das, was darinnen ſtände, die lauterſte Wahrheit wäre; aber das beſcheidene Stillſchweigen, das er bis dahin wegen eines

Ver-

Verhaltens, das ihm zu ſo groſſer Ehre gereicht, beobachtet hatte, iſt ein neuer Zug, der eben ſo wohl bekannt gemacht zu werden verdient, als die Erkenntlichkeit, die er gegen ſeine Wohlthäter ausgeübet hat. Sein von Bewunderung der ſchönen Eigenſchaften dieſes jungen Menſchen eingenommenes Regiment hat es alſo über ſich genommen, ihm Lehrmeiſter und Unterricht zu verſchaffen, die ihn recht fähig machen ſollen, einen Stand zu begleiten, der ſeiner Denkungsart anſtändig iſt.

Die herzhaften und menſchenfreundlichen Kinder.

Am 9. Auguſt, ſchreibt man von S. Malo, fiel Suſanna Grimaud, eine Wäſcherin, aus Unachtſamkeit von einem Felſen bey Port-Royal ins Meer. Sie beſtrebte ſich vergeblich, ſich zu retten, das Meer war zu tief, und ihr unmöglich, zu ſchwimmen. Ihr klägliches Schreyen zog ſieben Soldaten des Regiments Beauce herbey, die aber nicht ſchwimmen konnten, und ihr an dem Ufer hin zu Hülfe zu kommen ſuchten. Sie bekamen aber eine ſehr ſchleunige Hülfe, welcher ſie ſich am wenigſten verſahen. Zwey Kinder, eines von eilf, und das andere von zwölf Jahren, ſpringen ins Meer und ziehen die Suſanna Grimaud, die ſich ihrer

gar nicht mehr bewußt war, ans Ufer. Sie mußten zu dieſem Zwecke über ein Stück des Meers ſchwimmen, das ſo breit war, als der Uebergang über die Seine von dem Invalidenhauſe bis zu den Thuillerien. Es war eben die Stunde des Mittagseſſens der Arbeitsleute, ſo daß ſich nicht mehr, als zwölf Zeugen dieſer heldenmäſſigen That fanden. Nicht lange darauf kamen einige einzelne Leute dazu, von denen einer mit dem Major redete, der Befehlshaber des Schloſſes Genie iſt. Dieſer Offizier gab dem Herrn Desdorides, Lieutenante des Königs, Nachricht davon. Der Herr und die Frau Desdorides, und einige Offiziere, die ſich damals im Schloſſe befanden, faßten den Entſchluß, dieſe beyden Kinder auf ihre Koſten von Fuß auf zu kleiden und ſich zu verwenden, ihnen ein anſtändiges Schickſal zu verſchaffen. Das eine von dieſen Kindern heißt Dominicus Tredan, und das andere Stephan Merin. Ihre Eltern ſind blutarme Leute.

10. Menſchenfreundlicher Zug.

Ein junger Menſch wurde unlängſt in einer kleinen Gaſſe nahe bey einem Handelsplatze angehalten. Man verlangt von ihm, entweder ſeinen Beutel, oder ſein Leben, herzugeben. Ein muthiges und empfindſames Herz weiß gar bald die Stimme des Unglücklichen, den ſeine Noth

zur Uebelthat verleitet, von der Stimme des Böſewichts zu unterſcheiden, der ſie aus Gottloſigkeit begeht. Der junge Menſch ſieht alſo, daß er hier einen Nothleiden zu retten habe. „Was „verlangſt du, Elender? was verlangſt du, „ſagte er in einem Tone, der dem, ſo ihn angefallen hatte, das Stillſchweigen auflegte?“ Nichts, mein Herr, antwortet ihm eine ſchluchzende Stimme. Ich verlange nichts von Ihnen. — Wer biſt du? was machſt du? — Ich bin ein armer Schuknecht, und auſſer Stand, meine Frau und vier Kinder zu ernähren. Ich weiß nicht. . . . Aber ſagſt du die Wahrheit? (Er wußte wohl, daß dieſer Unglückliche die Wahrheit nur gar zu gut ſagte.) Wo wohnſt du? — In der und der Gaſſe, bey einem Becker, — laß ſehen, komm. Der Schuſter, der ſeinen Hals ſchon unter das Joch einer gebiethenden Gewalt gebeuget hatte, führt den jungen Menſchen eben ſo in ſeine Wohnung, als er ihn in ein unterirrdiſches Gefängniß geführet haben würde. Man kömmt bey dem Becker an. Es war nur eine Frau im Laden. — Meine Frau, kennen Sie dieſen Menſchen? — Ja, mein Herr, er iſt ein Schuknecht, der im fünften Stockwerke wohnt, und dem es ſehr ſchwer fällt, ſeine zahlreiche Familie zu erhalten. — Warum laſſen Sie ihn denn Mangel an Brode leiden? — Mein Herr, wir ſind junge Leute, und neue Anfänger. Wir können nicht allzuviel auf Borg geben, und mein Mann verlangt, daß ich

dieſem Menſchen für nicht mehr, als vier und zwanzig Sous borgen ſolle. — Geben Sie ihm zwey Brode. . . Nimm dieſe Brode und gehe hinauf in deine Wohnung. Der Schuſter gehorchte mit einer eben ſo groſſen Unruhe, als wenn er eine Uebelthat begehen ſollte, aber mit einer ganz andern Beſtürzung. Sie gehen hinein, die Frau und die Kinder fallen über die Nahrungsmittel her, die ihnen gebracht werden. Der junge Menſch hat nun mehr, als zu viel geſehen. Er geht fort und läßt der Beckerin zwey Louisdor mit dem Befehle, dieſer Familie ſo viel Brod zu geben, als ſie nöthig haben würde. Einige Tage darauf kömmt er wieder und will die Kinder ſehen, denen er zum zweyten mal das Leben gegeben hatte, und ſagt ihrem Vater, er ſolle mit ihm gehen. Er führt ſeinen armen Schutzgenoſſen in eine Werkſtatt, die ganz fertig und mit Hausrathe, Werkzeuge und Vorrathe, die er zu Treibung ſeines Handwerks nöthig hatte, wohl verſehen war. „Würdeſt du zufrieden und ein rechtſchaffener Mann „ſeyn, wenn dieſe Werkſtatt dein wäre? Ach! „mein Herr, aber leider! . . . — Was? Ich „habe das Meiſterrecht nicht, und es iſt ſo theuer. — Führe mich zu den geſchwornen Innungsſachwaltern.“ Das Meiſterrecht wird erkauft und der Schuſter in ſeine Werkſtatt eingewieſen.

Der Urheber eines ſo ſchönen Zugs der Menſchenfreundlichkeit iſt ein junger Menſch von unge-

ungefähr ſieben und zwanzig Jahren. Man rechnet, daß ihn die Ausſtattung dieſes Handwerksmanns drey bis vier tauſend Livres gekoſtet habe. Er hat ſich nicht zu erkennen gegeben, und man hat vergebliche Nachforſchungen, ihn zu entdecken, angeſtellt.

II. Die Fiſcher.

Ein aus den Abendſtunden der Provence gezogner Brief.

Hier ſind denn die Erzählungen meiner Herbſtergötzungen. Bedenken Sie, mein lieber Crignon, daß ich Ihren Wünſchen, und das heißt bey nahe eben ſo viel, als Ihren Befehlen gehorche.

So bald ſich nur das Geringſte von des Tages Anbruche erblicken läßt, mache ich mich in Bootsmannskleidung auf den Weg, und ſetze mich im Hafen in ein Fiſcherfahrzeug, um zuzuſehen, wenn das Netz an die Küſte gezogen wird. Nichts iſt für mich ergötzender, als eben dieſer Augenblick. Nie habe ich beredtere, ſtärker polirte und ausgedrückte Figuren geſehen, als die Figuren dieſer ehrlichen Fiſcher.

Das ganze von dem Theocritus in der Idylle des Asphalions ſo treulich beſchriebene Geräthe zeigt ſich hier wieder, und ſcheint den Pinſeln unſers Vernets nachzuahmen. Die Hütte

Hütte am Ufer iſt von zuſammengeflochtenen Zweigen gemacht. Das Meergras dient ihnen zu Matratzen. Das zu ihrer Arbeit erforderliche Werkzeug, die Körbe, Schnuren, Angeln, die mit Mooſe ausgeſtopften Netze, das zu Bindfaden gedrehete Haar, die umgelegten Fiſchreuſen, die Labyrinthe von Meerbinſen, die Schlingen, die Matten und ihre ausgezogenen Kleider liegen da und dort umher. So iſt das Werkzeug, ſo iſt der Reichthum dieſer Unglücklichen beſchaffen. Das Fiſchen iſt allein ihr Werk, ſagt der Sicilianiſche Poet. Weiter ſehen ſie auf nichts und die Dürftigkeit iſt ihre Geſellſchafterin. Zwiſchen ihnen und dem Meere wohnet keine Seele. Es ſchlägt von allen Seiten mit ſeinen Wellen ſanft unten an ihre Hütte, die ſie ganz gelinde erſchüttern.

Wenn ihr Netz, deſſen Gang im Meere das oben ſchwimmende Pantoffelholz von weiten zu erkennen giebt, bald an das Ufer kömmt, und ſie den Nutzen ihrer Arbeit und ihres Wachens einernten wollen, ſo werden Sie ſich wohl hundertmal mit Neubegierde umſehen ſehen. Es kömmt heran. Man läuft hinzu. Haben ſie nichts gefangen, ſo ſind ſie einen Augenblick traurig, laſſen aber ihren Muth nicht ſinken; ſondern fangen von neuem an. Iſt aber dagegen der Fang ſchwer, und koſtet es viele Mühe, ſie auf den abgeſchliffenen Stein zu ziehen, ſo erheben ſie ein Freudengeſchrey, preiſen den Himmel, und ſingen chorweiſe eine Art einer Amebee, wodurch

ſie

ſie aufgemuntert werden, und die man ſie mit Vergnügen wiederhohlen hört. Iſt das Netz auf das Ufer gezogen, ſo bringt man eiligſt weidene Körbe herbey, und theilt die verſchiedenen Sorten der Fiſche von einander. Sie unterlaſſen nie, den Armen, die aus den benachbarten Dörfern zu ihnen herbey kommen, Fiſche davon und zwar ziemlich reichlich zu geben. Es giebt Tage, Freuden- und feſtliche Tage, an denen ſie die ſchönſten und beſten ausleſen und ſich ſo gleich damit bewirthen. Ich bin bisweilen dabey, wenn ich das Netz mit habe ziehen helfen, und finde, ich ſchwöre es Ihnen, an dieſen bäuriſchen Gaſtereyen, bey denen ich ſo ehrliche Leute um mich habe, mehr Vergnügen, als

An den langweiligen zuſammen gebethenen Gaſtmahlen
Der bürgerlichen luſtigen Geſellſchaft,
Bey der ſich ſo viele verdrießliche Geſchöpfe befinden,
Die ſich unter einander die gute Compagnie nennen.

12. Aus der neuen empfindſamen Reiſe genommene Anekdote.

Wie wichtig iſt die Erzählung, die man hier leſen wird! Sie giebt zu erkennen, wie viele Unglückliche es in einer Stadt gebe, in welcher

welcher ſo viele Leute im Ueberfluſſe leben, und daß die Wohlthäter der Menſchheit nicht allen, die Noth leiden, Hülfe leiſten können.

Ich ſah, (ſagt Herr Vernet,) daß einige Schritte von mir eine Menge Leute um einen Unglücklichen ſtanden, der an einem Eckſteine in Ohnmacht gefallen war. Ein Reff auf ſeinen Schultern gab ſeinen Stand zu erkennen. Die gemeinen Leute blieben ſtehen und ſahen hin. Die Leute nach der Mode ſahen hin und blieben nicht ſtehen. Niemand aber kam ihm zu Hülfe. In dem Augenblicke, da er meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, erblickte ich einen ganz kraftloſen Greis, der einen zerriſſenen Oberrock anhatte, und unter ſeinem Arme einen Salat und in der Hand in zwey kleinen halbzerbrochenen Flaſchen Oel und Weineſſig hatte. Er näherte ſich dem in Ohnmacht gefallenen Manne, ließ ſich nach und nach an der Mauer nieder, hockte bey ihm nieder, goß ſeinen Weineſſig in die hohle Hand und ließ ihn denſelben in die Naſe ziehen. Der Unglückliche that ſeine Augen auf. Der Greis nahm ihn bey der Hand, und fragte ihn mit einer ſo mitleidigen Mine, was ihm fehlete! Wenn dieſer verehrungswerthe Greis nicht ſo elend ausgeſehen hätte, ſo würde ich ihm die Sorge für den Mann überlaſſen haben, den er eben wieder zu ſich gebracht hatte; es ſchien aber einer ſo arm zu ſeyn, als der andere. Ich ſtieg alſo vom Wagen und drang durch den Haufen der Neugierigen, die dieſen

Mann

Mann angeſehen hatten, ohne ihn zu bewundern, ſo wie ſie den andern angeſehen hatten, ohne ihm beyzuſtehen. — Sie ſind ſehr gütig, mein Herr, daß Sie Sich ſo viele Mühe machen; ſehen Sie denn nicht, daß ſich der Mann betrunken hat? — Was liegt daran? hat er deswegen weniger auszuſtehen? Ihr würdet beſſer gethan haben, wenn ihr dem nachgeahmet hättet. . . . — Ja, einem andern Trunkenbolde, dem es nächſter Tagen eben ſo gehen wird. — Ey! nun, man muß ihn an demſelben Tage beklagen. Heute muß man ihn bewundern.

Unterdeſſen hatte ich ihm an den Puls gegriffen. Ich konnte mich nicht enthalten, einen zornigen Blick auf den Schwätzer zu werfen, der mich in meinem Vornehmen hatte aufhalten wollen, da ich wahrnahm, daß die Ohnmacht lediglich dadurch war verurſachet worden, daß er einen leeren Magen hatte. So bald ich es angezeigt hatte, erhob ſich ein Geſchrey, das den Schwätzer verjagte, und das geſchah darum, daß man mir beyſtehen wollte. Denn es iſt richtig, daß ich aus dem Wagen ſtieg und daß ich einen Bedienten hatte. Wie ſtrafbar ſind die Reichen, die ihre Augen von den Nothleidenden wegwenden! Möchten ſie doch, wenn ſie ſich durch die Bedürfniſſe des Aufwandes von ihrem Mitleiden abhalten laſſen, es nur zeigen; ſie würden alsdenn das Mitleiden unzähliger Men-

ſchen.

ſchenmaſchinen rege machen, die nur darauf warten, daß man ſie anregen ſoll. Ein gutes Glas Wein, das ich hohlen ließ, ſetzte den Mann in Stand, zu einem in der Nähe wohnenden Gaſtgeber zu gehen, dem ich das, was er ihm geben ſollte, vorſchrieb und bezahlte. Ich gab auch ihm und dem verehrungswerthen Greiſe noch etwas. Gott! wie wenig iſt erforderlich. . . . Und auch das Wenige giebt der Reiche nicht. Dieſer Unglückliche war ein Reſſträger. Er hatte eine kranke Frau und noch ſehr kleine Kinder; und hatte doch in zweyeu Tagen nichts zu thun bekommen. Das gemeine Volk wünſchte mir allen Segen; und es hatte doch dem Greiſe, der weit mehr verdiente, als ich, ohne Rührung zugeſehen. Was konnte ich geben, das ſo viel werth geweſen wäre, als ſein Glas Weineſſig?

13. Brief an den Verfaſſer dieſer Sammlung.

Mein Herr, der Einfall Ihrer Sammlung iſt ſehr gut und muß rechtſchaffenen Seelen ein Vergnügen machen. Um mich Ihren Abſichten gemäß zu bezeigen, überſende ich Ihnen folgende zwey Züge, von denen ich ein Zeuge geweſen bin, und die Sie brauchen können, wie Sie wollen.

Ich

Ich gieng vor einiger Zeit durch die S. Jakobsgaſſe nicht weit von der Gaſſe der Mathuriner. Zwey Männer, die voller Schweiß waren, zogen einen kleinen mit Hausrathe beladenen Karren, hielten ſtill, um wieder zu Athem zu kommen, wiſchten ſich das Geſicht ab, und ſahen bald da, bald dort hin, ob ſie nicht Jemand erblicken könnten, der mit zugreifen und ihnen über den Berg hinüber helfen möchte. Da ſie einen Taglöhner vorbey gehen ſahen, ſo ſagten ſie zu ihm: Kamerad, thut uns eine kleine Handreichung. Dieſer antwortete ihnen auf eine ziemlich unangenehme Art: bey meiner Treue, ihr könnet eure Arbeit ſchon ſelbſt verrichten, und gieng ſeines Weges fort. Ein ſchwarz gekleideter Mann aber, der einen Stock mit einem goldenen Knopfe hatte, und ausſah, wie ein wohlhabender Bürger, hörte die Sache und ſagte zu den beyden Leuten: gebet euch zufrieden, meine Freunde, ich will euch helfen. Ziehet; und er fieng an, den Karren hinten nachzuſchieben. Ich mußte in dieſem Augenblicke die gute Wirkung bewundern, die das Beyſpiel eines rechtſchaffenen Mannes hatte. Zwey Laſtträger, die dieſes Schauſpiel bis dahin ruhig mit angeſehen hatten, traten zu dem Herrn, ja wollten ihn ſo gar bereden, abzutreten, indem ſie zu ihm ſagten: mein Herr, es iſt das keine Arbeit für Sie, laſſen Sie uns zugreifen. Der Herr aber wollte noch bis an den Marktplatz Cambray mit zugreifen, wo der kleine Kar-

ren ſtehen blieb. Und da zog dieſer rechtſchaffene Mann, ſo viel ich weiß, vier und zwanzig Sous aus der Taſche, gab ſie dieſen Leuten und ſagte zu ihnen: gehet nun alle hin und trinket auch einmal. Bedenket, daß wir auf der Welt ſind, einander zu helfen; und thut andern das, was ihr wünſchet, daß ſie euch thun ſollen.

Der andere Zug iſt beynahe eben dieſes Schlags, und ich muß Ihnen geſtehen, daß ich die Hauptperſon dabey bin. Ich gieng über den Marktplatz des Armenhauſes der Dreyhunderte. Es hatte eine Frau ihren Korb auf die Erde geſetzt, der voller Eßwaaren war und ſehr ſchwer zu ſeyn ſchien. Da ſie ihn wieder auf den Rücken faſſen wollte, bath ſie einen vorbeygehenden Menſchen, der ausſah, wie ein Dienſtbothe und ein Kamiſol anhatte, ihr wieder auffaſſen zu helfen; und dieſer antwortete ihr ganz trotzig: er hätte keine Zeit. Hier kam mir die Lehre des Herrn bey dem kleinen Karren wieder in das Gemüth, und ich ſagte zu der Frau: ey nun, meine ehrliche Frau, ich will euch helfen; und ich thats. Indem ich ihr dieſen Liebesdienſt leiſtete, ſah ich den Menſchen, der ihr nicht hatte dienen wollen und mich gehöret hatte, ſich umdrehen. Er war im ganzen Geſichte roth, und ſchien ſich ſehr zu ſchämen, da er ſehen mußte, daß ein Mann, der beſſer gekleidet war, als er, einen Dienſt leiſtete, den er verweigert hatte. Die Frau, die ihren Korb wieder auf dem Rücken hatte, ſagte zu mir: ich bin Ihnen ſehr ver-

bun-

bunden, mein Herr; man trifft wahrhaftig mehr Hülfe bey einem Manne, wie Sie ſind, als bey nichtswürdigen Narren an, die doch froh ſeyn würden, wenn man ihnen bey Gelegenheit wieder einen Dienſt leiſtete. Ich gieng wieder meines Wegs, und war mit den höflichen Reden des Weibes und auch ein wenig mit mir ſelbſt zufrieden.

Ich habe die Ehre zu ſeyn, u. ſ. w.

Das Opfer.

Eine junge Weibsperſon kam vor kurzem zu einem Perruquenmacher und ſagte zu ihm: „wieviel geben Sie mir für meine Haare; ich „will mir ſie abſchneiden laſſen. — Das iſt „ewig Schade, antwortet der Perruqenmacher; „und über dieſes kann ich nicht mehr, als drey „Livres, dafür geben. Ach! drey Livres, „ſagte ſie, das iſt ſo wenig, und ich muß doch „noch die Koſten geben, ſie meinem armen Va„ter zu ſchicken, der in Engelland gefangen ſitzt. „Er wird wenig oder nichts davon bekommen. — „Ach! weil das ein ſo gutes Werk iſt, ſo will „ich ſechs Franken dafür geben, ſagte der Per„ruquenmacher. — Gut, mein Herr, ſchneiden „Sie ſie herunter."

14. Galopin, ein Mäurer.

Ein Mäurer zu Gournay in Normandie, Namens Philipp Galopin, hatte in dem Hofe eines Mannes in dieſer Stadt einen Brunnen gebauet, und ließ ſeinen 16. bis 20. jährigen Sohn hineinſteigen, um in demſelben Querhölzer wegzuhauen, die zu den Gerüſten, die man darinnen von einer Entfernung zur andern gemacht hatte, zu Unterlagern gedient hatten. Dieſer junge Menſch hatte an den einen Fuß ein Seil gebunden, das an einer Handhabe befeſtiget war und das ihm ſeine Arbeit erleichterte. Er war ſchon bey nahe 40. Schue hinunter und nur noch drey vom Waſſer, und bey den unterſten Stücken Holz ſtehen geblieben, als er ſpürte, daß ihm ein erſtickender Dampf entgegen kam, der ihn augenblicklich erſtickte. Der Vater, der auf das Geſchrey eines jungen Taglöhners, der der Arbeit von oben zuſah, herzugelaufen war, ſtieg in den Brunnen, und da er zu ſeinem Sohne kam, der auf den Querhölzern ausgeſtreckt lag, ſo fiel er, nachdem er von eben dieſem Dampfe erſticket war, auf ihn hin. Bey dieſen ſchrecklichen Umſtänden hatte ein Taglöhner, Namens Boucher, den Muth, ohne Bedenken in den Brunnen zu ſteigen und ſich an dem Seile hinunter zu laſſen; und es ſey nun, daß ſich der erſtickende Dampf zertheilet hatte, oder daß er nicht mehr ſo wirkſam war, oder daß Boucher eine ſtärkere Geſundheit hatte, ſo wurde

er

er davon nicht verletzet; ſondern da er zu den beyden Unglücklichen kam, die er ohne Bewegung und in einander verwickelt antraf, ſo gelang es ihm, den Vater loszuziehen. Nachdem er ihn alſo an dem Halskragen angefaßt hatte, ſo hatte er die Stärke, ihn mit der einen Hand in der Höhe, und ſich mit der andern an das Seil zu halten; und da er gewahr wurde, daß der Sohn mit dem einen Fuſſe an eben dieſes Seil angebunden war, ſo ließ er ſich alſo vermittelſt der Handhabe von den Leuten, die oben waren, wieder heraus ziehen. Und er hatte der Beſchwerlichkeit einer ſolchen Stellung, die eine erſtaunende Stärke erforderte, ungeachtet, die wohlbedächtige Geſchicklichkeit, ſich mit ſeiner koſtbaren Laſt von den Stücken Holz loszumachen, die ihm auf ſeiner Rückfahrt beſtändig in den Weg kamen, und endlich die beyden Erſtickten oben an den Brunnen zu bringen, wo ſie wieder an die friſche Luft kamen und in kurzer Zeit wieder zu ſich ſelbſt gebracht wurden.

Boucher hat in dieſem Augenblicke nicht daran gedacht, daß er eine Frau und ſechs unerzogene Kinder habe, die keine andere Hülfe haben, als ſeine Arbeit. Er hat nur den Regungen der Menſchlichkeit und dem Verlangen Gehör gegeben, zweyen Unglücklichen das Leben zu retten.

Der Herr Intendant zu Rouen, der von dieſer herzhaften That Nachricht erhalten, hat me rgedachtem Boucher ein Geſchenk ausgezahlet.

Franz Fournaiſe.

Ein königliches Fahrzeug, das zum Dienſte der Inſel S. Margarethe angenommen worden, war nicht weit von der Landſpitze, die Croiſette, geſunken, und ein Fiſcher, Namens Franz Fournaiſe, der ein Zeuge dieſes Untergangs war, ſtürzte ſich, ohne ſich von der Gewalt der Wellen, die ihn an den Felſen zerſchmettern konnten, eine Furcht einjagen zu laſſen, ins Meer, und es gelang ihm, nachdem er lange mit den Wellen gekämpfet, einen von den Bootsleuten bey dem Arme zu ergreifen, in welchem bey nahe kein Leben mehr war. Er zieht ihn an das Ufer und legt ihn auf demſelben nieder. Er kehrt zurück, und ſucht einen Zweyten, den er auch rettet. Er ſpringt zum dritten mal hinein, und kömmt nicht eher wieder an das Land, um auf demſelben einen Beyſtand zu erhalten, den er höchſtnöthig hatte, als bis er vernommen, daß ein Bootsmann das Land erreichet habe, und er den Leichnam des Schiffers geſehen, der an den Felſen ganz zerſtümmelt worden war, und er alſo gewiß ſeyn konnte, daß Niemand mehr

zu

zu retten übrig wäre. Auf den Bericht, der dem König von dem Muthe dieſes Fiſchers war erſtattet worden, der wegen verſchiedener anderer Thaten eben dieſer Art ſchon im Lande bekannt war, hat ihm Seine Majeſtät ein Geſchenk reichen laſſen.

15. Sechzehender Unterricht.

F. Was iſt die Gerechtigkeit?

A. Sie iſt das Urtheil oder die gerichtliche Handlung, nach welcher einem jeden, was ihm gebührt und ihm angehört, gegeben wird. Sie iſt eine Ertheilung der Strafen für die, ſo ſie verdienen.

— Wir haben geſehen, daß wir unter der gegenſeitigen Verpflichtung mit einander in Geſellſchaft leben, uns einander keinen Schaden zuzufügen, einen jeden bey dem ruhigen Genuſſe deſſen, was er beſitzt, zu laſſen; denn wenn das nicht wäre, ſo würde keine Geſellſchaft beſtehen können. Es ſind die Geſetze und die Obrigkeit deswegen angeordnet, daß ſie darüber wachen ſollen, daß ein jeder dieſer Verpflichtung nachlebe, ſie ſind ſchuldig, diejenigen, die dawider handeln, zu beſtrafen. Die Gerechtigkeit zeigt ſich eigentlich in der Ertheilung der Strafen, in der Handhabung der Ordnung in der Geſellſchaft. Ein jeder gottloſer Menſch muß demnach

nach durch die Gewalt im Zaume gehalten werden. Wer andern das Leben nimmt, macht ſich dadurch ſchuldig, das ſeinige zu verlieren. Wer das, was ihm nicht gehört, an ſich zieht, muß darum beſtraft werden, weil er das Eigenthum anderer nicht in Ehren hält. Die Furcht vor den Strafen muß diejenigen zurückhalten, welche ein verderbtes und unverſtändiges Gewiſſen haben, und deswegen die Ordnung und die Ruhe ſtöhren. Und eben das iſt der Gegenſtand der öffentlichen Gerechtigkeit. Ein jeder Menſch hat hiernächſt ſeine beſondere Gerechtigkeit, nach welcher er ſeine Handlungen einrichtet, und einem jeden, was er ihm ſchuldig iſt, nach Gewiſſen widerfahren läßt, nach welcher er ſeine Hochſchätzung und ſeine Ehrerbiethung abmißt. Die vornehmſte Eigenſchaft eines vernünftigen und verſtändigen Mannes beſteht darinnen, daß er gerecht iſt. Eine ſolche gerechte Geſinnung iſt eine Folge der Vorſtellungen und Ueberlegungen, die natürlicherweiſe in unſerm Verſtande und Willen entſteht, und die von unſerm Gewiſſen herrührt; unſere Meynungen und unſer Glaube mögen übrigens beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen. Alle Völker, alle Menſchen haben einerley Vorſtellungen von der Gerechtigkeit. Gutes mit Böſem vergelten iſt ein Gedanke, der uns natürlicherweiſe zuwider iſt; Gutes mit Gutem vergelten iſt die natürliche Gedenkungsart der Gerechtigkeit; aber Böſes mit Gutem vergelten iſt die Gedenkungsart der Tugend und der Religion.

D. Was für ein Unterſchied iſt zwiſchen der Gerechtigkeit und der Tugend?

R. Ich ſehe ein, daß es in Anſehung der Gerechtigkeit auf das ankomme, was man ſchlechterdings und nothwendig aus Furcht beſtraft zu werden thun muß; in Anſehung der Tugend aber auf das, was man freywillig, nach den guten Neigungen ſeines Herzens und ſeiner Seele und zufolge der wohlthätigen und ehrfurchtsvollen Geſinnugen thut, die man für die Ordnung der Geſellſchaft hegt. Die Gerechtigkeit kömmt darauf an, daß man einem jeden giebt, was ihm gehört; die Tugend aber darauf, daß man zum Glücke und zur Wohlfahrt ſeines Nächſten noch mehr thut, als man ſchuldig iſt, ohne eine weitere Belohnung dafür zu erwarten.

D. Man wird beſtraft, wenn man ungerecht iſt; man muß alſo auch belohnt werden, wenn man tugendhaft iſt. Worinnen beſteht die Belohnung der Tugend?

R. Die Tugend iſt ſchön in den Augen deſſen, der ſie ausübet, und in den Augen derer, die Zeugen davon ſind. Sie erregt eine angenehme Empfindung in uns. Ja was noch mehr, ſie hinterläßt in unſerm Gemüthe einen Frieden, eine Zufriedenheit, in der das wahre Glück beſteht. Sie bringt uns die Hochſchätzung und Ehrerbiethung unſers Nächſten zuwege, und ſchenket uns die Hoffnung der Güte und Barmherzigkeit Gottes.

— Wenn man die Tugend und das Laſter mit einander vergleichet, ſo iſt es unmöglich, daß man nicht eine Reizung zur Tugend und einen Abſcheu vor dem Laſter empfinden ſollte. Wir halten einen tugendhaften, gütigen, ſanftmüthigen, rechtſchaffenen, beſcheidenen, großmüthigen, liebreichen Menſchen werth, wir lieben ihn herzlich; wir meiden dagegen den Laſterhaften, unbarmherzigen, gottloſen, böſen, lügenhaften, empfindlichen, geizigen. Wir können nicht an des einen Unglücke und an des andern Glücke zweifeln; und dieſes Glücks ſind alle Menſchen, der Arme ſo wohl als der Reiche, der Kleine ſo wohl als der Groſſe fähig. Sie würden vielleicht alle tugendhaft ſeyn, wenn ſie eine beſſere Erkenntniß ihres wahren Beſten hätten, wenn ſie ſich bey Zeiten gewöhnet hätten, das Vergnügen zu genieſſen, gute Handlungen auszuüben und ſich Liebe und Hochſchätzung zu erwerben.

16. Herzhaftigkeit eines Soldaten des Regiments Normandie.

Bey der Vertheidigung der Stadt Grave bemächtigten ſich die Feinde eines wichtigen Poſten. Ein Soldat des Regiments Normandie, der nicht leiden konnte, daß der Feind ſo verwegen war, den Belagerten aus dieſem Po-

ſten

ſten Schaden zu thun, nahm mit ſeinem ſtarken Arme eine Bombe, hob ſie auf, ſetzte ſie ſich auf den Kopf, ließ die Mündung mit Gefahr, daß ſie ihm in ſeinen Händen zerſpringen konnte, anzünden, geht bis zu dem Sammelplatze der Soldaten hin, wirft die Bombe mitten unter die Feinde und kömmt ganz gelaſſen zurück. Die Belagerer zogen ſich zur Vermeidung der Wirkung der Bombe mit dem Entſchluſſe zurück, den Poſten, wenn die Bombe zerſprungen ſeyn würde, wieder in Beſitz zu nehmen; kaum aber war ſie zerſprungen, ſo that S. Juſt an der Spitze einiger Soldaten einen Ausfall, und warf ſich in den Sammelplatz, ehe die Feinde den Muth hatten, ſich deſſelben wieder zu bemächtigen. Man hatte alſo die Eroberung dieſes Poſten der Herzhaftigkeit eines einzigen Mannes zu danken, deſſen Name, der uns aber nicht aufbehalten worden, unter die Namen unſerer Helden geſetzt zu werden, verdiente.

Die tödliche Verweigerung.

Eine arme Frau zu Dunganon in Irrland, die viele Kinder hatte, unter denen ſie noch eines ſäugete, litt an allem Mangel, und gieng zu einem Habergrützhändler, klagte der Frau dieſes Kaufmanns, der nicht da war, ihre Noth, und both ihr einige Kleider an, die ſie zum Pfan-

de der Bezahlung mitgenommen hatte, die ſie ihr in dieſem Augenblicke unmöglich leiſten konnte. Die Kaufmannsfrau wollte die Kleider nicht annehmen, und gab auch keine Waaren her; doch gieng ihr der Zuſtand dieſes Weibes nahe. Als ihr Mann Abends nach Hauſe kam, erzählte ſie ihm, was geſchehen war, und verſchwieg ihm auch nicht, daß es ihr ſehr nahe gienge, daß ſie nicht gegeben hätte, was man ſo dringend von ihr verlanget und man ſo höchſtnöthig zu haben geſchienen hätte. Der Mann, der ſich gleich nach ſeiner Zurückkunft niedergelegt hatte, ſtand nach dieſer Erzählung auf. Er kannte die Frau, von der man ihm ſagte, und eilte alſo ein Maaß ſchon gekochter und zubereiteter Grütze zu nehmen, und auf das geſchwindeſte damit zu der Unglücklichen zu gehen. Aber es war nicht mehr Zeit dazu. Er fand ſie auf dem Boden ihrer Stube ausgeſtreckt liegend, für Hunger und Verzweiflung geſtorben, von Kindern, die auf ſie zuſchrien, umgeben, und dasjenige noch in den Armen haltend, das ſie ſäugete, und das an ihrem verwelkten, kalten und ausgetrocknetem Buſen vergebens einige Hülfe ſuchte.

17. Die

17. Die Bootsleute.

Stück eines Briefs des H. Franz von Neuf-Chateau an H. B***.

Ich bin ſo neugierig geweſen, den Zwieback zu koſten, von dem die Bootsleute leben müſſen. Er iſt ſehr gut, wenn er friſch und gut gemacht iſt; ſie bekommen aber nur allzuoft nur alte und verſchimmelte Ueberbleibſel, die tauglicher ſind, den Magen aufrühriſch zu machen, als den Hunger zu ſtillen.

Ihr Einwohner des feſten Landes, ihr beklaget ſo oft das traurige Schickſal der Poſtknechte, Soldaten und Laſtträger; die unglücklichen Bootsleute ſind aber noch hundertmal mehr zu beklagen. Ob ſie gleich ſchrecklichen Ungewittern ausgeſetzt ſind, vom Ungeziefer geplagt werden und auf Brettern liegen, faſt den ganzen Tag und die ganze Nacht ſtehen müſſen, die Koſt haben, von der ich Ihnen geſagt habe, oft zwey Monate ein beſchmuztes Hemde und ein Paar weite Hoſen anhaben müſſen, die ſie nicht vom Leibe bringen, und bald von der Sonne verbrannt, bald von Regengüßen durchaus naß werden: ſo werden ſie doch noch dazu von ihren Obern ſo ſchlecht behandelt, als unſere gröbſten Bauern ihr Vieh behandeln. Das iſt eine entſetzliche Lebensart. Es wäre indeſſen werth, daß die Miniſter die Bootsleute in Schutz nähmen und ihr Schickſal linderten; das ſind aber Din-

ge, die die Großen in der Welt nicht einmal werth achten, ſich darnach zu erkundigen. Die vielen Leute, die um ſie ſind, haben andre Sachen auszumachen. Es wird aber allemal ein Unglück für die niedrigſten Klaſſen in der Geſellſchaft bleiben, durch welche gleichwohl alles ausgerichtet wird und auf welche in der Welt alles ankömmt, daß ſie bey den Großen Niemand haben werden, der ſich ihrer annähme.

Es möchte aber mit den Hofleuten auch noch hingehen! aber auch ſo gar unſere Schriftſteller haben mehr aus Unwiſſenheit, als aus Ermangelung des Eifers, in Anſehung des kläglichen Zuſtandes der armen Bootsleute eben dieſes Stillſchweigen beobachtet. Der Verfaſſer des Telemaks iſt meines Wiſſens bey nahe der einzige, der mit ſeiner gewöhnlichen Sanftmuth etwas von der Nothwendigkeit, das Schickſal der Seeleute einigermaßen zu verbeßern, geſagt hat. Es wird vielleicht noch ein Tag kommen, da ſeine Worte nicht verlohren ſeyn werden, und da eine geſunde Staatsklugheit für das Glück der Seeleute beſorgt ſeyn wird. . . . „O ihr „Bootsleute, ruft der Herr von Malouet, ein „alter Statthalter zu Cayenne aus, ihr ſeltenen „und ſchäßbaren Leute, ihr Kinder des Vater„landes, wer hat mehr Recht an ſeine Wohltha„ten, als ihr? Ihr ſeyd als Soldaten bey un„ſern Gefechten, als Arbeiter auf unſern Bau„höfen, und eure Ruhetage ſind doch noch zum „Pfluge beſtimmt. Ihr kommet, nachdem ihr „der

„der Wuth des Mars und Neptuns entgangen „ſeyd, mit Freuden wieder zu euren Strohhütten „zurück. Solltet ihr in denſelben die Dürftig„keit antreffen?„ (Gedicht von den vier Theilen des Tags auf dem Meere.)

18. Brief an den Verfaſſer.

Mein Herr, wenn Sie es für gut befinden, den Zug, den ich Ihnen zu überſenden die Ehre habe, bekannt zu machen, ſo kann ich Ihnen Bürge dafür ſeyn, daß er die lautere Wahrheit enthalte.

Ein Handwerksmann und ſeine Frau hatten es bey ihrem rechtſchaffenen Verhalten und durch fleiſſige Arbeit ſo weit gebracht, daß ſie eine Summe von zwey tauſend Livres geſammlet hatten. Da ſie Kinder hatten, ſo nahmen ſie ſich vor, dieſe Summe anzubringen, als der Winter des Jahrs 1784. kam, in welchem die Armen ſo viel auszuſtehen hatten. Dieſe rechtſchaffenen Handwerksleute, denen die Mühſeligkeiten eines kummervollen Lebens um ſo mehr zu Herzen giengen, als ſie die Wirkungen derſelben erſt vor kurzem ſelbſt erfahren hatten, entſchloßen ſich einmüthig, ihr kleines Vermögen zur Unterſtützung der Nothleidenden anzuwenden. Nachdem ſie ſich mit einander über die anſtändigſten Mittel berathſchlaget hatten, ſo wurden ſie einig, ſich

an einen Becker, der ihr Nachbar war, zu wenden, mit dem es zwar ſelbſt nicht zum beſten ſtand, aber deſſen Ehrlichkeit ihnen bekannt war; und ihm aufzutragen, auf ihre Rechnung den Armen, die es verlangen würden, Brod zu geben, hauptſächlich aber den ſchamhaften Armen, die ſie kennen zu lernen beßere Gelegenheit hätten.

Nach gefaßtem Entſchluße gieng der Mann zum Becker, der damals nicht zu Hauß war, er traf aber in der Kammer hinter dem Laden die Beckerin an, die in Thränen ſchwamm. Ey! was fehlt Ihnen, meine Nachbarin, haben Sie ein Unglück gehabt? Warum weinen Sie denn ſo bitterlich? — Ach! mein Herr, das Herz blutet mir, ich falle des Tages wohl zwanzigmal in Ohnmacht. Mein Vermögen verſtattet mir, wie Sie wiſſen, nicht, meine Waaren umſonſt wegzugeben, und gleichwohl ſehe ich mich oft genöthiget, es zu thun. — Warum denn genöthiget? — Ey! was denn! ſollte ich denn ſo unbarmherzig ſeyn und Unglückliche Hungers ſterben ſehen können, wenn ich Brod da habe? Ich gebe alle Tage davon weg, bisweilen nehmen es mir auch Leute weg, und ſagen zu mir, Gott werde es ihnen vergeben, und ich auch. Aber weil Sie Sich nach der Urſache meines ſchmerzlichen Kummers erkundigen, ſo iſt ſie folgende. Geſtern Abends kömmt ein Mann hierher, der ziemlich gut gekleidet war und mir ein ſehr rechtſchaffener Mann zu ſeyn ſchien, und ſagt mit einem durchdringenden Blicke zu mir: meine

Frau,

Frau, befürchten Sie nichts, ich habe keine böſe Abſicht, aber ich habe eine Frau und auch kleine Kinder, die Hungers ſterben wollen, und wir haben keinen Bißen Brod. Um Gottes willen, meine Frau, haben Sie die Güte, mir Brod zu geben, ich bitte Sie um Gottes willen darum. Ich hatte ein Brod da, und gab es ihm ſo gleich. Er redete in einem ſo rührenden Tone, daß ich ihm, glaube ich, meinen ganzen Laden hingegeben hätte. Endlich nimmt dieſer liebe Mann, Gott verzeihe es mir, dieſer liebe Mann das Brod, und fällt mir zu Fuſſe, um mir zu danken, eben als wenn ich der gute Gott geweſen wäre, und geht fort und wünſcht mir tauſend Segen. Ich bin darüber noch ganz auſſer mir. Bedenken Sie, mein Herr, die Noth, die ich alle Tage auszuſtehen habe. Warum muß ich doch eine Beckerin ſeyn? Ich würde, wenn das nicht wäre, das Elend nicht ſo vor Augen ſehen müſſen.

Hierauf ſagte ihr der Handwerksmann den Bewegungsgrund ſeines Beſuchs, ſtellte ihr ſeine Abſicht vor, händigte ihr eine vorläufige Summe Geld ein, und verſicherte ſie, daß er ihr das Uebrige, ſo wie ſie es nöthig haben würde, auszahlen würde, und empfahl ihr das tiefſte Stillſchweigen. Dieſes Verhalten ſchien das Herz der guten Beckerin zu beruhigen; und ich erachte nicht für nöthig, zu ſagen, daß eine ſo löbliche Abſicht aufs genaueſte vollführet und die

ganze Summe zur Unterſtüzung der Nothleidenden angewendet worden.

Ich habe ſeit dem Gelegenheit gehabt, dieſen rechtſchaffenen Handwerksmann zu ſehen, und von ihm erfahren, daß ihn die Vorſehung für ſeine Menſchlichkeit belohnet habe; indem ihm eine Summe von 4000. Livres zugefallen; welche er gar nicht hatte erwarten können, und welche er ausgeliehen hat. Aber wie unergründlich iſt nicht das Verfahren eben dieſer Vorſehung! Der eine ſcheint für ſein gutes Herz eine Belohnung zu empfangen; und die rechtſchaffene Beckerin, die ſo mitleidig, die eines beſſern Schickſals ſo werth zu ſeyn ſcheint, hat ihren Mann zu einer Zeit eingebüßt, da ſie ſich wegen des wohlfeilern Preiſes des Getraids Hoffnung machen konnte, in beſſere Umſtände zu kommen. Sie lebt noch mit drey unerzognen Kindern, ſteckt in groſſem Kummer und hat ſelbſt Hülfe nöthig; und ſollten Sie, mein Herr, eine mildthätige Seele kennen, ſo würde ſie meines Erachtens ihre Wohlthaten nicht beſſer anbringen können.

Ich habe die Ehre, zu ſeyn u. ſ. w.

19. Nach-

19. Nachdem wegen anhaltenden Regens verſchiedene Flüße aus ihren Ufern getreten, ſo hat ihre Ueberſchwemmung den Bürgermeiſtern zu Avignon Gelegenheit zu einem menſchenfreundlichen Zuge gegeben, von welchem in einem aus eben dieſer Stadt geſchriebenen Briefe vom 17. Jenner folgender Bericht gegeben wird.

Es war bey der Fähre zu Noves an der Durance ein junger Menſch angeſtellet worden, die Nacht hindurch einen reich beladenen und im Waſſer ſtehen gebliebenen Wagen zu bewachen. Es war das Waſſer von neuem geſtiegen und kam wie ein reiſſender Strohm geſchoſſen; und der Wagen fieng ſchon an, gehoben und mit fortgeführt zu werden. Hier trachtete der junge Menſch durch Schwimmen an ein am Ufer an den nächſten Aſt angebundenes Fahrzeug zu kommen und erreichte es glücklich. Man ſtelle ſich aber ſeinen Zuſtand vor, als er bey dem Anbruche des Tages ſehen mußte, daß er mit unendlich vielem Waſſer umgeben war, und daß ſein Fahrzeug von den Wellen unaufhörlich hin und her geworfen wurde und im Begriffe war, alle Augenblicke zertrümmert zu werden, oder unter zu gehen. Seine Freunde, ſeine Anverwandten und ſein Vater wünſchten auf der andern Seite vergeblich und wendeten fruchtloſe Bemühungen

an, ihm zu Hülfe zu kommen. Was für ängſtliche Vorſtellungen! was für eine verzweiflungsvolle Ausſicht! . . . Man konnte ihn auch an den Ufern der Grafſchaft ſehen, man konnte ſein erbärmliches Geſchrey hören; und obgleich dieſer ſchreckliche Auftritt in Provence, über zwey Meilen von hier, vorfiel, ſo erhielt doch der Herr Marquis von Soiſſons, unſer oberſter Bürgermeiſter, davon Nachricht. Er läßt ſo gleich die beſten, die unerſchrockenſten Schiffer auf der Rhone aufbiethen, ein gutes Fahrzeug auf einen Schlitten laden, und ſchickt ſie ſchleunigſt dem Unglücklichen zu Hülfe. Sie kamen an, da es eben noch Zeit war, ihn abzuhalten, ſich der Verzweifelung zu überlaſſen. . . Man giebt ihm ein Zeichen, man ſchreyt ihm zu, nur noch eine kleine Gedult zu haben, man wolle ihn erlöſen. Das ins Waſſer gelaſſene Fahrzeug wird indeſſen ausgerüſtet. Man ſpannt an dem Ufer vier Pferde davor, um es nöthigen Falls zurück zu ziehen. Es befinden ſich vier herzhafte Schiffer darinnen, welche ſelbſt ein Schauſpiel werden. Man ſieht ſie von dem reiſſenden Strohme fortgeführt werden, und wider denſelben arbeiten und kämpfen. Sie kommen endlich nach verdoppelter Anſtrengung ihrer Kräfte an den Unglücklichen, ergreifen ihn und bringen ihn aufs Trockene. Er wollte für Kälte und Hunger ſterben. Man legt ihn in dem nächſten Wirthshauſe in ein ſehr warmes Bette, man läßt ihm zur Ader, pfleget ihn, er befindet ſich auſſer Gefahr, und

unſere

unſere Herren Bürgermeiſter genieſſen das ſo ſüſſe Vergnügen, einem Menſchen das Leben gerettet zu haben. Es war das ein Franzos; und in Frankreich wird man das gewiß keinen Eingriff in die Gerichtsbarkeit nennen.

Dieſer Zug erinnert uns an einen andern, der auch, bey der groſſen Ueberſchwemmung im Jahr 1775. in unſerer Stadt geſchehen. Es ſchrie ein Unglücklicher eben ſo auf einer Anhöhe der Inſel der Barthalaſſe mitten in dem Waſſer. Der Karn, auf welchen er ſeine Zuflucht genommen hatte, wollte auch vom Waſſer fortgeführt werden. Sein Schreyen, das man auf dem Domfelſen hörte, auf dem man ihn auch ſehen konnte, kam auch vor die Ohren der Herren Bürgemeiſter. Sie verſprachen hierauf demjenigen eine anſehnliche Summe, der es wagen wollte, ihn zu erlöſen. Es wollten ſich aber die herzhafteſten Schiffer nicht darzu hergeben; ein einziger Bürger aber, nämlich Herr **Baudrand**, Auſſeher über die Feſtungswerke der Stadt, opferte ſich auf. Er machte den Schiffern Muth, ſtellte ſich an ihre Spitze, gieng mit ihnen über den Wall hinunter, um den das Waſſer über zwanzig Schu hoch ſtand, und both unzählichen Gefahren Trotz. Man gab ihn hundert mal mit ſeinen Leuten verlohren; er hatte aber endlich das Vergnügen, ſich den Retter nennen zu hören und nach ſeiner Zurückkunft als ein ſolcher auf dem Rathhauſe empfangen zu werden.

20. Brief an die Verfaſſer des Pariſer Journals.

Meine Herren, Sie haben der Frau des Herrn Desprez in der Gaſſe der Franciſcaner Meldung gethan, welche als Mutter dreyer Kinder noch drey andere zur Welt gebracht hat. Erlauben Sie mir, Ihnen von dem Ausgange ihrer merkwürdigen Geſchichte Nachricht zu geben. Ihre ſechs Kinder leben noch. Einige Nachbarn, denen ihre ſehr groſſe Armuth bekannt war, gaben ihr den Rath, zwey von den Neugebohrnen in jenen Zufluchtsort zu ſchicken, an welchem zum Beſten allzuarmer Eltern die Menſchlichkeit ihrem Unvermögen zu ſtatten kömmt und an den Kindern in allem Mutterſtelle vertritt. Die Empfindſamkeit konnte dieſen Rath verwerfen, die Vernunft aber mußte ihn billigen. Da es aber dazu kam, daß dieſe Mutter die beyden Kinder ausleſen ſollte, von denen ſie ſich trennen ſollte, ſo ſtand ihr beängſtigtes Herz ſehr lange in Zweifel. Sie war nicht darüber verlegen daß ſie kein Kind hätte finden können, das ſie behalten wollte; ſondern ſie konnte keines finden, das ſie wegthun ſollte. Sie wußte endlich kein anderes Mittel zu erſinnen, aus ihrer Verlegenheit zu kommen, als daß ſie alles behalten wollte, und hat zu erkennen gegeben, ſie hätte ſich entſchloſſen, allen dreyen ihre Nahrung zu geben.

Meine Kameraden, meine Herren, haben, da ſie von dieſer Begebenheit Nachricht erhalten, ſich ſo gleich berathſchlaget und vorgenommen, ihr zu dieſer Nahrung monatlich einen Louisdor zu zahlen. Ich erſuche Sie, die Güte zu haben, und meinen Brief drucken zu laſſen, nicht um unſer Verhalten herauszuſtreichen, das nicht ſonderlich merkwürdig iſt, ſondern die zärtliche natürliche und gar nicht ſtolze Liebe dieſer armen Mutter deſto mehr bekannt zu machen, die ihre Empfindſamkeit allen gutgeſinnten Herzen werth machen muß, ſo wie ſie ihre Fruchtbarkeit bey rechtſchaffenen Bürgern beliebt macht.

Ich habe die Ehre, zu ſeyn, u. ſ. w.

Einer von den ordentlichen franzöſiſchen Komödianten des Königs.

Aufopferung einer jungen Weibsperſon.

Man ſchreibt von Sanktquentin, es hätte am 10. des Monats Merz zwiſchen zwölf und ein Uhr ein junger Menſch von funfzehen bis ſechzehen Jahren auf dem Eiſe geglittert, das auf der großen Tränke der Vorſtadt S. Johannis geweſen, und wäre ins Waſſer gefallen, das an dieſem Orte wenigſtens 8 Schuh tief war. Er erhob ein durchdringendes Geſchrey, auf welches die Frau eines Maurers herbey ſprang, deren

ren Haus nahe dabey war. Sie erblickte den jungen Menſchen, der bis an den Hals im Waſſer ſtack, und ob ſie ſich gleich in einem bedenklichen monatlichen Zeitpunkte befand, ſo nahm ſie doch nicht den geringſten Anſtand, ihm zu Hülfe zu eilen. Sie ergriff den jungen Menſchen bey der Hand; das Eis, auf welchem ſie ſtand brach aber ihres ſchweren Körpers, wegen von neuem ein, und ſie fiel ſelbſt ins Waſſer und verſchwand augenblicklich. Eine junge Weibsperſon von achtzehen Jahren, die von dem, was vorfiel, ein Zeuge war, lief zu den beyden Verunglückten, hielt ſich mit der einen Hand an das Geländer, das um die Tränke war, ergriff mit der andern die Frau bey ihren Röcken, die auf dem Waſſer ſchwammen, und hatte nach vieler Mühe das Glück, ſie ſo wohl, als den jungen Menſchen zu retten, den die leztere noch immer bey der Hand hielt, die ſie nicht hatte fahren laſſen. Sie waren ſich beyde ihrer nicht mehr bewußt, man leiſtete ihnen aber die ſchleunigſte Hülfe, durch welche ſie wieder zu ſich kamen. Die Frau hat ſich aber dadurch eine Krankheit zugezogen, von welcher ſie mit groſſer Mühe wieder hergeſtellet worden, und ſie hinket noch von einer Wunde, die ſie durch den Fall an dem Knie davon getragen hat. Dieſe Frau, deren Muth und Menſchenfreundlichkeit man nothwendig bewundern muß, hat von dieſer leztern Tugend noch andere Beweiſe gegeben, die ſie noch merkwürdiger machen. Sie hat ſich eines armen alten Weibes,

die

die von Jedermann verlaſſen war, und die ſie nur zufälligerweiſe kennen gelernet hatte, bis an ihren Tod ſo wohl mit ihrem Vermögen, als mit ihrer Wartung und Pflege angenommen; und ſich ihrer nur darum angenommen, weil ſie ſah, daß ſie verlaſſen und äußerſt elend war. Der Bevollmächtigte des Intendanten zu S. Quentin, der von dieſen Begebenheiten Nachricht giebt, ſetzt hinzu, ſie wären ihm wegen der Gleichgültigkeit oder Beſcheidenheit der Hauptperſonen bey denſelben etwas ſpät zu Ohren gebracht worden; als welche weiter nichts gethan zu haben glaubten, als was jeder Anderer an ihrer Stelle gethan haben würde.

21. Von einem armen Winzer gegebenes Beyſpiel der Wohlthätigkeit und Billigkeit.

Claudius Pechon, der acht und funfzig Jahr alt, ein armer Winzer in dem Dorfe Mombree-les-Reines war und acht Kinder hatte, gab dadurch ein ſehr rührendes Beyſpiel ſeiner großmüthigen Billigkeit und Wohlthätigkeit, daß er ein Gut fahren ließ, das ihm den Rechten nach nicht ſtreitig gemacht werden konnte. Er nahm am 10. Merz einen kränklichen und den Seinigen läſtigen Schwager in ſeinem Hauſe auf, dem er für die Schenkung eines ſehr geringen Guts, das 400 Livres werth geſchätzt wurde, auf ſeine

übrige Lebenszeit Koſt und Wohnung zu geben, ſich anheiſchig gemacht hatte. Der Koſtgänger wird an dem darauf folgenden 11. krank, ſtirbt am 12. und wird am 13. begraben. Man begibt ſich nach dem Leichenbegängniße in die Hütte des Verſtorbenen; und hier ſagt ſich Claudius Pechon von ſeinen Anſprüchen an das ihm geſchenkte Gut los; und läßt der Vorſtellungen des Pfarrers und Notarius ungeachtet die Schenkung fahren und ſagt: er wolle um der zwey Tage willen, da er ſeinen Koſtgänger bey ſich gehabt hätte, zum Nachtheile ſeiner Anverwandten ſein Gewiſſen nicht mit einem Gute beſchweren, das er um einen ſo wohlfeilen Preis erhalten hätte.

Die die Probe haltende Gaſtfreundſchaft.

Die Engliſche Regierung hatte dem, der den Prinzen Carl Eduard, Prätendenten des Großbrittanniſchen Throns, liefern würde, eine Belohnung von 30000 Pfund Sterlings verſprochen. Dieſer Prinz ſah ſich nach der Schlacht bey Culloden, im Jahre 1745. in welcher er ſo viele Proben der Tapferkeit und Unerſchrockenheit ablegte, und zu erkennen gab, wie würdig er eines beßern Schickſals ſey, genöthiget, ſein Heil in der Flucht zu ſuchen. Er nahm ſeine Zuflucht zu Alexander Douald, von dem er wußte, daß er nicht zu ſeiner Parthey gehörte. Die-

Dieſer großmüthige Engelländer, der durch die verſprochne Belohnung ſich und ſeine Familie hätte glücklich machen können, nahm ſich wohl in Acht, die heiligen Rechte der Gaſtfreundſchaft zu verletzen. Denn nachdem er dieſen ſo berühmten, unglücklichen Prinzen in ſeinem Hauſe Zuflucht hatte finden laſſen, ſo gab er ihm die Mittel an die Hand, ſeinen Feinden zu entgehen und wieder nach Frankreich zu kommen. Dieſer großmüthige Mann, der in Anſehung dieſer ſchönen That der Menſchheit Ehre macht, ſtarb im Jahre 1772. zu Kinsburg auf der Inſel Sky ungefähr im 83. Jahre ſeines Alters.

22. Der H. Paſchalis Baylon.

Paſchalis, mit dem Zunamen Baylon, wurde im Jahre 1540. in dem Lande Hermoſa, in einer kleinen Stadt des Königreichs Arragonien gebohren. Sein Vater und ſeine Mutter mußten ihr Brod durch den Ackerbau verdienen, und waren ſo arm, daß ſie ihr Kind auch nicht einmal leſen lernen laſſen konnten. Der junge Paſchalis aber, der groſſe Luſt hatte, etwas zu lernen, nahm ein Buch mit aufs Feld, und erſuchte alle Leute, die er antraf, ihm die Buchſtaben zu weiſen. Gott, welcher ein Herr alles Wiſſens iſt, ſchenkte dem jungen Paſchalis Ver-

ſtand.

ſtand. Er lernte in kurzer Zeit leſen, und wendete das zu Leſung gottſeliger Bücher an.

So bald er alt genug zum Dienen war, ſo begab er ſich bey einem Herrn in Dienſte, hütete ſeine Heerden als zweyter Hirte und diente dem Haupthirten zum Beyſtande. Er war von dem unſchuldigen und ruhigen Leben, das ihm ſein Stand zu führen erlaubte, ganz eingenommen. Alles, was er ſah, war für ihn ein Gegenſtand des Glaubens. Er las ſo zu ſagen in dem groſſen Buche der Natur, und erkannte den höchſten Urheber derſelben in allem, was die Natur hervorbringt. Wenn er ſeine Betrachtungen nicht über dieſe äuſſerlichen Gegenſtände anſtellte, die er um ſich hatte, ſo erblickte man ihn mit einem Buche in der Hand mitten unter ſeiner Heerde, wie er die heilige Schrift las und die Wahrheiten der Religion in ſeinen Verſtand und in ſein Herz zu faſſen ſuchte. Sein Herr, der ein rechtſchaffener Mann war, wurde von ſeinem erbaulichen Wandel eingenommen, und wollte ihn an Kindes ſtatt annehmen und ihn zum Erben aller ſeiner Güter einſetzen. Paſchalis aber, der nur ein Verlangen nach den Gütern des Himmels hatte, dankte ihm für ſeinen guten Willen, und bath ihn, ihn in ſeinem armen und niedrigen Stande zu laſſen, der Jeſu Chriſto, ſeinem höchſten Herrn anſtändiger wäre, welcher nicht gekommen wäre, ſich dienen zu laſſen, ſondern zu dienen.

So

So lieb ihm auch ſeine Lebensart war, ſo fand er gleichwohl Schwierigkeiten, die ihn auf die Gedanken brachten, ſie zu verlaſſen. Er konnte es nicht ſo weit bringen, daß er eine Heerde Ziegen, die er hütete, hätte abhalten können, auf den Acker eines Andern zu Schaden zu gehen. Es machte ihm das Kummer. Er glaubte, er ſey ſchuldig, für den Schaden, den ſie anrichteten, zu ſtehen. Auf einer andern Seite hatten die, mit denen er bisweilen umzugehen hatte, nicht eben das Mitleiden, wie er, ſondern ſchwuren, zanketen, ja ſchlugen ſich auch gar oft. Er glaubte alſo, ſie verlaſſen zu müſſen, um ſich ihrer Laſter nicht theilhaftig zu machen. Er verdoppelte ſein Faſten und ſein ſtrenges Leben, damit er erkennen lernen möchte, was Gott von ihm forderte. Oft entzog er ſich auch einen Theil der Koſt, die man ihm gab, damit er ihn den vorbeygehenden Armen möchte geben können. Nachdem er den feſten Vorſatz gefaßt hatte, ein Mönch zu werden, ſo verließ er, ob er gleich erſt zwanzig Jahr alt war, ſeinen Herrn und ſein Vaterland, und gieng in das Königreich Valentia, in welchem er ſich in ein Kloſter der Barfüſſer Mönche begab, die ſich nach der Regel des h. Franziſkus richteten. Und eben hier machte ihn Gott vollends heilig bis zum Jahre 1592. da er ihn in die ſelige Ewigkeit rief.

Lebensregel. Die Handwerksleute und die Leute auf dem Lande würden ſich groſſe Schätze der Gnade ſammlen, wenn ſie alles, was ſie

vor Augen haben, anwendeten, ſich zu Gott zu erheben. Da ſie, wie ſie es oft ſind, von allem Umgange abgeſondert ſind, wenn ſich ihre Hände mit der Arbeit beſchäftigen, ſo hindert ſie nichts, zu Gott zu bethen und ſich mit ſeiner Barmherzigkeit zu beſchäftigen, die ſich in allem zeigt, was die Erde hervorbringt.

Gebeth. Herr, du haſt uns geſagt, die Pforte des Himmels wäre klein und enge. Erzeige uns die Gnade, immer gerne klein zu ſeyn, damit wir durch dieſelbe mögen gehen können.

23. Brief an die Verfaſſer des Pariſer Journals.

Havre, den 8. Jenner 1786.

Meine Herren, die Schiffbrüche, die Ueberſchwemmungen, die anſteckenden Krankheiten, die Feuersbrünſte, alle dieſe Plagen geben oft Gelegenheit zu herzhaften und wohlthätigen Handlungen, die die Menſchheit tröſten und ihr ihren Schaden erträglicher machen. Dieſe beyden Tugenden finden ſich beyſammen in dem Verhalten, welches das Regiment Picardie und das erſte Bataillon Poitou, die in dieſer Stadt in Beſatzung liegen, bey einem Umſtande beobachtet haben, von dem ich Ihnen Nachricht geben will.

Es

Es kam in der Nacht vom 4. auf den 5. dieſes Monats in der Ecke der Gaſſen Enfer und die Gaſe, zehen Schritte von dem Springbrunnen des Königs auf der einen Seite, und eben ſo weit von ſeinen Vorrathshäuſern von den Verpachtungen auf der andern, Feuer aus. Es brach gegen 1. Uhr mit der gröſsten Gewalt aus. Der Südweſtwind trieb die Dampfſäule auf die Schiffe zu. Das Vermögen, die Habſeligkeiten der Einwohner wurden mit einem gänzlichen Untergange bedrohet. In nicht gar zehen Minuten nahm die Mannſchaft alle ihre Poſten ein. Vier hundert Arbeiter waren im Stande, Hülfe zu leiſten. Die Rathsherren, die Gerichtsperſonen, die Herren von Villeneuve und Miſtral, Lieutenant des Königs und Generalcommiſſarius des Seeweſens, führten die Aufſicht und begaben ſich aller Orten hin.

Es gelang, daß man dem weitern Fortgange des Feuers Einhalt that. 60. Soldaten von den beyden Regimentern, die mit Aexten verſehen waren, ſtiegen mit eben der Kaltblütigkeit auf die brennenden Dächer, mit der ſie ſich zu einem Sturme dargeſtellt haben würden. Andere ſtiegen mitten in den Trümmern an die Oeffnungen der Fenſter, auf Leitern, an Seilen hinauf und retteten die Geräthſchaften der Abgebrannten. Die Herren Ciries und Varage, Hauptmann und Lieutenant des Hafens, nahmen mit einer groſſen Anzahl Seeleute an allen dieſen Gefahren Theil und wurden auch alle beyde beſchädiget.

Vor

Vor 7. Uhr hatte man das Feuer bezwungen, und der Verluſt ſchränkte ſich auf ſechs Häuſer ein.

Nachdem die Herren des Raths beſchloſſen hatten, jedem Bataillon eine Erkenntlichkeit von 600. Livres zu zahlen, welche unter die Soldaten, die ſich am meiſten hervorgethan hatten, vertheilet werden ſollte, ſo kam es darauf an, wie man ſie finden, wie man ſie erkennen ſollte. Die Nachforſchungen waren vergeblich. Sie blieben alle ſtumm, es wollte kein einziger unter ihnen dafür Bezahlung annehmen, daß er ſeine Schuldigkeit gethan hatte, kein einziger unter ihnen wollte das Anſehen haben, als ob er mehr gethan hätte, als ſein Kamerad. Die Befehlshaber wurden in Verlegenheit geſetzt. Es wollte ſich nicht ſchicken, einen Beweis der Empfindung der öffentlichen Erkenntlichkeit auszuſchlagen. Sie ſtellten dieſe Anmerkung ihrer verſammleten Mannſchaft vor. — Nun gut! ſagte ein alter Granadier, wir wollen es annehmen, und zwar um den Unglücklichen, denen wir nicht haben Rettung thun können, ihren Verluſt zu erſetzen.

24. Johann Delbaere.

Ein Taglöhner Namens Johann Baptiſta Delbaere, der eine Frau und fünf Kinder hatte, und an dem Kanal wohnte, der von Berg Saint-Vinox nach Dünkirchen geht, ſah am 25. des abgewichenen Monats Hornung einen Wagen in dieſen Kanal fallen, in welchem zwey Perſonen ſaſſen. Das Waſſer war an dieſem Orte achtzehen Schu tief. Er lief ſogleich nach Hauſe, hohlte einen Stecken und ein Seil, und ſprang mit dieſen beyden Werkzeugen ins Waſſer, zog einen von den beyden Verunglückten heraus, den er ans Ufer legte, und ſprang von neuem hinein, um an den andern zu kommen, den er ebenfalls zu retten das Glück hatte. Er brachte ſie darauf in ſein Haus, in welchem er ſie trocknete und wärmete, ihnen einige von ſeinen Kleidern gab und ihnen allen Beyſtand leiſtete, den er ihnen bey ſeiner Dürftigkeit verſchaffen konnte. Da er wegen ihres Zuſtandes ruhig worden war, ſo gieng er wieder zum Kanal, und war mit Hülfe einiger Vorbeygehenden, die er erſuchte, ihm beyzuſtehen, ſo glücklich, daß er auch noch das Pferd und den Wagen aus dem Waſſer brachte. Der Intendant der Landſchaft, der von der herzhaften That dieſes Mannes Nachricht erhielt, hat ihm ein Geſchenk zuſtellen laſſen, und die Rathsherren zu Berg haben zu ſeinem Beſten das Geſchenk verdoppelt, das ſie denen, die den ins Waſſer ge-

Vor 7. Uhr hatte man das Feuer [illegible] pfle-
und der Verluſt ſchränkte ſich auf ſi[illegible]
ein.

Nachdem die Herren des Rat[illegible]
hatten, jedem Bataillon eine Erke[illegible] [illegible]ahmt
600. Livres zu zahlen, welche un[illegible]
ten, die ſich am meiſten hervo[illegible]
vertheilet werden ſollte, ſo kam [illegible]digen Frau-
wie man ſie finden, wie man ſi[illegible] [illegible]t, in welchem
Die Nachforſchungen waren [illegible]ſchte. Man
blieben alle ſtumm, es wollte [illegible] von ungefähr
ihnen dafür Bezahlung anne[illegible] [illegible] einigen. Ta-
Schuldigkeit gethan hatte, [illegible] geſtorben war.
ihnen wollte das Anſehen ha[illegible] an der Ankunft
gethan hätte, als ſein Kam[illegible] Orts und einen
haber wurden in Verlegenh[illegible] zu ſeyn; denn
ſich nicht ſchicken, einen [illegible] Stillſchweigen. Er
dung der öffentlichen Erk[illegible] [illegible]te ihr Muth
gen. Sie ſtellten dieſe [illegible]ſtellte, was ſie von
ſammleten Mannſchaft [illegible] zu erwarten. Ur-
ſagte ein alter Granadie[illegible] ungeſtümen Bezei-
men, und zwar um [illegible] ihm um, und ſagte
wir nicht haben Rettu[illegible] ſo beweglich war,
Verluſt zu erſetzen. [illegible] mögen: Ich bin
[illegible] gnädigen Frau ſehr
[illegible] Arzneyen einneh-
[illegible] und wir waren
[illegible] uns aber einander
[illegible] von der Stunde
[illegible] weder Nahrungs-
mittel

...n ſich, und ſtarb den
...chſte nach dem Tode

...chen überſetzte lehrrei-
...e Fabel.

...ie Tochter des Bedürfniſſes,
... der Geſundheit und der Zufrie-
...it ihren beyden Töchtern auf ei-
...te an einem Berge, der ſehr weit
... entfernet war. Sie hatten nicht
...n Umgang mit vornehmen Leuten,
...en ſich keine andere Geſellſchaft, als
...aft der Bauersleute, ihrer Nachbarn.
... ſich aber gleichwohl bey ihnen der
..., ſich in der Welt umzuſehen. Sie
...en alſo ihre Geſellſchafter und ihre Hütte,
machten ſich auf den Weg. Die Arbeit
... und hatte ihre Tochter, die Geſundheit zur
...chten, die durch ihre luſtigen Reden, durch
ihren Geſang und durch ihre Frölichkeit die Be-
ſchwerlichkeiten des Wegs erleichterte. Die Zu-
friedenheit, die zur Linken gieng, unterſtützte
ihre Mutter bey allen Schritten und übertraf
wegen ihrer guten Gemüthsart ihre Schweſter
noch in ihrer Lebhaftigkeit.

...Nachdem ſie auf dieſe Weiſe durch Wälder,
und Dörfer gegangen waren, ſo kamen

fallenen zuerſt zu Hülfe kommen, zu geben pflegen.

Beyſpiel, dem nicht leicht nachgeahmt werden wird.

Ein Arzt wurde von einem mildthätigen Frauenzimmer in ein Dorf geſchickt, in welchem eine anſteckende Krankheit herrſchte. Man führte dieſen Arzt zu einer Frau von ungefähr dreyßig Jahren, deren Mann vor einigen Tagen an der herrſchenden Krankheit geſtorben war. Es ſchien der Kranken nicht viel an der Ankunft des Arztes, der den Pfarrer des Orts und einen Wundarzt bey ſich hatte, gelegen zu ſeyn; denn ſie beobachtete ein tiefes Stillſchweigen. Er näherte ſich ihr, fragte ſie und ſuchte ihr Muth zu machen, indem er ihr vorſtellte, was ſie von der Perſon, die ihn herſendete, zu erwarten Urſache hätte. Sie gab ſeinem ungeſtümen Bezeigen nach, kehrte ſich nach ihm um, und ſagte zu ihm in einem Tone, der ſo beweglich war, daß ihm hätte das Herz bluten mögen: Ich bin Ihnen ſo wohl, als der gnädigen Frau ſehr verbunden. Ich will keine Arzneyen einnehmen. Mein Mann iſt tod, und wir waren zwar arme Leute, hatten uns aber einander herzlich lieb. Sie redete auch von der Stunde an mit Niemand mehr, nahm weder Nahrungsmittel

mittel, noch Arzneyen zu ſich, und ſtarb den Tag darauf, welches der ſechſte nach dem Tode ihres Mannes war.

25. Aus dem Engliſchen überſetzte lehrreiche Fabel.

Die Arbeit, eine Tochter des Bedürfniſſes, und Mutter der Geſundheit und der Zufriedenheit, lebte mit ihren beyden Töchtern auf einem kleinen Gute an einem Berge, der ſehr weit von der Stadt entfernet war. Sie hatten nicht den geringſten Umgang mit vornehmen Leuten, und wünſchten ſich keine andere Geſellſchaft, als die Geſellſchaft der Bauersleute, ihrer Nachbarn. Es regte ſich aber gleichwohl bey ihnen der Wunſch, ſich in der Welt umzuſehen. Sie verließen alſo ihre Geſellſchafter und ihre Hütte, und machten ſich auf den Weg. Die Arbeit gieng und hatte ihre Tochter, die Geſundheit zur Rechten, die durch ihre luſtigen Reden, durch ihren Geſang und durch ihre Frölichkeit die Beſchwerlichkeiten des Wegs erleichterte. Die Zufriedenheit, die zur Linken gieng, unterſtützte ihre Mutter bey allen Schritten und übertraf wegen ihrer guten Gemüthsart ihre Schweſter noch in ihrer Lebhaftigkeit.

Nachdem ſie auf dieſe Weiſe durch Wälder, Städte und Dörfer gegangen waren, ſo kamen

ſie in die Hauptſtadt des Königreichs. Die Arbeit bath ihre Töchter gleich bey ihrem Eintritte in dieſe groſſe Stadt inſtändigſt, ihr niemals von der Seite zu kommen; denn der Befehl des Jupiters, ſagte ſie, bringt es ſo mit ſich, daß unſere Trennung uns allen dreyen den Untergang zuziehen wird. Die Geſundheit war aber zu lebhaft, als daß ſie dieſer Warnung ihrer Mutter hätte Gehör geben ſollen. Sie ließ ſich von dem Muthwillen verführen und kam gar bald um ihr Leben. Die Zufriedenheit, die nun ihre Schweſter nicht mehr bey ſich hatte, ließ ſich von den Reizungen der Ruhe, einer Feindin ihrer Mutter einnehmen, und man hörte nichts mehr von ihr. Die Arbeit, die ohne ihre Töchter keine vergnügte Stunde haben konnte, lief aller Orten umher und ſuchte ſie. Sie wurde aber unterwegens von der Müdigkeit überfallen und ſtarb im Elende.

Schöne That, die von einem Manne erkannt und belohnet wurde, der ſie zu ſchätzen wußte.

Der Einwohner in einem Dorfe eine Meile von Roye in Picardie hatte das Unglück, abzubrennen. Vieh, Geräthſchaften, alles wurde ein Raub des Brandes bis auf zwey tauſend Livres, die er an königlichen Geldern hatte. Die-

Dieſer rechtſchaffene Mann hatte den Muth, ſie aus dem Feuer herauszuhohlen und ſie an dem folgenden Tage zum Steuerdirector zu tragen. Dieſer letztere wurde durch dieſe That gerühret und erſtattete davon Bericht an die königlichen Steuerbedienten. Herr Necker, der von der Sache Nachricht erhalten hatte, trug ſie dem Könige vor und ſchrieb mit eigner Hand an den Bauer: „Seine Majeſtät, die von eurem Unglücke umſtändliche Nachricht erhalten hat und „durch eure Ehrlichkeit gerühret worden iſt, „ſchenket euch die zwey tauſend Livres, die ihr „in die Steuerkaſſe geliefert habt.“

26. Der Neger Ludwig.

Ein Neger, Namens Ludwig, war ein Sklave zu S. Domingo. Sein Herr, der ihn in allem, was die Speiſen und die Küche betrifft, hatte Unterricht geben laſſen, gieng wieder nach Frankreich und nahm ihn mit. Aber der Umgang mit den Weißen machte den Ludwig gar bald übermüthig, und ſein Herr konnte ſeiner nicht mehr mächtig werden. Eines Tags ließ er ihn kommen, und ſagte zu ihm: du biſt aus der Art geſchlagen und ein böſer Menſch geworden, ich will dich wieder aufs Vorgebürge ſchicken. Ich könnte dich verkaufen; ich würde aber dadurch nicht reicher werden, wenn ich dich un-

unglücklicher machte. Ich gebe dir deine Freyheit, gehe hin und arbeite, und ſey hauptſächlich ein rechtſchaffener Mann. Ludwig wurde durch die Güte ſeines Herrn gerühret. Er verſprach ihm, ſich verſtändig aufzuführen und zu arbeiten; und ſchwur ihm, er ſollte nicht Urſache haben, ſeine Wohlthätigkeit zu bereuen. Da er wieder auf das Vorgebürge gekommen war, ſo hielt er anfänglich ein Wirthshaus, hernach eine Koſtſchule, und da er ein vortrefflicher Koch war, ſo kam er gar bald in Anſehen. Endlich übernahm er den vornehmſten Gaſthof auf dem Vorgebürge und wurde ein reicher Mann. Er erfuhr in dem letzten Kriege, daß ſich ſein Herr zu Bourdeaux in ſchlechten Umſtänden befände, und in der Kolonie einen Prozeß zu führen hätte, auf welchen die Wiedererlangung ſeines noch übrigen Vermögens ankäme. Er hatte dieſen Herrn nicht vergeſſen, er hatte ihm alles zu danken und war erkenntlich. Er überſendete eine anſehnliche Summe nach Bourdeaux, um den vornehmſten Bedürfniſſen ſeines Wohlthäters abzuhelfen, und erſuchte ihn dabey, alle Jahre eben ſo viel von ihm anzunehmen. Hierbey ließ er es aber noch nicht bewenden. Er ſetzte den Prozeß ſelbſt fort, und zwar wegen ſeiner Sorgfalt und ſeines Geldes mit dem glücklichen Erfolge, den er ſich verſprechen konnte. Der Herr wurde durch ein ſo edles Betragen ſo gerühret, als er es werden mußte, und ſein Sklav wurde ſein Freund.

Das

Das eifrige Verlangen des Herzens.

Der Kaiſer hatte eine Miethkutſche genommen, da er nach Laxenburg gehen wollte. Der Kutſcher, der ihn für einen gemeinen Mann anſah, bezeigte ihm viele Freude, daß er dieſe Fahrt zu verrichten hätte, weil, wie er ſagte, der Kaiſer dahin gehen und einen Spaziergang halten ſolle, und er ein groſſes Vergnügen haben würde, wenn er ihn ſähe. Alles, was ich befürchte, fuhr er fort, iſt nur, daß wir nicht zeitig genug kommen werden. Der Monarch, der unerkannt ſeyn wollte, wurde durch das eifrige Verlangen dieſes Kutſchers gerühret, und machte ihm Hoffnung, daß der Kaiſer nicht vor ihm zum Spaziergange ankommen werde. Da der Kaiſer bey dem Thore zu Laxenburg angekommen war, ſo gab er dem Miethkutſcher ein in Papier eingewickeltes Stück Geld, und der Kutſcher fand, da er das Papier geöffnet hatte, einen doppelten Louisdor. Er lief dem Unbekannten ſo gleich nach, und glaubte gewiß, daß er ihm dieſes Goldſtück aus Verſehen gegeben hätte. Der Kaiſer wurde durch einen ſolchen Beweis der Ehrlichkeit gerühret, und beſtätigte ihm ſein Geſchenk auf das liebreichſte; und der Kutſcher fiel vor ihm nieder und rief aus: ich habe den Kaiſer geſehen.

27. Treue des Bedienten Lemaire.

Genannter Lemaire, der ſeit vierzehen Jahren bey dem Herrn Marquis von Pierrevert in Dienſten ſtand, der ein Zimmer in dem königlichen Pallaſte bewohnte, befürchtete bey dem Feuer in der Opera, es möchte das Feuer weiter kommen, eilt in das Zimmer ſeines Herrn, der damals auf dem Lande war, nimmt die koſtbarſten Geräthſchaften und bringt ſie an einen ſichern Ort. In der Zeit, die indeßen vergieng, kömmt der Feldwebel mit den Granadieren von der Kompagnie des Herrn von Pierrevert herbeygeſprungen. Sie ſehen Licht, befürchten, es möchte das Feuer in das Zimmer gekommen ſeyn, ſprengen die Thür auf, finden keinen Schreiber, erblicken einen offen ſtehenden und ausgeleerten Schrank, glauben, der Herr von Pierrevert wäre beſtohlen worden, gehen in die Kammer des Bedienten und erblicken alle ſeine Geräthſchaften und einen Sack mit 600. Livres an baarem Gelde. Der Feldwebel nimmt ihn zu ſich. Man ſieht den Bedienten nicht ohne Erſtaunen wieder kommen, der vergnügt war, daß er die Geräthſchafften ſeines Herrn vor der Gefahr geſichert hatte und ſich um die ſeinigen nicht bekümmerte. Es war in dergleichen Falle ſo natürlich, zuerſt das Seinige zu retten, und hernach auch für das, was dem Herrn angehört, zu ſorgen, daß man dieſen Zug der Treue, der

Ergebenheit und der gröſsten Uneigennützigkeit nicht genug bewundern kann.

Im Jahre 1775 bey dem durch die Theurung des Getraides verurſachten Aufruhre geſchehene That.

Aufrühriſche und vielleicht durch die Umſtände verleitete Bauern haten einem Pachter für 1200. Livres Getraide weggenommen. Da dieſe Unglücklichen nach der Zeit der Hitze wegen des Schickſals, das ſie zu erwarten hatten, in Sorgen waren, und ſich mit gutem Grunde vor der gerechten Beſtrafung ihrer Miſſethat fürchteten: ſo wollten ſie ſich die Amneſtie zu Nutze machen, die der König aus Gnaden hatte verkündigen laſſen. Da ſie aber das Getraid, das ſie verzehret hatten, weder wiedergeben, noch bezahlen, und folglich den Bedingungen kein Genüge leiſten konnten, mit welchen ihre Begnadigung verknüpfet war: ſo giengen ſie zu dem Pachter, und ſtellten ihm ihren betrübten Zuſtand vor. Dieſer lieſs ſie alle Scheine der Summe, die ſie ihm für ſein Getraid ſchuldig waren, auffetzen. Da ſie ſich alſo glücklich ſchätzten, dieſen Aufſchub erhalten zu haben, ſo giengen ſie zu ihm und bezeigten ihm ihre Dankbarkeit dafür, als der Pachter zu reden anfieng und zu ihnen ſagte: meine Freunde, ihr habt gethan, was euch nach dem

Geſetze zukam; es iſt billig, daß auch ich dagegen thue, was mir zukömmt, und zerriß ſogleich vor ihren Augen die Scheine, und ließ ſie ihrer Schuld entlediget nach Hauſe gehen.

28. Der patriotiſche Schwimmer.

Thoiras, Statthalter der Inſel Rhe, hielt ſchon ſechs Wochen lang die ganze Macht der Engelländer aus, die ſich derſelben zu bemeiſtern trachteten. Er wurde in einem kleinen Platze belagert, den er weiter durch nichts, als durch ſeine Geſchicklichkeit und durch ſeinen Muth, vertheidigte, indem die Feſtungswerke in ſehr ſchlechtem Zuſtande waren. Er hatte ſchleunige Hülfe nöthig; aber da die Engelländer das Meer innen hatten, ſo war es ihm nicht möglich, auch nur die kleinſte Barke auslaufen zu laſſen. Wie ſollte er alſo der franzöſiſchen Armee, welche unter den Befehlen des Kardinals von Richelieu Rochelle belagerte, von ſeinem Zuſtande Nachricht geben? Ein gaſkoniſcher Soldat hörte von der Verlegenheit des Statthalters. Er erboth ſich gegen ihm und verſprach, über den wenigſtens zwey Meilen breiten Theil des Meers, der zwiſchen der Inſel Rhe und Rochelle war, zu ſchwimmen, und dem Kardinal von ihm Nachricht zu überbringen. Der Statthalter hatte eine groſſe Freude über ſeinen Eifer und beſann ſich nicht lange,

lange, ihm Befehle zu geben. Der Soldat erwartete die Nacht, und gieng ſogleich ab. Das Geräuſch, das er im Schwimmen machte, verurſachte, daß verſchiedene Engliſche Barken auf ihn zufuhren. So bald ſie nahe bey ihm waren, fuhr er verſchiedene mal unter das Waſſer; ſie glaubten alſo, es wäre ein Fiſch, und ließen ihn alſo ſeinen Weg fortgehen. Der Soldat legte denſelben glücklich, obgleich mitten durch unzähliche Gefahren, zurück; indem er in Gefahr war, alle Augenblicke von den Engelländern entdeckt zu werden, oder ſich in der Finſterniß zu verirren, mit Wind und Wellen zu kämpfen hatte, von den Ströhmen fortgezogen und von groſſen Fiſchen gebiſſen wurde, von denen ihn einige bis an das Ufer verfolgten. Sein Muth und Eifer gaben ihm immer neue Kräfte. Er kam bey dem Kardinal an, und richtete ſeinen Auftrag getreulich aus.

Hameau zu Vigny.

Es kam in dem Dorfe Vigny, drey Meilen von Pontoiſe, Feuer aus. Sechzehen Häuſer waren ſchon ein Raub der Flammen geworden, und die übrigen hätten ohne die Thätigkeit der Einwohner auch von ihnen verzehret werden müſſen. Auch die, ſo nichts mehr zu retten hatten, arbeiteten eben ſo eifrig, als die

die andern. Man konnte den, der alles eingebüſſet hatte, von dem, der alles einzubüſſen hatte, nicht unterſcheiden. Die Liebe zum gemeinen Beſten und zu ihren Landesleuten überwog die Muthloſigkeit, welche der Verzweiflung an der Seite geht. Es lief unter andern ein Pachter, Namens Hameau, nachdem er ſeinen Pachthof und ſeine ganze Ernte hatte müſſen im Rauche aufgehen ſehen, noch zum Feuer. Seine Frau, die in der einen Hand ein Kind von einem Vierteljahre hatte, das an ihrer Bruſt hieng, hielt mit der andern ihren Mann zurück, und rief ihm mit in Thränen ſchwimmenden Augen zu: wo willſt du hin, wir haben ja nichts mehr zu retten? Das iſt wahr, antwortete er, aber ich habe noch Kräfte genug, meinen Kameraden zu Hülfe zu kommen. Er riß ſich ſo gleich aus ihren Armen los, und arbeitete ſo lange, bis die Gefahr vorüber war.

29. Edle Rede eines Schwediſchen Schiffers.

Die Reiſe Guſtavs des III. in das innere Schweden gegen das Ende des Jahres 1772. wurde mit verſchiedenen Zügen bezeichnet, von denen einige ſonderbar, andere rührend ſind; aber alle die Empfindungen des Volks für den König abſchildern. Als ſich der König in den Ge-

Gegenden um den Swineſund in Norwegen umſah, fand ſich auch der Schiffer Lars, eben derjenige, der die Norwegiſchen Einwohner an das Schwediſche Ufer übergefahren, und das gröſte Verlangen hatte, den König zu ſehen, bey ihm ein, und redete ihn mit der Freymüthigkeit an, die man vielleicht in Ländern, in denen man nicht vor die Könige kömmt, Vertraulichkeit nennen möchte. „Euer Majeſtät iſt zu nahe „vor meiner Wohnung vorbeygegangen, als „daß ſie es ungnädig nehmen ſollte, wenn ich ſie „willkommen heiße. Ich habe meine Frau, „zwey von meinen Söhnen und meine Schwä„gerin mit hieher genommen, damit ſie an mei„ner Freude und an meinem Glücke, ſie zu ſe„hen, Theil nehmen mögen. Ich unterſtehe „mich, zu hoffen, daß ſie es ihnen erlauben wer„de." Der angebethete Monarch Schwedens erblickte in dieſer Rede nur eine lebhafte Dienſtergebenheit, die ihm ſchmeichelte; und ob er gleich ein groſſer König iſt, oder vielmehr weil er es iſt, ſo antwortete er hierauf mit der ihm eigenen Freundlichkeit und Empfindſamkeit. Der Schiffer fuhr indeſſen, da er ſeine Familie herbeyhohlen ließ, fort, den König zu unterhalten. „Ihre Familie, ſagte er zu ihm, hat den Thron „ſchon lange im Beſitze; und die meinige iſt „300. Jahr im Beſitze des Amts eines Schif„fers auf dem Sunde." Guſtav fragte ihn, ob er Willens wäre, dieſes Amt ſeinem Sohne zu laſſen. — „Ohne Zweifel, antwortete der

Schiffer

„Schiffer dem Könige. Der Erſtgebohrne mei„nes Hauſes hat jederzeit das Ruder ergriffen „und ſeinem Vater beygeſtanden, ſo bald es ihm „ſeine Kräfte erlaubet haben. Ich habe dem „meinigen dieſen Dienſt geleiſtet, mein Sohn „wird mir ihn zu ſeiner Zeit auch leiſten.“ Der König ließ das Kind näher kommen und liebkoſete ihm. Der Vater wurde innigſt gerühret und rief in einem Augenblick der Begeiſterung aus: „ich wollte vergnügt ſterben, wenn ich „Guſtaven eines Tags die Ehre und das Ver„gnügen vergelten könnte, die er mir erzeigt. „Möchten Sie doch einen Sohn haben, den „ich wieder liebkoſen könnte!“ Der Schiffer Lars kam nach der Niederkunft der Königin nach Stockholm. Der König erblickte ihn, da er um das Schloß ſpatzieren gieng. Seine Majeſtät erkannte ihn, und da ſie ſich der Anekdote erinnerte, die wir eben erzählet haben, ſo ließ ſie den Lars kommen, und führte ihn ſelbſt zum königlichen Prinzen. „Hier haſt du meinen „Sohn, ſagte der Monarch zu ihm. Du wünſch„teſt, ihm wieder ſo zu liebkoſen, wie ich dem „deinigen liebkoſete. Umarme ihn!“ Der Schiffer fiel auf ſeine Knie, und rief den Himmel um ſeinen Segen für den Vater und für den Sohn an.

30. Der tapfere Bouſſard.

Den 31. Auguſt 1777. Abends um neun Uhr näherte ſich ein von Rochelle kommendes Schiff, welches mit Salze geladen war, und auf welchem acht Mann Schiffsvolk und zwey Reiſende befindlich waren, der Spitze der Dämme zu Dieppe. Der Wind wehete ſo heftig und das Meer war in ſo groſſer Bewegung, daß ein Botsmann viermal vergebliche Mühe anwendete, hinaus zu kommen, und es bey ſeiner Einfahrt in den Hafen zu leiten. Ernannter Bouſſard, ein unerſchrockener Schiffer, wurde gewahr, daß der Steuermann des Schiffs, ihm eine falſche Richtung gab, die es in Gefahr ſetzte, und ſuchte ihn mit dem Sprachrohre und durch Zeichen zu leiten; die Dunkelheit aber, das Brauſen des Waſſers, das Geräuſch der Wellen und die ſtarke Bewegung des Meers hinderten den Kapitaine, zu ſehen und zu hören; und das Schiff wurde gar bald an den Wackelſtein geſchlagen und ſcheiterte dreyßig Klaftern über dem Damme. Auf das Geſchrey der Verunglückten, welche umkommen wollten, entſchloß ſich Bouſſard, aller Vorſtellungen und der anſcheinenden Unmöglichkeit eines glücklichen Erfolgs ungeachtet, ihnen zu Hülfe zu kommen, und ließ ſeine Frau und Kinder, die ihn zurückhalten wollten, wegbringen. Er ließ ſich ſogleich ein Seil um den Leib knüpfen, deſſen anderes Ende an den Damm gebunden wurde, und ſprang mitten in die toben-

den

den Wellen, um ein Seil an das Schiff zu bringen und mit demſelben das Schiffsvolk an das Land zu ziehen. Er kam dem Schiffe nahe, als ihn eine Welle fortführte und an das Ufer warf. Er wurde auch zwanzig mal von den Wellen zurückgeſchlagen, und heftig auf dem Wackelſteine herumgeworfen, der von den Trümmern des Schiffs, welches die Wuth des Meers in Stücken ſchlug, bedeckt war. Sein Eifer würde aber nicht ermüdet. Es zog ihn eine Welle unter das Schiff, und man hielt ihn für tod, als er wieder zum Vorſchein kam und einen Bootsmann in den Armen hatte, der von dem Fahrzeuge herunter geſtürzet war und den er ohne Bewegung und bey nahe ohne Leben an das Land brachte. Endlich kam er nach unendlichen Verſuchen und unglaublicher Anſtrengung ſeiner Kräfte an das Schiff und warf ein Seil hinein. Diejenigen von dem Schiffsvolke, welche die Kräfte hatten, ſich dieſe Hülfe zu Nutze zu machen, hielten ſich daran und wurden an das Ufer gezogen. Bouſſard glaubte alle Leute in dem Fahrzeuge gerettet zu haben. Er war von der ſchweren Arbeit ermüdet, ſein Leib von den ſtarken Stößen, die er erlitten hatte, zerquetſchet und zerſtoſſen, und konnte mit groſſer Mühe die Hütte erreichen, in welche die Flagge geleget wird. Hier erlag er und fiel in Ohnmacht. Man hatte ihm kaum einige Hülfe geleiſtet, er hatte kaum das Meerwaſſer von ſich gegeben und ſich ſeine Geiſter wieder geſammlet, ſo ſagte man,

man hörte noch auf dem Schiffe ſeufzen. Bouſſard nahm ſo gleich ſeine Kräfte wieder zuſammen und riß ſich aus den Armen derer, die ſich alle Mühe gaben, ihm Beyſtand zu leiſten. Er läuft zum Meere, ſpringt von neuem hinein und hat das Glück, noch einen von den Reiſenden zu retten, der ſich an das Schiff gebunden hatte, und den die Schwachheit verhindert hatte, ſich die ſeinen Reiſegefährten geleiſtete Hülfe zu Nutze zu machen. Von zehen Menſchen, die im Fahrzeuge waren, kamen nur zwey ums Leben, deren Leichname an dem folgenden Tage gefunden wurden.

Brief des H. Necker an den Schiffer zu Dieppe.

Den 22. December 1777.

Ich habe nicht eher, als vorgeſtern, von dem Herrn Intendanten Nachricht von der muthigen That erhalten, die ihr am 31. Auguſt gethan hattet; und geſtern habe ich dem Könige davon Bericht erſtattet, der mir befohlen hat, euch ſeine Zufriedenheit darüber zu bezeigen, und euch in ſeinem Namen ein Geſchenk von tauſend Livres und ein jährliches Gnadengeld von drey hundert Livres anzukündigen. Ich ſchreibe dem zufolge an den Herrn Intendanten. Fahret

fort, andern beyzuſpringen, wenn ihr es im Stande ſeyd, und bethet für euren guten König, der tapfere Leute liebet und ſie belohnt.

31. Lehrreiche Sprüche.

1. Wer iſt ein wahrhaftig gottesfürchtiger Mann? Der ſeinen Nächſten liebet.

2. Thue dem Armen nicht nur bis an ſeinen Tod Gutes, ſondern trage auch die Koſten ſeines Begräbniſſes.

3. Das Unrecht muß man durch die Verzeihung erwiedern.

4. Wer nicht an die Zukunft denkt, iſt dem Leide nahe.

5. Seine Fehler nicht ablegen, heißt neue begehen.

6. Die Unmäßigkeit ſchadet der Geſundheit, der Zorn zieht Unglück nach ſich, der Ehrgeiz verurſachet Kummer, und der Geiz verkürzet das Leben.

7. Es iſt an einem Trauerjahre noch nicht genug, wenn du das Gedächtniß deiner Eltern ehren willſt; ahme ihren Tugenden nach.

8. Unſere Väter und Mütter vertreten vor unſern Augen Gottes Stelle. Das Kind, das ſeinen Vater und ſeine Mutter ehret, wird wieder geehret werden. Ein groſſer Mann hat geweiſſaget, die Raben würden dem die Augen aus-

aushacken, der ſeinen Vater oder ſeine Mutter verkennt.

9. Sich ungezwungenerweiſe einander in der Noth beyſtehen, und ſich hauptſächlich niemals einander Schaden thun, iſt die Summe des natürlichen Rechts.

10. Schwöre nicht; ſondern ſage ſchlechthin: das iſt, das iſt nicht. Das iſt eine von Gott ſelbſt gekommene Lehre.

11. Gott hat uns gegeben, was wir nicht verdienet haben. Wenden wir ſeine Gaben wohl an, ſo wird er uns auch reichlicher belohnen, als wir verdienet haben.

12. Die göttliche Wiedervergeltung geſchieht nicht allezeit ſchnell, oder augenſcheinlich; aber ſie iſt nichts deſto weniger ſo gewiß, als vollſtändig. Der verkehrte Menſch würde ſich vergebens ſchmeicheln, im Tode von aller Schuld entlediget zu werden. Unſer Leib wird zwar durch den Tod zerſtöhret werden; aber unſere Seele wird ewig unter der Hand Gottes bleiben.

September.

1. Rede eines Herrn an ſeinen Pachter von der Erziehung der Kinder.

Ich will euch, mein lieber Freund, von der wichtigen Wahrheit überzeugen, daß das Unglück des gemeinen Volks daher komme, daß ſie die vornehmſte Pflicht der Eheleute verabſäumen, nämlich die Kinderzucht. Denn gehen wir in die Gefängniſſe, in die Arbeits- und Zuchthäuſer, ſo finden wir ſie mit Kindern gemeiner Leute angefüllet.

Gehen wir an die Seehäfen, wo ſich die Galeeren befinden, ſo werden wir ſie mit unglücklichen Miſſethätern beladen finden, die mit Ketten an einander gefeſſelt ſind, die die ſtrafende Gerechtigkeit durch derbe Streiche mit Ochſenziemern unablässig zur Arbeit antreibt. Das ſind Leute aus dem gemeinen Volke.

Sehet jenen unglücklichen jungen Menſchen an, den der Nachrichter auf den Richtplatz ſchleppt. Kann man ſich einen hinlänglichen Begriff von der entſetzlichen Todesangſt machen, die dieſer Unglückliche, (der ehedem das Feld bauete,) in der Blüthe ſeines Alters, bey der erwünſchteſten Geſundheit auszuſtehen hat, indem er den gewaltſamen Tod neben ſich hergehen ſehen muß, der ihm das Leben entreißen ſoll?

Rich

Richtet nunmehro eure Augen auf jene Oerter der Wolluſt und Unzucht, die mit elenden Mädchen angefüllet ſind, die das allerſchändlichſte und niederträchtigſte Handwerk treiben. Ach! mein lieber Freund, nachdem ſie eine Zeit lang die Beſchimpfungen und Schmähungen der Mannsperſonen, die ſie an ſich locken, auszuſtehen gehabt haben, ſo kömmt es mit ihnen ſo weit, daß ſie ihre unglücklichen Leiber in die öffentlichen Krankenhäuſer ſchleppen müſſen, die in Fäulniß gehen, ehe ſich ihre leidenden Seelen von ihnen loßreißen können.

Alle dieſe elenden Geſchöpfe ſind gemeiner Leute Kinder. Ihr würdet euch entſetzen, wenn ihr die ſchrecklichen Verwünſchungen hören ſolltet, mit denen ſie ihre unwürdigen Eltern überhäufen, die ſie durch eine gute Erziehung nicht vor dem ſchrecklichen Unglücke verwahret haben, worein ſie gerathen ſind. Die Eltern, die auf ihrer Seite der Kummer nagt und die mit Schande bedeckt ſind, wünſchten, ſich in einen finſtern Winkel verkriechen und ſich den Blicken der Geſellſchaft entziehen zu können.

Ihr werdet aus dieſem ſchrecklichen Gemälde zur Genüge erſehen können, mein lieber Freund, wie viel euch daran gelegen ſey, daß ihr eure Kinder gut erziehet. . . . Ihr ſcheinet erſchrocken zu ſeyn, und es kömmt mir vor, als wenn ich euch ausrufen hörte: ich würde ſterben, wenn mir meine Kinder dergleichen Ver-

fort, andern beyzuſpringen, wenn ihr es im Stande ſeyd, und bethet für euren guten König, der tapfere Leute liebet und ſie belohnt.

31. Lehrreiche Sprüche.

1. Wer iſt ein wahrhaftig gottesfürchtiger Mann? Der ſeinen Nächſten liebet.

2. Thue dem Armen nicht nur bis an ſeinen Tod Gutes, ſondern trage auch die Koſten ſeines Begräbniſſes.

3. Das Unrecht muß man durch die Verzeihung erwiedern.

4. Wer nicht an die Zukunft denkt, iſt dem Leide nahe.

5. Seine Fehler nicht ablegen, heißt neue begehen.

6. Die Unmäßigkeit ſchadet der Geſundheit, der Zorn zieht Unglück nach ſich, der Ehrgeiz verurſachet Kummer, und der Geiz verkürzet das Leben.

7. Es iſt an einem Trauerjahre noch nicht genug, wenn du das Gedächtniß deiner Eltern ehren willſt; ahme ihren Tugenden nach.

8. Unſere Väter und Mütter vertreten vor unſern Augen Gottes Stelle. Das Kind, das ſeinen Vater und ſeine Mutter ehret, wird wieder geehret werden. Ein groſſer Mann hat geweiſſaget, die Raben würden dem die Augen

ausʒhacken, der ſeinen Vater oder ſeine Mutter verkennt.

9. Sich ungezwungenerweiſe einander in der Noth beyſtehen, und ſich hauptſächlich niemals einander Schaden thun, iſt die Summe des natürlichen Rechts.

10. Schwöre nicht, ſondern ſage ſchlechthin: das iſt, das iſt nicht. Das iſt eine von Gott ſelbſt gekommene Lehre.

11. Gott hat uns gegeben, was wir nicht verdienet haben. Wenden wir ſeine Gaben wohl an, ſo wird er uns auch reichlicher belohnen, als wir verdienet haben.

12. Die göttliche Wiedervergeltung geſchieht nicht allezeit ſchnell, oder augenſcheinlich; aber ſie iſt nichts deſto weniger ſo gewiß, als vollſtändig. Der verkehrte Menſch würde ſich vergebens ſchmeicheln, im Tode von aller Schuld entlediget zu werden. Unſer Leib wird zwar durch den Tod zerſtöhret werden; aber unſere Seele wird ewig unter der Hand Gottes bleiben.

September.

1. Rede eines Herrn an ſeinen Pachter von der Erziehung der Kinder.

Ich will euch, mein lieber Freund, von der wichtigen Wahrheit überzeugen, daß das Unglück des gemeinen Volks daher komme, daß ſie die vornehmſte Pflicht der Eheleute verabſäumen, nämlich die Kinderzucht. Denn gehen wir in die Gefängniſſe, in die Arbeits- und Zuchthäuſer, ſo finden wir ſie mit Kindern gemeiner Leute angefüllet.

Gehen wir an die Seehäfen, wo ſich die Galeeren befinden, ſo werden wir ſie mit unglücklichen Miſſethätern beladen finden, die mit Ketten an einander gefeſſelt ſind, die die ſtrafende Gerechtigkeit durch derbe Streiche mit Ochſenziemern unabläſſig zur Arbeit antreibt. Das ſind Leute aus dem gemeinen Volke.

Sehet jenen unglücklichen jungen Menſchen an, den der Nachrichter auf den Richtplatz ſchleppt. Kann man ſich einen hinlänglichen Begriff von der entſetzlichen Todesangſt machen, die dieſer Unglückliche, (der ehedem das Feld bauete,) in der Blüthe ſeines Alters, bey der erwünſchteſten Geſundheit auszuſtehen hat, indem er den gewaltſamen Tod neben ſich hergehen ſehen muß, der ihm das Leben entreißen ſoll?

Richtet nunmehro eure Augen auf jene Oerter der Wolluſt und Unzucht, die mit elenden Mädchen angefüllet ſind, die das allerſchändlichſte und niederträchtigſte Handwerk treiben. Ach! mein lieber Freund, nachdem ſie eine Zeit lang die Beſchimpfungen und Schmähungen der Mannsperſonen, die ſie an ſich locken, auszuſtehen gehabt haben, ſo kömmt es mit ihnen ſo weit, daß ſie ihre unglücklichen Leiber in die öffentlichen Krankenhäuſer ſchleppen müſſen, die in Fäulniß gehen, ehe ſich ihre leidenden Seelen von ihnen loßreißen können.

Alle dieſe elenden Geſchöpfe ſind gemeiner Leute Kinder. Ihr würdet euch entſetzen, wenn ihr die ſchrecklichen Verwünſchungen hören ſolltet, mit denen ſie ihre unwürdigen Eltern überhäufen, die ſie durch eine gute Erziehung nicht vor dem ſchrecklichen Unglücke verwahret haben, worein ſie gerathen ſind. Die Eltern, die auf ihrer Seite der Kummer nagt und die mit Schande bedeckt ſind, wünſchten, ſich in einen finſtern Winkel verkriechen und ſich den Blicken der Geſellſchaft entziehen zu können.

Ihr werdet aus dieſem ſchrecklichen Gemälde zur Genüge erſehen können, mein lieber Freund, wie viel euch daran gelegen ſey, daß ihr eure Kinder gut erziehet. . . . Ihr ſcheinet erſchrocken zu ſeyn, und es kömmt mir vor, als wenn ich euch ausrufen hörte: ich würde ſterben, wenn mir meine Kinder dergleichen Verdruß

druß machten. — Ihr könnet dieſen Verdruß vermeiden, wenn ihr euren Kindern von ihrer zarteſten Kindheit an richtige Grundſätze beybringet, die ihnen bey ihren Handlungen zur Richtſchnur dienen müſſen; wenn ihr ſie das Vermögen, Gutes und Böſes zu thun, das ſie eben ſo wohl haben, als ihr, nur nach den Urtheilen des Gewiſſens gebrauchen lehret, welches das Böſe verwirft und nur das Gute haben will. Das iſt das wahre Mittel, ſie vor dem Unglücke zu verwahren, vor deſſen Abſchilderung ihr erſchrocken ſeyd.

Damit aber die Unterweiſungen, die ihr ihnen gebet, auch die gute Wirkung haben mögen, die ihr euch wünſchet; ſo merket wohl, daß ſie durch euer eigenes Verhalten unterſtützt werden müſſen. Ihr würdet euch ganz vergebens bemühen, ihnen die Liebe zur Tugend einzuflößen, wenn ihr ihnen ihre Schönheit nicht an eurem Beyſpiele zeigen wolltet. Es muß auſſer Zweifel eure vornehmſte Sorge ſeyn, daß ihr ihnen beybringet, daß ſie alles Gott, dem Urheber ihres Daſeyns, des Lebens, der Geſundheit, und aller Güter, die ſie beſitzen, zu danken haben. Gebet ihnen alſo wohl zu verſtehen, daß ſie ihn in ihrem Gewiſſen erkennen, ihm danken, und ihn durch ihr Gebeth um die fernere Verleihung deſſen anrufen müſſen, weil er die Quelle alles Guten iſt. Aber laſſet ſie nur an euch ſelbſt ſehen, daß ihr dieſe Pflichten genau erfüllet; denn

die Kinder ſind von Natur zur Nachahmung geneigt.

Gewöhnet ſie, von Kindesbeinen an bey allen Gütern, die ſie erlangen, auf die Hand des allgemeinen Wohlthäters aller vernünftigen Geſchöpfe zu ſehen. Gebet ihnen Anleitung, zu bewundern, wie er aus der Erde ſo vieles Getraide, damit ſie ihren Unterhalt haben mögen, und ſo vielerley Früchte hervorwachſen läßt, die ſie ſo gerne eſſen.

Denn alsdenn werden ihre Herzen gerühret und von Erkenntlichkeit eingenommen werden, und ſie werden mit Freuden erkennen lernen, daß das Mittel, ſich einem ſo gütigen Vater gefällig zu machen und ihm ſeine Erkenntlichkeit zu bezeigen, darinnen beſtehe, daß man ſeinen Willen thut.

Saget ihnen, daß er ſeinen Willen ſelbſt in das Gewiſſen gelegt habe, das er allen Menſchen gegeben hat, daß uns dieſes Gewiſſen unabläſſig zurufe, andern niemals zu thun, was wir nicht wollen, daß man uns thun ſolle, ſondern ihnen dagegen alles Gute zu erzeigen, das in unſerm Vermögen ſteht. Damit ihr dieſem höchſtwichtigen Unterrichte ein Gewicht geben möget, ſo gebet ihnen zu erkennen, mein lieber Freund, daß die Gerechtigkeit, die Frömmigkeit, die Redlichkeit, das Mitleiden, die Wohlthätigkeit die Richtſchnur aller eurer Handlungen in Abſicht auf andere Menſchen ſind.

Gebt ihnen zu erkennen, daß ihr alles, was andern angehört, als ein Heiligthum anſehet. Ihr werdet euch dadurch von ſo vielen Elenden unterſcheiden, die des Nächſten Gut auch ſo gar vor den Augen ihrer Kinder ſtehlen, und ihnen alſo zu der ſchädlichen Kunſt Anleitung geben, die ſie einmal unglücklich machen ſoll.

Das, mein lieber Freund, ſind die Grundſätze, die ihr bey der Erziehung eurer Kinder zum Grunde legen müſſet.

2. Ehrfurcht und Erkenntlichkeit, die das gemeine Volk den Prieſtern ſchuldig iſt.

Die Prieſter ſind Diener und Abgeordnete der Gottheit. Alle Menſchen ſind ihnen demnach die tiefſte Ehrfurcht ſchuldig. Sich an einem Abgeſandten vergehen, heißt, den König ſelbſt beſchimpfen. Das gemeine Volk in den Städten und Dörfern aber iſt ſeinen Seelſorgern inſonderheit eine noch größre Verehrung und Hochſchätzung ſchuldig. Bedenke, mit welcher zärtlichen Sorgfalt, mit was für einer brünſtigen Liebe dieſe würdigen Abgeſandten des Himmels die evangeliſchen Wahrheiten verkündigen, die Seelen der Niedergeſchlagenen mit Troſte aufrichten, den Dürftigen mit Hülfe zu ſtatten kommen, und den Armen und Kranken mit ihrer

Sorg-

Sorgfalt und mit ihrem Vermögen beyſtehen! Sie ſind es, die in den kalten Nächten des Winters und auf den gefährlichſten und moraſtigſten Wegen die Sakramente in die weit abgelegenen Hütten tragen. Sie ſind es, die auf die unwiſſenden Marktſchreyer ein wachſames Auge haben, vor ſie warnen und ihnen zuvorkommen, welche unter dem Namen der Aerzte übereilte Kuren verrichten, die den Tod nach ſich ziehen, oder den leichtgläubigen Einwohnern auf dem Lande ſchädliche Arzneyen geben. Sie ſind es, welche unter die Familien gute Bücher austheilen, die Leſung der heiligen Evangelien empfehlen und alle Sonntage die anbethungswürdigen Wahrheiten der Religion erklären. Sie ſind es, denen der Reiche ſeine Almoſen ohne Bedenken anvertrauet, denen der Arme ſeine Fehler und ſeine Bedürfniſſe ohne Nachtheil offenbahret, denen es zukömmt, die häuslichen Uneinigkeiten dadurch zu ſchlichten, daß ſie mit dem heiligen Anſehen der Vernunft und Religion ins Mittel treten, und denen wir endlich unſern erſten Unterricht und unſern letzten Troſt zu danken haben.

Das ſind die Prieſter in den Augen eines jeden vernünftigen Mannes.

„Aber der Herr Pfarrer führt gerne Pro„zeſſe, iſt ein Liebhaber einer guten Mahlzeit, „er ſpielt, geht ſpatzieren, ſchmählt beſtändig; „und ſein Herr Vicarius thut es ihm ſo gut nach, „als er kann! Das ſind die groben Vorwürfe,

„die oft Leute machen, die ſich gerne von einer „Ehrfurcht los machen möchten, die ihnen zur „Laſt fällt.“

Fürs Erſte befiehlt uns das Evangelium, nach ihren Worten und nicht nach ihren Werken zu thun, (wenn ſie böſe Werke thun.) Fürs zweyte iſt das, was du deinen Seelſorgern wegen ihrer Erhohlungen nachſagſt, oft übertrieben, und du ſollteſt bedenken, daß, da ſie deine Vorgeſetzten ſind, und nöthig haben, ihrem Gemüthe, das ohne Aufhören mit wichtigen und ſchweren Geſchäften zu thun hat, eine Veränderung zu machen, es ihnen in ihren müßigen Stunden vergönnet ſeyn, die unſchuldigen Ergötzlichkeiten, von denen der h. Paulus redet, auf eine ihnen anſtändige Weiſe zu genieſſen. Hielt es doch Jeſus Chriſtus, unſer göttlicher Lehrmeiſter ſelbſt nicht für unanſtändig, der Hochzeit zu Cana beyzuwohnen, und verwandelte zum Nutzen und Vergnügen der Gäſte das Waſſer in Wein.

Die boshafte Unterſuchung, die du über die Fehler deiner Seelſorger anſtellſt, hat alſo eine groſſe Ungerechtigkeit und Undankbarkeit zum Grunde, von der du ſchlechterdings keine Ehre haſt. Denke an deine Verbindlichkeiten gegen ſie, denke an ihre guten Eigenſchaften, erinnere dich ihrer guten Werke, ihres Eifers, ihrer Gedult, ſo wirſt du, anſtatt ſie zu tadeln, Tugenden mit Lobe erheben, von denen du allen Nutzen haſt.

3. Geſpräch zwiſchen einem Geiſtlichen und einem Soldaten.

Es iſt meines Erachtens ein ſehr ſchweres Werk, in dem Soldatenſtande ſelig zu werden, ſagte ein Geiſtlicher zu einem Soldaten. Ihr werdet nicht leugnen können, daß ihr ſo oft Gelegenheit, Böſes zu thun und euch um eure Wohlfahrt zu bringen, und ſo groſſe Hinderniſſe habt, ein heiliges Leben zu führen. Ihr aber, der ihr euer Leben und euern Wandel nach dem Willen Gottes führet, der ihr die Religion ſo hoch ſchätzet und als ein wahrer Chriſt lebet, wie fangt denn ihr es an, daß ihr Gott in dem Geräuſche der Waffen dient? Weil Sie mir befehlen, mein Vater, Ihnen davon Rechenſchaft zu geben, antwortete der Soldat, ſo will ich es Ihnen ſagen. Ich ſtehe des Morgens aus Liebe zu Gott auf, ich verrichte mein Gebeth und wiedme ihm den Tag aus heiliger Liebe zu ihm. Wenn ich die Zeit dazu habe, ſo gehe ich in die Meſſe und Nachmittag in die Bethſtunde oder zur Anbethung des heiligen Sakraments. Ich gehe aus Liebe zu Gott zum Exerciren, auf die Wache und an alle meine Geſchäfte. Ich gehe zur Ruhe und zur Mahlzeit aus Liebe zu ihm, der mir meinen Unterhalt giebt. Ich beklage mich niemals über meine Koſt, ſondern nehme ſie aus Liebe zu Gott ſo an, wie ſie iſt. Ich mache mir aus Liebe zu Gott und um ihm deſto beſſer dienen zu können, eine kleine Ergötzlichkeit, wenn

ich ſie nöthig habe. Ich leide Hunger, Froſt und Hitze, meine Armuth und alle meine Noth aus Liebe zu Gott. Ich bin meinen Offizieren gehorſam, ich beklage mich niemals über ſie, ich murre niemals wieder ſie. Ich beklage mich niemals über das ſchlimme Betragen meiner Kameraden, wenn ſie zum Weine gegangen ſind, oder wenn ſie mißvergnügt ſind. Ich zanke mich niemals mit ihnen, ſondern liebe ſie alle. Ich erweiſe ihnen Gefälligkeiten, wenn ich es im Stande bin, und verſöhne ſie miteinander, wenn ſie uneins ſind. Ich ſuche den Zweykampf zu verhindern, ſo gut ich kann, ich fordere Niemand heraus, und nehme auch keine Ausforderung an; weil ich mich nicht mit meinen Freunden ſchlagen will; und keine andere Feinde habe, als die Feinde meines Königs. Ich finde niemals gröſſern Troſt, als wenn ich den Sakramenten beywohne. Ich fürchte mich vor nichts, wenn ich bey meinem Gott bin, deſſen Gnade ich beſitze. Die Beſchwerlichkeiten des Kriegs hindern mich, zu faſten; aber ich faſte, wenn ich im Winterquartiere bin. Ich verrichte meinen Dienſt und ſuche auf meiner Wachtſtube Nutzen zu ſchaffen, es mag nun die Reihe an mir ſeyn, oder mich meine Kameraden darum erſuchen. Ich wende die Zeit, die mir nach meinen kriegeriſchen Uebungen und nach der Erfüllung meiner Pflichten übrig bleibt, dazu an, daß ich in die Kirchen gehe, und unſere Kranken und Gefangenen beſuche, geiſtreiche Bücher entweder allein, oder mit

mei-

meinen Kameraden, und hauptſächlich das Buch von der Nachahmung Jeſu Chriſti leſe, das mir mein Hauptmann geſchenket hat, daß ich unſern Feldprediger, ſo oft ich kann, beſuche, ihm bey der Meſſe aufwarte, und alles thue, was er mir befiehlt. Ich trachte, Niemand etwas zu Leide zu thun und rede von Niemand Böſes, er mag ſeyn, wer er will. Ich kann es gleichwohl nicht vermeiden, Feinde und Neider zu haben; aber ich bin ſo weit davon entfernt, daß ich ihnen Böſes wünſchen ſollte, daß ich ſie vielmehr liebe, ihnen zu dienen ſuche und aus Liebe zu Gott gerne mit ihnen umgehe. Ich hüthe mich ſorgfältig vor dem Umgange mit Weibsperſonen, damit ich meine Keuſchheit bewahren möge, indem ich ihren Umgang gefährlich halte. Ich gehe zu Niemand, als zu der Frau Saint Franzois, unſers Korporals Ehefrau, weil ſie tugendhaft iſt, mir meine Wäſche zu rechte macht, für meine Kleider ſorgt und bey ihrer Arbeit gute Lieder ſingt. Ich thue, mein Vater, alles, was in meinem Vermögen ſteht, um meinem Gott in meinem Stande zu dienen. Ich liebe ihn von ganzem Herzen, und glaube nicht, daß der Soldatenſtand ein Weg zum Verderben ſey, denn ich ſehe aus eigener Erfahrung, daß der Soldat keine andere Gelegenheit zu ſündigen hat, als die er haben will. Hierinnen, mein Vater, beſteht mein ganzes Verhalten. Ich wünſchte indeſſen ſehr, den Tobak laſſen zu können. Ich habe es verſucht, aber es iſt unmöglich, haupt-

ſächlich auf der Hauptwache oder wenn ich Schildwache ſtehe. Ich habe noch ein Leid, daß ich nämlich den Armen nicht beyſtehen kann, an welchen ich doch das Ebenbild Jeſu Chriſti erblicke; aber der gütige Gott wird mir es vergeben, denn ich bin ſelbſt arm. Kurz ich glaube, daß der Krieg nur in Anſehung ruchloſer Leute eine Schule des Laſters und der Ruchloſigkeit iſt. Unſer Herr Feldprediger hat mir oft geſagt, es hätten viele tauſend Chriſten im Soldatenſtande ein heiliges Leben geführet. Er hat mir deren verſchiedene und unter andern den heiligen Mauritius, der eben mein guter Schutzheiliger iſt, den h. Victor, den h. Gereon, die Soldaten der Thebaniſchen Legion und unzählich viele andere Kriegsleute genennet, die es in der Heiligkeit und Tugend ſo weit gebracht, daß ſie durch den Märtyrertod ihren Glauben mit ihrem Blute verſiegelt haben. Er hat mir auch oft geſagt, ein guter Chriſt wäre auch ein guter Soldat, der niemals träg, noch niederträchtig wäre, und ein tugendhafter und Gott getreuer Soldat wäre jederzeit ſeinem Könige der getreueſte und der beſte Kriegsmann; und endlich ein Soldat, der Gott fürchtet, fürchtete ſich weder vor Schlachten, noch Gefahren, noch vor dem Tode. Gott hat mir alſo auch jederzeit die Gnade erzeiget, daß ich zum Sturme und überall hingegangen bin, ohne die geringſte Furcht zu haben, ſondern vielmehr mit Freuden und getroſt; und es hat mir Gottlob niemals an Muthe gefehlt und ich bin ſo beherzt,

als ein anderer. Gehet hin, mein lieber Freund, ſagte der von Bewunderung eingenommene Geiſtliche zu ihm, gehet hin! Wenn alle, die dem Könige dienen, beſchaffen wären, wie ihr; ſo würden unſere Kriegsheere unüberwindlich und allezeit ſiegreich ſeyn.

4. Der kleine Peter von Barcelonette. Eine Anekdote.

Ich gieng kurz vor den Weihnachtsfeyertagen auf das Briefpoſthaus und wollte einiges Geld poſtfrey machen, das ich einem alten Bedienten ſchickte. Ich weiß nicht, mit was für einer ſüſſen mit einem thörichten Stolze vermiſchten Zufriedenheit ich mich in meiner Seele kützelte, da ich im Begriffe war, eine blos billige Handlung zu verrichten, die ich mir bey dieſem eiteln Gedanken als ein Werk der Gutthätigkeit vorſtellen wollte. Aber ich muß bekennen, daß ich mich in meinem Inwendigen gar ſehr durch die Vergleichung gedemüthiget ſehen mußte, die ich mich, zwiſchen meinen Geſinnungen und den Geſinnungen der Perſon anzuſtellen, genöthiget ſah, deren Unterredung mit mir man hier leſen wird. Ach! wenn das gemeine Volk ſeine Geſchichtſchreiber hätte, wenn unſere Schriftſteller, anſtatt ſeine lächerliche Seite auszuſpähen und ſie in unſern ungeſitteten Schauſpielen zur Schau aus-

auszuſtellen, die Tugenden recht natürlich abſchildern wollten, die ſich in der Dunkelheit dieſer niedrigſten Stände ſo oft in ihrem ſchönſten Glanze zeigen, ſo würde man dieſes arme Volk in ſeinen eignen Augen veredeln. Es würde mehr geliebt, mehr geehret werden. Und wem iſt unbekannt, daß dergleichen unerhebliche Belohnungen bey den alten Völkern jederzeit der Bewegungsgrund zu den größten Thaten geweſen? Die reineſte Tugend wird in Geheim durch die Hoffnung unterhalten, daß ſie nicht werde vergeſſen werden. Die Geſellſchaften, die ein einziges Vorurtheil aller Merkmaale der Achtung beraubt, können nur aus elenden Sklaven beſtehen. . . Was für heldenmäßige Züge hat man nicht vormals ſchlechten eichenen oder Lorbeerzweigen zu danken gehabt! Laſſet uns demnach dem Volke, der Regierung, der Nachkommenſchaft dieſe Tugenden bekannt machen, die von Gepränge und Eigenliebe frey ſind, die, ſo zu ſagen, ſich ſelbſt unbekannt ſind; und es nicht mit Gleichgültigkeit anſehen, daß man den zahlreichſten, nützlichſten und ehrwürdigſten Theil der Kinder unſers Vaterlandes verläſtert. Laßt uns nun zur Anekdote ſchreiten, die der Leſer vielleicht mit Ungedult erwartet. Ich gehe alſo an das Thor, gehe über die Höfe weg und komme in eine von den groſſen Stuben, in welcher zehen beſchäftigte Leute in ihren mit Schranken verſehenen Verſchlag eingeſperret ſind, und komme, da ich nicht weit von einer langen Ofenröhre Platz nehmen

will,

will, neben einen jungen Menſchen zu ſitzen, der aus dem Gebürge war, ein röthliches Kamiſol trug, glänzende und runde Haare hatte, und weit ſtärker, aber nicht beſſer, als die Roſen, roch. Ein Provenſer Wort, womit ich ihn anredete, verurſachte, daß wir gar bald mit einander in ein Geſpräch mit halb leiſer Stimme kamen. — Wo ſeyd ihr her? (*d'ounté ſias compaïré!*) — Je! bey Barcelonette her, antwortete er in ſeiner Mutterſprache. — Was macht ihr in Paris? — Ich ſpiele auf der Leyer, ich ſinge *Digo Ieaneto té vouas tu longa*, ich halte mich, ſo lange ich kann, zu einem Manne mit der Zauberlaterne, ich laufe in die Schenken, dem gemeinen Volke zum Tanze aufzuſpielen, (*le peuple*)! Ach, mein Herr, fuhr er fort, in dieſem unvergleichlichen Paris kömmt alles darauf an, daß man ein luſtiges Geſchicke hat! — Ja, in Wahrheit, mein Freund, darauf kömmt alles an, und mir ſind Hanswurſte und Pickelheringe bekannt, die Kutſche und Pferde haben. . . . Aber du mußt doch mit deinem luſtigen Geſchicke viel Geld verdienen. Iſt das dein Erübrigtes, das du nach Hauſe ſchickſt? Willſt du dir dafür ein Stück Feld kaufen, und es, wie ihr es zu machen pfleget, zu deinem kleinen Gute ſchlagen? — Ich armer Schelm! antwortete er und zuckte die beyden Achſeln, ich bin eben ſo nackend auf die Welt gekommen, als ich ſterben werde, und da ich in meinem neunten oder zehenden Jahre nach Paris kam, um darinnen die Schorſteine zu fe-

gen, hatte ich von meinen Eltern weiter nichts, als 24. Sous und einen Tritt vor den Hintern! (Ich führe ſeine eigenen Worte an, es war das allem Anſcheine nach eine Art einer Freylaſſung.) — Deine Eltern ſind alſo ſehr unbarmherzig? — O! nein, mein Herr, ich will nur damit ſagen, daß ſie ſehr arm waren. Sie ſind alle geſtorben, und das iſt ein groſſes Glück, wenn man nichts hat. — Und wem, mein Sohn, wem ſoll denn alle das Geld, das du da in dem Stücke Leinwand haſt? Es ſcheint mir viel darinnen zu ſeyn. — Viel! ach nein, es ſind achtzehen Livres. — Ach! ach! nun weiß ichs, du wirſt in die Lotterie geſetzt haben, und das Glück. . . . — O! nein, kein ſolches Rindvieh bin ich nicht! ich bezahle mit dem, was ich habe, nicht, was ich nie bekommen werde. — Um Vergebung, mein Freund, ich that dir Unrecht, die Lotterie iſt eine Auflage auf einen ſchlimmen Kopf, und der deinige ſcheint mir nicht zu dieſer Kopfſteuer gemacht zu ſeyn. Aber wie ſind denn in dieſem groſſen Packe nicht mehr, als achtzehen Livres? — Mein Herr, weil ſie ſo ſind, wie ich ſie verdienet habe, ſie kommen aus der Sparbüchſe, es iſt mein Erübrigtes in einem Jahre. Faſſen, oder ſehen Sie es vielmehr an. — Ich ſah mit einem neugierigen Mitleiden hin auf dieſe aus dem Schweiße eines Unglücklichen ausgepreßte Gabe, und fieng an zu muthmaaßen, daß das vielleicht eines von jenen Opfern ſeyn möchte, die man

nicht

nicht nach dem geringen Werthe der Gabe ſchä-
tzen darf. Ich erinnerte mich mit Wehmuth
des Scherfleins der Wittwe und des Ur-
theils, das der höchſte Richter der menſchlichen
Handlungen von demſelben fällete. Ich ſah
ihm alſo in die Hand, und erblickte in derſelben
alle kleinen und groſſen Münzen der Nation von
dem Thaler an, der ſechs Livres gilt, bis zum
geringſten mit Grünſpane überzogenen Liard.
Die groſſen Sous waren darunter am häufigſten,
und machten den kleinen Sack zehen mal gröſſer,
als er hätte ſeyn ſollen. — Und wem magſt du
doch das immer überſenden? Haſt du vielleicht
da unten eine Frau? — Mein Gott, nein.
Eine Frau! wenn ich die hätte, ſo wäre es in
der That ein groſſes Unglück für mich, wenn ich
mich genöthiget ſähe, zwey hundert Meilen von
meiner armen Frau zu wohnen! Und Sie, mein
Herr, fuhr er fort, ſenden Sie denn das auch
nach Hauſe? Es iſt ohne Zweifel Gold. Ach!
wenn ich bitten darf, zeigen Sie mir doch einen
ganz neuen Louisdor, damit ich wiſſen möge,
wie ſie ausſehen. — Ich ziehe einen aus mei-
nem Beutel, und zeige ihm denſelben; und er
küßt ihn auf der Seite des Bildes. — Du
willſt mir alſo nicht ſagen, wem du zu Barce-
lonette Gnadengelder ſchickſt. — Ach? ja doch,
ja doch, mein lieber Herr. Ich kann eine gute
Handlung weder ausposaunen, noch immer ver-
ſchweigen; und es kann auch kein groſſes Ver-
brechen ſeyn, andern einen guten Begriff von

ſich beyzubringen, wenn man durch die Umſtände dazu genöthiget wird. Ich überſende, ich will es Ihnen nur geſtehen, meine kleinen Erſparniſſe der guten Catharine Merlotte, die ſich nach dem Tode meiner Mutter meiner angenommen, mich mit ihrer Milch geſäuget, für mich, wie für ihr leibliches Kind, geſorget hat, und in ihrem Leben alle Tage an mich denkt, das weiß ich gewiß. Sie iſt anjeƷt ſehr kränklich, die gute Frau, und ſie wird von den achtzehen Livres nur den Winter durch leben können. In der guten Jahrszeit ſpinnt ſie, geht ins Holz, bettelt . . . und ſo vergeht das Jahr. — Die Erzählung des Menſchen aus dem Gebürge zog mich an ihn, ſein Ton gieng mir durch die Seele. Ich ſetzte mich mit ihm mit einem mich beugenden Nachtheile in Vergleichung. Lieber Freund, ſagte ich zu ihm, höre an, es muß zu Barcelonette und in der Gegend dabey etwas Seltenes ſeyn, wenn man das Bruſtbild unſers guten Königs in Golde zu ſehen bekömmt. Dieſe Louisdor werden, wie dir bekannt ſeyn wird, eben jetzt geſchlagen. Gieb mir die Münze, die du da haſt, und die mir ein groſſes Vergnügen machen wird und nimm dieſen Louisdor. Du kannſt ihn poſtfrey machen, denn die arme Catharine Merlotte muß ihn, wo möglich, ganz und ſo, wie er iſt, bekommen. Laß mich das alles im Poſthauſe für dich, in deiner Gegenwart und ohne daß es dich etwas koſte, in Ordnung bringen. — Mein Gott, mein Herr, wie gütig

ſind

ſind Sie! Ach wenn Sie das Vergnügen ſehen ſollten, das ſie haben wird, wenn ſie von ihrem lieben kleinen Peter einen ganzen Louisdor bekömmt! Sie wird glauben, ich wäre reich, und die arme Frau wird darüber für Freuden weinen. — Kleiner Peter, lieber Freund, du kennſt die Freude nicht, die du mir dadurch ſelbſt machſt, daß du mir deine gute Seele ſo treuherzig enthülleſt. Aber ſag mir, was haſt du noch in deiner Taſche, rede frey, vielleicht gar nichts? — Mein Herr, ich merke ſchon, worauf Sie zielen. Ich habe zwar wirklich nichts mehr, aber ich habe meine Leyer, es ſind die Feyertage vor der Thür, es tanzt Jederman, und ich getraue mich, alle Tage meinen Thaler auf oder ab zu verdienen. Sie ſehen alſo wohl, daß ich nichts nöthig habe. Ich will die ſechs Livres für meine Mutter Catharine mit Freuden und Erkenntlichkeit annehmen; bin aber in Anſehung des Uebrigen der Meynung, daß, ſo lange man ſein Brod mit ſeiner Hände Arbeit verdienen kann, man nicht betteln dürfe. Die Ehre ſagt mir das hier in meinem Gewiſſen, und ich handele ſeiner Stimme nicht gerne zuwider. — Ich ſchämete mich, einen Menſchen alſo reden zu hören, deſſen Aeuſſerliches ſo roh und widrig zu ſeyn ſchien. Ich rief mit dem Moliere aus, wo Teufel wird die Rechtſchaffenheit noch einniſten? Möchten doch dergleichen Züge, die gemeiner ſind, als man denkt, rechtſchaffenen Leuten mehr Liebe zum ge-

meinen Volke einflöſen! Ihr Groſſen in der Welt, ihr Reichen auf der Erde, ich habe eure Ergötzlichkeiten kennen gelernet und betheure euch, daß ich bey Verſchenkung der ſechs Livres an dieſen rechtſchaffenen jungen Menſchen eine Wolluſt geſchmecket habe, welcher eure Bälle, eure Gaſtereyen, eure Schauſpiele und alle eure eiteln Vergnügungen nie gleich kommen werden.

5. Walter Mifflin und Jakob. Eine Amerikaniſche Anekdote.

Herr Walter Mifflin iſt wegen ſeiner Menſchenfreundlichkeit, Redlichkeit, Leutſeligkeit und wegen ſeiner Wiſſenſchaften einer von den ehrwürdigen Männern, die ihrem Vaterlande und Jahrhunderte Ehre machen. Er iſt ein Mitglied der Geſellſchaft der Freunde, als welches der Name iſt, den die Quaker angenommen haben. Es hatten ſich ſchon ſeit geraumer Zeit einige Freunde vorgenommen, ihre Neger frey zu laſſen. Dieſe glückliche Meynung war in verſchiedenen Geſellſchaften bekannt gemacht und angeprieſen worden; es hatte auch ſchon ein Mitglied dieſer Geſellſchaft, das in der Stadt Flüſingen, auf der Inſel Naſſau, wohnte, und ſowohl wegen ſeiner Kenntniſſe in der Arzneykunſt, als wegen ſeiner chriſtlichen Tugenden berühmt war, allen ſeinen Negern die Freyheit geſchenket und ihnen in ſeinem Teſtamente einen anſtändigen

gen Unterhalt ausgeſetzt. Walter Mifflin ſäumete nicht, einem Beyſpiele, das ſeiner Denkungsart ſo gemäß war, nachzufolgen. Er hatte von ſeinem Vater ſieben und dreyßig ſo wohl alte, als junge, Neger überkommen. Der Tag, den er zu ihrer Freylaſſung beſtimmt hatte, war gekommen, er rief einen nach dem andern in ſein Zimmer, und hielt mit einem unter ihnen folgende Unterredung.

— Wohlan, mein Freund Jakob, wie alt biſt du? — Mein Herr, 29. Jahr. — Du hätteſt, wie unſere weißen Brüder, im 21. Jahre frey werden ſollen. Die Religion und Menſchlichkeit erfordern von mir, dir heute deine Freyheit zu geben, und die Gerechtigkeit befiehlt mir, dir deine neuntehalbjährige Arbeit zu bezahlen, welche zu 270. Livres für jedes Jahr, deinen Unterhalt und Kleidung mit dazu gerechnet, eine Summe von 2295. Livres macht, die ich dir ſchuldig bin. Aber da du noch jung und ſtark biſt, und arbeiten mußt, wenn Du deinen Unterhalt haben willſt, ſo iſt meine Abſicht, dir über dieſe Summe einen Schein zu geben, die gewöhnlichermaaßen fünf von hundert Zins trägt. Das iſt der Anfang zu deinem Glücke. Höre, Jakob, du biſt nun ſo frey, als ich, und haſt keinen andern Herrn mehr, als Gott und die Geſetze. Gehe alſo in das andere Zimmer zu meiner Frau Phebe, deiner vormaligen Gebietherin, und zu meinem Vetter Robert. Sie ſind

im Begriffe, dir Deine Freylaſſung aufzuſetzen. So bald ich ſie werde beſiegelt und in Gegenwart einiger Zeugen unterſchrieben haben, kannſt Du ſie ſo wohl in die Bücher unſerer Douvriſchen Geſellſchaft, als in die Regiſter der Grafſchaft gerichtlich eintragen laſſen. Möchte Dich doch Gott ſegnen, Jakob, ſey verſtändig und arbeitſam, ſo ſollſt du in allem deinem Unglücke und Noth an deinem alten Herrn Walter Mifflin einen Freund finden.

Der durch einen ſo neuen, ſo rührenden, ſo unerwarteten Auftritt in Erſtaunen geſetzte Jakob ſchwamm eben ſo ſehr in Thränen, als wenn man ihm das größte Unglück angekündiget hätte. Die ſchnelle Wirkung des Erſtaunens, der Erkenntlichkeit und verſchiedener anderer Empfindungen verurſachten ihm ein Aufſchwellen des Herzens und brachten bey ihm ſo gar Verzuckungen hervor. Er weinte bitterlich und konnte kaum reden. „Ach, mein Herr, was ſoll ich „mit meiner Freyheit anfangen? Ich bin in „Ihrem Hauſe gebohren, ich habe in demſelben „jederzeit alles genoſſen, was man nöthig hat. „Wir arbeiten mit einander auf dem Felde, und „ich kann ſagen, daß ich eben ſo wohl für mich, „als für Sie, arbeitete; weil ich eben das Fleiſch „zu eſſen bekam und eben die Kleider anzuziehen „hatte. Wir giengen niemals zu Fuße in die „Kirche. Wir hatten den Sonnabend für uns. „Es fehlte uns an nichts. Wenn wir krank, „waren,

„waren, ſo kam unſere gute und liebreiche gebie„thende Frau an unſer Bette und ſprach uns „allezeit einen Troſt zu. . . Ach! mein lieber „Herr, wo ſoll ich hin, wenn ich frey bin? was „ſoll ich anfangen? Und wenn ich krank ſeyn „werde! . . . . Du kannſt es machen, wie die „Weißen, du kannſt dich bey ſolchen vermiethen, „die dir den ſtärkſten Lohn geben. In einigen „Jahren kannſt du dich ankaufen, kannſt her„nach eine Negerin heurathen, die ſo verſtän„dig und fleißig iſt, als du, kannſt deine Kinder „erziehen, wie ich dich erzogen habe; in der „Furcht Gottes und in der Liebe zur Arbeit. „Nachdem du frey und ruhig gelebet haſt, kannſt „du auch in Frieden ſterben. Du mußt deine „Freyheit ſchlechterdings annehmen, Jakob, „ich hätte ſie dir ſchon lange geben ſollen. „Möchte es doch Gott, der Vater aller Men„ſchen, verhütet haben, daß ſichs die Weißen „nie hätten einfallen laſſen, mit deinen Afrikani„ſchen Brüdern einen Handel zu treiben! Möchte „er allen Amerikanern das Verlangen einflößen, „unſerm Beyſpiele zu folgen! Warum ſollten „wir, die wir die Freyheit als das vornehmſte un„ter allen Gütern anſehen, ſie denen verſagen, „die ihr Leben bey uns zubringen?“

„— Ach, mein Herr, wie gut ſind Sie! „Ich werde Sie eben um des willen nicht ver„laſſen. Ich bin niemals wie ein Sklav behan„delt worden. Sie haben niemals anders mit

„mir geredet, als Sie mit den weißen Leuten „reden. Es iſt mir niemals, weder in geſunden, „noch kranken Tagen das Geringſte abgegangen. „Ich habe niemals mehr arbeiten dürfen, als „Ihre Nachbarn, die für ſich ſelbſt arbeiten. „Ich bin reicher geweſen, als verſchiedene „Weiße, welchen ich Geld geliehen habe; und „wie ſollte ich meine gütige und liebe gebiethende „Frau, die uns niemals befiehlt, ſondern uns „alles, was ſie verlangt, machen läßt, indem „ſie nur zu uns ſagt: Jakob, ich ſähe gerne, „daß du das oder das machteſt, wie ſollte ich „die verlaſſen können? Geben Sie mir, zum „Beyſpiele, was Sie wollen unter dem Namen „eines freyen Menſchen, oder eines Sklaven; „es verſchlägt mir wenig. Weil ich nicht anders „glücklich ſeyn kann, als bey Ihnen, ſo werde „ich Sie nie verlaſſen. — Nun gut, Jakob, „ich bewillige dir, was du verlangſt. Ich will „dich, wenn deine Freylaſſung rechtskräftig ge„macht worden, auf ein Jahr miethen; aber „nimm wenigſtens auf eine Woche Abſchied. „Es iſt das ein wichtiger Zeitpunkt deines Le„bens; begehe ihn alſo durch die Freude, durch „die Ruhe, durch was du willſt feyerlich. — „Nein, mein Herr, wir haben die Saatzeit, „ich will meinen Abſchied ſchon zu einer andern „Zeit nehmen. Laſſen Sie nur allein den heu„tigen Tag einen Feſttag bey der ſchwarzen Fa„milie ſeyn. Ich nehme alſo, weil Sie es ha„ben wollen, meine Freyheit an, und laſſe die

„erſte

„erſte Handlung, die ich als ein freyer Menſch „verrichte, dieſe ſeyn, daß ich, mein Herr, Ihre „Hand ergreife, und ſie in die meinigen drücke, „ſie zu meinem Herzen führe und darauf lege, „in welchem Jakobs Ergebenheit und Erkennt„lichkeit nicht eher aufhören ſoll, als bis es auf„hört zu ſchlagen. Die Zweyte laſſe ich ſeyn, „daß ich Sie verſichre, daß in der Grafſchaft „Kent kein Arbeiter ſey, der jemals fleißiger „ſeyn ſoll, als der, der ſich künftig den getreuen „Jakob nennen wird."

Kann der Menſch der Gottheit ein angenehmeres Rauchopfer bringen?

6. Bouſſard.

Der tapfere Bouſſard zu Dieppe wurde vor kurzem mitten in der Nacht gewahr, daß ein Fahrzeug untergieng. Nachdem er durch das Geſchrey der Verunglückten herbey gezogen worden war, die im Waſſer zappelten, ſo warf er ihnen Seile zu, mit denen er ſich jederzeit aufs ſorgfältigſte verſieht, und rief die Leute zu Hülfe, die ſich an dem Ufer befanden und ihn hören konnten. Die Dunkelheit war ſo groß, daß er die Verunglückten nicht erblicken konnte, und daß ſie ſelbſt mit groſſer Mühe etwas von der ſchwachen Hülfe ſehen konnten, die man ihnen anboth. Es befand ſich unter den ſechs

Leuten,

Leuten, die Schiffbruch gelitten hatten, der Sohn des tapfern Bouſſards, und dieſer war ſo geſchickt, daß er ein Seil erreichte; da er aber ein unglückliches Kind von 14. Jahren neben ſich erblickte, deſſen Kräfte erſchöpft waren, und das ſich von den Wellen forttreiben ließ, ſo hielt ers für ſeine Pflicht, es nicht zu verlaſſen. Er zog ihm das eine Ende des Seils unter die Arme, und ſich ſelbſt zog er es zwiſchen den Beinen durch; dieſe doppelte Bürde aber machte, daß es zerriß. Der, ſo es oben hielt, fieng an zu ſchreyen, und aus dieſem Schreyen erſah der tapfere Bouſſard den Vorfall. Er warf geſchwinde ein anderes hinein, das des Bouſſards Sohn ergriff, und, da er es, der Gefahr, der er ſich ausſetzte, ungeachtet nicht über das Herz bringen konnte, das Kind, das ihn ſchon wieder ins Meer gezogen hatte, den Wellen zu überlaſſen, es von neuem an dieſes zweyte Seil band und ſo glücklich war, es ſo gebunden auf den Damm über 18. Schu hoch von dem Meere heraufzuziehen. Drey andere wurden ebenfalls durch Hülfe der Seile Bouſſards aus dem Waſſer gezogen; aber der ſechste kam um. Wir dürfen hierbey anzuführen nicht vergeſſen, daß Bouſſard aus einem Triebe ſeiner thätigen Menſchlichkeit nicht ſo wohl die Rettung fünf Verunglückter, unter welchen ſich auch ſein Sohn befand, als den Verluſt des ſechsten zu Herzen genommen, und daß man viele Mühe gehabt, ihn deswegen recht zufrieden zu ſprechen.

Jo-

Johann Bauge.

Johann Bauge, ein Kind aus dem Hoſpitale zu Dijon, das zu Chevanay in die Koſt gethan worden war, wurde bis in das zwölfte Jahr ſeines Alters von der Frau erzogen, die ihn geſäuget hatte. Nachdem er darauf in Dienſte gebracht worden, ſo legte er alle Jahre einen Theil von ſeinem Lohne zur Unterſtützung ſeiner Pflegmutter zurück, und vergrößſerte dieſe Gutthat, je nachdem er einen größſern Lohn erhielt. Er hat dieſes Verhalten gegen ſie bis in das 37. Jahr ſeines Alters beobachtet, da er ſie eingebüſſet hat. Er hat ſie die 8. Monate, da ſie krank gelegen, warten laſſen. Er hat das kleine Vermächtniß, das ſie ihm zugedacht, ausgeſchlagen, um ihre Kinder nicht darum zu bringen, und weiter nichts, als eine alte Kiſte angenommen, die er zum Andenken dieſer Frau als etwas Schätzbares aufhebt. Der Pfarrer zu Chevanay, der durch ein ſo großmüthiges und ſo ſtandhaftes Verhalten gerühret worden, hat den Verwaltern des Hoſpitals davon Bericht erſtattet, welche den Johann Bauge haben kommen laſſen, und ihm, nachdem ſie ihn mit Lobſprüchen überhäufet, angekündiget haben, daß ſie ihm, wenn er ſeine eigne Haushaltung anfangen würde, ein Geſchenk von 200. Livres geben würden.

7. Brief des Herrn Abts le Monier an den Herrn Pfarrer zu Briquebec.

S. Sauveur, den 7. September, 1777.

Der Ort, von dem ich ſchreibe, ſagt Ihnen ſchon, mein Herr, daß ich mich mit Ihrer guten Tochter beſchäftige, und daß ich von ihr mit Ihnen reden will. Setzen Sie Sich alſo, und hören Sie mir zu.

Ich empfieng von Salency eine ſolche Schrift, wie ich ſie zu erwarten berechtiget war. Ich begab mich ſo gleich hierher. Ich ließ mein Erſtes ſeyn, daß ich Marie Anne Duval zu ſprechen verlangte. Es war mein Wille nicht, daß ihr ein anderer ihre Krönung bekannt machen ſollte, oder daß man ihr vorher von meiner Ankunft ſagen ſollte. Ich wollte ihre Haushaltung ſo ſehen, wie ſie wirklich iſt. Ich wollte mich an ihrem Erſtaunen ergötzen, und hören, was ihr die Natur eingeben würde, ehe ſie im Stande wäre, Ueberlegungen anzuſtellen. Es hatten drey Geiſtliche die Güte, mich in ihr Haus zu führen. Das, was ich ihr vorzuleſen hatte, hatte einen gröſſern Werth, als alle Komplimente, die ich ihr hätte machen können; ich richtete alſo auch meine Komplimente kurz ein, und las ihr das Zeugniß vor, das mir von ihrer Aufführung war überſchickt worden. Ich las ihr die Schrift von Salencey vor, die ſie des Kranzes würdig erkennt. Ich ſetzte hinzu,

daß

daß ich dem zufolge den Ueberſchlag machte, daß ihre Krönung Sonntags, den 15. September, vor ſich gehen würde. Ich ſagte ihr von der Ehre, die ihr widerfahren würde. Meine Reden machten ſie wehmüthig und unruhig, und brachten ſie aus der Faſſung, und ſie ſagte nichts ſonderlich Wichtiges zu mir. Ich war vielleicht auch Schuld hieran. Ich hatte ſie noch nicht ausgeforſchet, und wußte alſo auch keine rechte Frage an ſie zu thun. Vielleicht waren auch meine Blicke, da ich ſie auszuforſchen trachtete, allzuneugierig. Kurz, dieſes Mädchen war für mich ein muſikaliſches Inſtrument, aus welchem ich keinen Ton bringen konnte. Anſtatt daß ich hätte einen Laut aus ihrem Herzen hervorbringen ſollen, konnte ich nur in ihren Geſichtszügen leſen. Sie hat keine Gemüthseigenſchaften, nach welchen man ſie recht beurtheilen könnte. Sie iſt nur ſtill, gelaſſen und aufrichtig; und man ſieht dabey die Heiterkeit herrſchen. Dieſes Mädchen, das wirklich 50. Jahr alt iſt, muß in ihren Jugendjahren artig geweſen ſeyn; aber es giebt keine Schönheit, die nicht von Alter, Elend und ſchlafloſen Nächten ihren Glanz verlieren ſollte. Wir machten Bekanntſchaft. Sie erinnerte ſich, mich geſehen zu haben, da wir alle beyde noch Kinder waren. Was mich betrifft, ſo konnte ich mich deſſen nicht erinnern. Bey dergleichen allgemeinen Reden entſtand eine Art der Vertraulichkeit unter uns. Ich machte mir dieſelbe inſoferne zu Nutze, daß ich

ſie

ſie auf den Gegenſtand meiner Sendung führte. Ich betrachtete ihr und ihrer verſtorbenen Mutter Bett. Hier war nur Stroh, wie zu Briquebec. Wie, ſagte ich zu ihr, habt ihr und eure Mutter auf dergleichen Betten ſchlafen können? — Es war nicht das Bett Schuld daran, daß meine Mutter nicht ſchlafen konnte, ſondern ihre Schmerzen. — Und ihr? — O, was mich betrifft, ſo war es das Bette eben ſo wenig, indem ich auf einem Stuhle ſchlafen mußte. Denn bey meiner Mutter mußte ich immer auf den Beinen ſeyn, und zwar ganzer ſieben Jahre. — Ganzer ſieben Jahre? — In der letzten Zeit, da es mit ihr zum Sterben kam, durfte ich in vier Wochen die Kleider nicht vom Leibe bringen, und darauf ſtarb ſie. — Eure Mutter hat alſo wohl viel auszuſtehen gehabt? — Ach! mein Herr, wenn Sie wiſſen ſollten. . . . Der Herr Arzt Ribet, der ſie beſucht hat, ſagte beym Weggehen: „eine Frau, die alle Tage ſechs „Kinder zur Welt brächte, hätte nicht ſo viel „auszuſtehen.“ — War ſie bey ihrem Leiden geduldig? — Das war nicht möglich. — Und ihr, hattet denn ihr bey ihr Geduld? — Ich hatte ſie nicht allezeit. Eines Tages, da ſie ihr Deckbette und ihre Kleider mit Schreyen zerriß, ſagte ich zu ihr: „wenn das ſo fortwährt, ſo muß ich davon gehen.“ Sie fuhr aber immer fort, und ich gieng die Treppe halb hinunter. Es hat mich ſehr oft gereuet und reuet mich noch immer. — Und kamet ihr denn gar

nicht

nicht mehr von ihr weg? — Nein, auſſer wenn ich Sonntags in die Meſſe gieng. — In die Meſſe und Veſper? — In die Veſper gieng ich nicht, ich gieng nur vor Tages in die Meſſe. — Ihr wohntet dem übrigen Gottesdienſte nicht bey? — Nein, ich hörte es, wenn dazu dazu geläutet wurde, ſah auch die Leute, die hinein giengen, durch das Fenſter. Ich ſagte bey mir: Dieſe Leute ſind ſehr glücklich! aber ich wußte wohl, daß ich nicht hineingehen durfte. — Weinet nicht, gutes Mädchen, ich will euch nicht mehr an eure Mutter gedenken. Laſſet uns von euch reden. Auſſer der Ehre, die euch zugedacht iſt, habe ich euch auch noch Unterſtützung auszuzahlen. Womit machen wir den Anfang? Laſſet uns ſehen, was ihr am allernöthigſten brauchet. Ihr müſſet euch fürs Erſte weiß kleiden laſſen, ihr brauchet Schue anſtatt eurer hölzernen Schue, und ſo weiter. Das wird nicht viel Zeit erfordern. Aber hernach; laſſet uns ſehen, was euch fehlt. — Es fehlet mir nicht das Geringſte. — Wie, nicht das Geringſte! Ihr habt wenigſtens Tellertücher nöthig; denn ich ſehe da euer Brod blos auf einem Brete liegen, es iſt ganz aufgeſprungen. Ihr habt Tellertücher nöthig, es darein einzuwickeln. — Ich habe Tellertücher dazu, ich habe deren zwey, ſie ſind aber in der Wäſche. — Ihr brauchet alſo keine Tellertücher, ihr habt aber andere Dinge nöthig, und ich habe Geld, das ich für euch anwenden muß. — Ich bin

Ihnen ſehr verbunden. — Aber das Geld iſt das eurige. — Nun gut, mein Herr, wenn Sie mich glücklich machen wollen. . . . — Ganz gewiß, was muß ich thun? — Verſchaffen Sie mir Arbeit. — Was arbeitet ihr? — Da hier ſteht mein Spinnrad. Ich habe noch vierzehen Tage zu ſpinnen. Wenn ich damit fertig worden bin, ſo weiß ich weiter nicht, wo ich dergleichen wieder bekommen ſoll, und muß Hungers ſterben. Verſchaffen Sie mir Arbeit. — Und wie viel verdienet ihr an einem Tage? — Drey Sous. — Ich will euch Arbeit verſchaffen und ſie euch beſſer bezahlen. Aber saget mir, wie fienget ihr es an, daß ihr eure Mutter alle Tage mit drey Sous erhalten konntet? — Ich brauchte ſo viel, ihr Milch zu kaufen; denn ſie nahm nichts zu ſich, als Milch. — Ihr aber? — Meine Schweſter half mir. Sie gab mir 17. Livres zur Bezahlung der Stube; und hernach 8. Livres zur Erkaufung des Getreids. — Wie viel Lohn hat eure Schweſter in ihrem Dienſte? — 40. Livres. — Sie gab euch fünf und zwanzig davon und behielt nur funfzehen übrig. Sie verdient aber billig auch etwas, eure Schweſter. Es iſt nöthig, daß ſie eurer Krönung beywohne, und daß ich ſie kleide. Laſſet uns zu ihr gehen.

Wir giengen fort und nahmen die Schweſter im Vorbeygehen mit. Wir giengen alle zuſammen hin und nahmen Tuch und Leinwand

aus.

aus. Indem man Catun zur Bekleidung des künftigen Roſenmädchens abmaß, ſah ich, daß ſie ein braunes Tuch angriff, das bey der Kaufmannsfrau befindlich war. Ich ſagte zu dem guten Mädchen: hättet ihr vielleicht dieſes Tuch da lieber? — Ja, ſagte ſie zu mir, weil es nicht ſo ſehr ſchmutzet und im Winter wärmer hält. Ich habe, mein Herr, ohne Sie um Rath zu fragen, von dieſem Tuche zu einem zweyten Kleide ausgenommen, und das arme Mädchen iſt wegen Ihrer Gütigkeiten ganz beſchämet. Ich gab der dienenden Schweſter zu erkennen, daß ſie dieſes Jahr die ſiebenzehen Livres für die Stube nicht bezahlen ſollte, ſondern daß ich es thun wollte. Sie wußte nicht, wie ſie ihre Erkenntlichkeit genugſam bezeigen ſollte; und dennoch war die Dankbarkeit dieſer beyden Mädchen noch nicht aufs Höchſte geſtiegen. Da alles eingekauft und bezahlt war, ſagte ich zum Roſenmädchen: nun ſind alle Ausgaben beſtritten; ich habe aber noch Geld übrig, was ſoll ich damit anfangen? — Ich habe nicht das Geringſte mehr nöthig. (Sie ſah aber dabey verlegen aus) — Ihr habt nicht das Geringſte mehr nöthig, und ſo wäre es gut; aber dieſes Geld iſt euer, ich muß es euch geben. — Mir! — Ja, ja, euch. — Iſt es viel? — So ziemlich. — Ach! mein Herr, wollten Sie die Güte haben, mir ein groſſes Vergnügen zu machen, und mir aus einer groſſen Noth zu helfen? — Sehr gerne? was ha-

be ich zu thun? — Mein Vater iſt vor zwanzig Jahren geſtorben, er hat Schulden hinterlaſſen, bezahlen Sie die Schulden meines Vaters.

Urtheilen Sie, mein Herr, von meiner Verwunderung bey dieſen lezten Worten. Das Mädchen nahm ſie nicht wahr, denn ſie hatte ſich umgedrehet und die Augen niedergeſchlagen. Sie ſtand unbeweglich, wie einer, der ſein Urtheil erwartet. Dieſer Umſtand gab mir Zeit, wieder zu mir zu kommen, und ich nahm es auf mein Gewiſſen, daß ich zu ihr ſagte: „euer „Vater iſt vor zwanzig Jahren geſtorben, ihr „habt nichts von ihm geerbet, vergeſſet ſeine „Schulden, ſie gehen euch nichts an.“ Ach! a, mein Herr, ſeitdem wir ihn eingebüſſet haben, habe ich mir allezeit vorgenommen, daß ich, wenn ich es einmal im Stande wäre, ſeine Schulden bezahlen wollte. Ich habe es auch meiner armen Mutter noch vor ihrem Tode verſprechen müſſen. Bezahlen Sie meines Vaters Schulden. — Wie viel Vergnügen machet ihr mir, gutes Mädchen, ich will ſie bezahlen, gebet mir ſie nur an.

Machen Sie Sich, mein Herr, einen rechten Begriff von der Seele dieſes Mädchens, ſo werden Sie Sich auch den Zuſtand vorſtellen können, in dem ſie ſich befand. Dergleichen habe ich noch nie erfahren.

Einer

Einer von den Geiſtlichen hat es übernommen, ein Verzeichniß dieſer Schulden zu machen. Das Gedächtniß der beyden Mädchen war das Regiſter davon. Eine iſt der andern ſchuldig. Sie waren nur darüber ängſtlich, daß ſie etwas vergeſſen möchten. Wären Geſetze, Kontrakte, Notarien nöthig, wenn alle Menſchen dächten, wie dieſe Mädchen?

8. Siebenzehender Unterricht.

D. Wir können von den Wahrheiten, die wir in den vorhergehenden Unterweiſungen erkläret haben, nicht genugſam durchdrungen und überzeuget werden. Es kömmt unſer Glück darauf an und unſer Leben ſteht damit in Verbindung. Was für Empfindungen haben dieſe Unterweiſungen bey dir hervorgebracht?

R. Das Verlangen, mein Glück in der Ausübung der Tugend zu ſetzen. Ich ſehe ein, daß ſie ihre Ergötzlichkeiten und Vergnügungen habe, welche rein und dauerhaft ſind; und das Laſter, das Ergötzlichkeiten, die nur einen Augenblick dauern, zuwege bringt, läßt die Bitterkeit der Reue zurück und macht allezeit unglücklich.

— Es iſt gewiß, daß uns Neigungen angebohren ſind, die wir zu bekämpfen ſchuldig

 ſind,

ſind, oder die uns unglücklich machen würden. Dieſer und jener Menſch würde ſich, wenn er ſeiner Neigung zum Lügen, zur Unmäßigkeit, zur Faulheit und zu unflätigen Ergötzlichkeiten nicht widerſtanden hätte, in ſeinen und anderer Augen verächtlich gemacht, er würde ſich allerley Unglück zugezogen, er würde ſich den verächtlichſten Thieren gleich gemacht haben, und elend geworden ſeyn. Eben ſo verhält ſichs mit dem Zorne, mit dem Neide, mit der Bosheit. Die Erziehung giebt uns dieſe Laſter und das Unglück, das ſie nach ſich ziehen, zu erkennen; aber nur unſere innerliche Empfindung giebt uns die Stärke, zu widerſtehen und uns zu beſſern. Wir können daher dieſer Empfindung nicht genug Gehör geben, ſie nicht genug aufklären und befeſtigen. Glaubeſt du, daß ſie dir bey deinen Pflichten gegen deinen Nächſten zum Wegweiſer dienen können?

K. Eben alsdenn, wenn ich den Empfindungen meines Herzens und den Neigungen meiner Seele Gehör gebe, liebe ich meinen Nächſten, ich habe ein Verlangen nach ſeiner Hochachtung und nach ſeinem Wohlwollen. Ich habe den Willen, mich zu beſtreben, ſie zu erlangen, ich habe ſie nöthig, wenn ich glücklich ſeyn will. Bin ich gottlos, warum ſollten es andere nicht auch ſeyn können? Es iſt unmöglich, Böſes zu thun und dabey glücklich zu ſeyn.

— Wir

— Wir müſſen über dieſes die Pflichten recht erkennen lernen, zu welchen wir nach den verſchiedenen Verhältniſſen verbunden ſind, denen wir in der Geſellſchaft ein Genüge zu leiſten haben. Es iſt unſer Erſtes, daß wir Gegenſtände des Mitleidens, des Erbarmens und der zärtlichen Liebe derer ſind, die in unſerer Kindheit für uns Sorge tragen; wir gewöhnen uns an den Genuß derſelben, wir ſehen ſie als Rechte an, deren man uns nicht berauben darf, und oft werden wir bey dem Genuſſe der Güte anderer gottlos. Wehe denen, die ſich von dieſem Irrthume und Verderben hinreiſſen laſſen. Nehmen wir an Jahren zu, ſo ſehen wir gar bald, wie unglücklich wir ſind, da wir den Empfindungen unſers Herzens in Abſicht deſſen, was wir andern ſchuldig ſind, nicht mehr Gehör gegeben, ſie nicht beſſer in Acht genommen haben. Unſere Bedürfniſſe dauern fort, und wir wünſchten noch immer, eben dieſelbe Sorge für unſer Beſtes, eben daſſelbe Mitleiden in unſerm Unglücke, eben dieſelbe Gefälligkeit gegen unſere Wünſche zu finden. Das Bedürfniß, geliebet, hochgeachtet zu werden, wird dringender, und wenn wir die Tugenden nicht beſitzen, durch welche wir uns dieſes Glücks würdig machen, ſo befinden wir uns als Feinde mitten unter unſers Gleichen. Anſtatt daß wir uns der Vortheile der Geſellſchaft zu erfreuen haben ſollten, treffen wir in derſelben nur Verdrießlichkeiten und Beſtrafungen unſerer Fehler und Laſter an.

§. Wir haben nicht nöthig, einen beſondern Fleiß auf die Erlernung unſerer Pflichten zu verwenden, es zeigt ſie uns ſchon die bloſe Vernunft. Die Vernunft beſteht in der Erkenntniß der Dinge und ihrer Beſchaffenheit, und ſie leitet uns dem zufolge. Wir wiſſen wohl, was wir zu thun haben, wenn wir hungerig ſind: eben ſo wiſſen wir alſo auch, wozu wir nach allen unſern Verhältniſſen, und in allen Ständen, in welche wir uns geſetzt ſehen, berufen ſind. Ein guter Vater, eine liebreiche Mutter, folgſame und gehorſame Kinder, ein mildthätiger Reicher, ein arbeitſamer und gelaſſener Armer ſind alſo Begriffe, die wir uns ganz natürlich in unſerm Verſtande machen, und denen wir unſern Beyfall geben. Das Gegentheil iſt uns zuwider, unſere Empfindung entzieht ſich demſelben, unſer Gewiſſen empört ſich, wenn wir von dieſen Wahrheiten abweichen. Die Wahrheit muß daher jederzeit die Richtſchnur unſers Verhaltens ſeyn. Unſer Glück kann nicht mit dem beſtehen, was der Wahrheit und der Natur der Dinge zuwider iſt.

9. Das

9. Das Schreyen der Gerechtigkeit.

Ein Engliſches von Nordamerika abgegangenes Schiff hielt ſich in Guinea auf, trieb daſelbſt einigen Handel, und ſah ſich genöthiget, einen von ſeinen Wundärzten, welcher krank war, da zu laſſen. Murray (dieß war ſein Name) wohnte in dem Hauſe eines Schwarzen, der Cudjoc hieß, und erwartete in demſelben ſeine Wiederherſtellung ſo wohl, als eine günſtige Gelegenheit, wieder in ſein Vaterland zurückzu gehen. Er zeigte ſeinem Wirthe dankbare Geſinnungen, und hatte ſich dadurch ſeine Zuneigung erworben. Es kam ein Holländiſches Schiff in dieſe Seegegenden und wurde daſelbſt leck. Die Neubegierde trieb einige Schwarze an, ſich auf das Schiff zu begeben; auf welchem ſie aber gefangen und an Ketten geleget wurden, und die Räuber fuhren mit ihrer Beute davon. Es iſt das in der That kein Werk der Gerechtigkeit; aber die Europäiſche Habſucht hat ihre Ohren ſchon lange vor dem Schreyen verſtopfet, das von dergleichen Treuloſigkeiten zeuget.

Die Anverwandten und Freunde dieſer unglücklichen Schlachtopfer empfinden über dieſe Verrätherey einen lebhaften Unwillen, ſie fangen für Wuth an zu heulen, verſammeln ſich und ſchwören, ſich an dem erſten Europäer zu rächen, der von ungefähr auf ihre Küſten kommen würde. Einer aus dem Haufen ruft in einer freudigen

Entzückung aus: meine Freunde, wir können dieſe ſo gerechte Rache ſchmecken! wir können unſern Durſt nach dieſem Blute ſtillen, das ſo verhaßt iſt und von dem ich unſere Ufer ſo gerne überſchwemmt ſehen möchte! Laßt uns zum Cudjoc laufen, laßt uns zu ihm hineilen, wir werden bey ihm eines von dieſen Europäiſchen Ungeheuern antreffen, und ein jeder von uns ſoll ihm ein Glied vom Leibe reißen.

Der Vorſchlag wird mit einem allgemeinen Freudengeſchrey angenommen. Sie baden ſich ſchon in dem verwünſchten Blute, gerathen in einen und denſelben Eifer und machen ſich alle aufs eilfertigſte auf den Weg, der zu der Hütte ihres Kameraden geht. Sie kommen bey derſelben an, die Luft erſchallt von einem tauſendfältigen Geſchrey: — gieb uns den Murray heraus! gieb uns den Murray heraus! damit wir ihn umbringen, damit wir ihn mit Stichen durchbohren können! Cudjoc hält ſie vor ſeiner Thüre auf und fragt ſie ganz gelaſſen: was hat euch denn dieſer Weiße gethan, daß ihr euch vorgenommen habt, ihm das Leben zu nehmen? Was er uns gethan hat, ſchreyen ſie alle mit einander? Weißt du denn nicht, daß ſeine Brüder, die Weißen, unſere Anverwandten, unſere Freunde mit Gewalt entführt haben, welche ſie freſſen wollen? Dieſe Weißen, antwortet der rechtſchaffene Cudjoc, auf eine eben ſo gelaſſene Art, ſind unſtreitig Böſewichter, welche verdienten, von uns umgebracht zu werden, wenn ſie

uns

uns in die Hähde fielen; der Weiße aber, der in meinem Hauſe iſt, iſt kein Mitſchuldiger von ihnen, er hat euch nicht das Geringſte zu Leide gethan; ihr müſſet es ihm alſo auch nicht thun. — Aber er iſt ein Weißer. — Wie! ihr wolltet die Grauſamkeit begehen, einen Menſchen umzubringen, lediglich darum, weil er ein Weißer iſt? Wiſſet ihr denn nicht, daß ihr eine entſetzliche Ungerechtigkeit begehen würdet, wenn ihr euch dieſer Mordthat ſchuldig machtet? Noch einmal, er hat euch nicht das Geringſte gethan.

Dieſe Wüthenden wollen die Thür aufbrechen. Der großmüthige Cudjoc aber, der noch immer nicht aus der Faſſung gekommen war, verſetzt hierauf, aber mit gröſſerm Eifer: — Ich habe euch geſagt, daß dieſer Weiße ein rechtſchaffener Mann iſt; ich will aber noch hinzu ſetzen, daß er mein Freund iſt, daß mein Haus das ſeinige geworden iſt, und daß ich ihn bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen muß. Habt alſo das Herz, ungerecht zu handeln, erſt mich umzubringen, ehe ihr ihn eurer blinden Wuth aufopfert. . . . Ja, da iſt mein Herz, ſtoſſet zu. Ey! welcher rechtſchaffene Mann würde künftig bey mir einkehren, wenn ich geſtattete, daß mein Wohnhaus mit unſchuldigem Blute beflecket würde?

Dieſe letzten Worte thun auf einmal der Hitze dieſer wüthenden Leute Einhalt. Man

hätte

hätte ſagen ſollen, es hätte ein Gott mit ihnen geredet, hätte plötzlich ihre Gemüther geändert. Sie gehen beſtürzt, und wegen des Anſchlags, um deſſen willen ſie ſich verſammlet hatten, einigermaaßen beſchämt hinweg.

Einige Tage darauf wurde Murray wieder herzhafter und wagte es, wieder ein wenig aus der Hütte heraus zu gehen. Es laufen Schwarze auf ihn zu, er geräth von neuem in Furcht und will die Flucht ergreifen. Fürchte dich vor nichts, (ſagen ſie zu ihm und reichen ihm die Hand,) es iſt uns ſehr lieb, daß wir dich neulich nicht in unſerer Gewalt gehabt haben. Es dürſtete uns nach deinem Blute und wir würden es bis auf den letzten Tropfen vergoſſen haben. Nunmehro aber würde es uns ſehr leid ſeyn, weil uns Cudjoe geſagt hat, du wäreſt ein rechtſchaffener Mann, ob du gleich ein Weißer biſt; und es iſt eine Miſſethat, wenn man rechtſchaffene Leute umbringt; es iſt das nicht recht.

10. Anekdote von dem Saſſafras und dem wilden Weinſtocke.

Da ich mich eines Tags mit meiner Tochter Fanny in den Gehölzen meiner Pflanzung befand, erblickte ich einen jungen Saſſafras, der drey Zoll im Umfange hatte, und acht Schu hoch war. Er war jung, friſch und ſtark. Es

hatte ſich ein ſchwacher Weinſtock um ſeinen Stamm geſchlungen, und fieng an, ſeine Zweige mit den Zweigen des Saſſafras zu vermengen. Was für eine ſonderbare Vereinigung, ſagte ich bey mir ſelbſt! was für ein Spiel des ungefähren Zufalls! Der erſte ſcheint zur Unterſtützung des zweyten gepflanzet worden zu ſeyn. Was hätte dieſer ſchwache Weinſtock ohne den Beyſtand und die Unterſtützung des Saſſafras anfangen wollen? Alle dieſe Begriffe erregten in mir einen andern; und ich muß Ihnen geſtehen, es war das einer der angenehmſten und ſüſſeſten, die mir ſeit langer Zeit in mein Gemüth gekommen waren. Ich befahl dem Neger, das erforderliche Werkzeug zu hohlen; und ſo bald er wieder gekommen war, ſo hoben wir dieſe merkwürdige Erſcheinung mit aller erſinnlichen Behutſamkeit mit der Wurzel aus. — Was willſt du denn mit dieſem Saſſafras anfangen, mein Vater, wir haben deren ja ſchon ſo viele auf unſern Aeckern und in unſern Zäunen? Meine Mutter wird lachen, wenn ich ihr alle die Mühe erzählen werde, die du dir gegeben haſt. — Nein, nein, meine Tochter, ſie wird nicht darüber lachen, das weiß ich gewiß. Ich arbeite für dich, bleib du nur bey mir; du ſollſt ſehen, was ich mit dieſem beſchützenden Baume anfangen will. Ich ſetzte ihn an den Ort, wo ſich die beyden groſſen Alleen in meinem Garten einander durchſchnitten. Ich ließ meine ganze Familie dahin kommen. Das Loch war gar bald gemacht

und der Saſſafras hineingepflanzt. So bald dieſe Arbeit verrichtet war, ſo nahm ich ſie in meine Arme und ſagte zu ihr: komm, meine Tochter, und merke wohl, was dir dein Vater ſagen will; denn dich geht meine Rede beſonders an. Präge dir meine Worte tief in dein kleines Herz, damit du Zeitlebens an dieſelben mögeſt denken können. Höre! ich habe dieſe beyden Bäume an den Ort gepflanzt, da du ſie ſiehſt, damit ſie ein lebendiges Denkmaal der Freundſchaft, die ich gegen Dich hege, werden mögen. Möchten ſie doch in dem nächſten Frühling wieder Wurzeln ſchlagen und ſtärker, als jemals, wachſen! Du ſiehſt dieſen Saſſafras, wie er mit dem jungen Weinſtocke beladen iſt. Das bin ich, dein Vater, der ich dich ſo oft auf meinen Pflug geſetzt habe, der ich dich ſo manches mal in die Schule und an andere Orte, wo du hin wollteſt, getragen habe, und der ich dich noch ſo oft auf meinen Knien ſitzen laſſe. Du ſiehſt dieſen jungen Weinſtock wohl, deſſen Stamm und Zweige von dieſem Saſſafras ſo glücklich getragen werden. Das biſt du, meine Tochter! So wie du, wenn du mich umarmeſt, wenn du mir ſagſt, du liebteſt mich, wenn du deine Arme um meinen Hals ſchlingeſt: eben ſo breitet er ſeine krummen Zweige aus, er ſchlinget ſie durch eine Menge kleiner Bänder um die Zweige ſeines Freundes und Beſchützers. Merke dir, Fanny, ſie ziehen alle beyde ihre Nahrung aus einem und demſelben Boden und von einem und demſel-

demſelben Orte. Der Himmel kann ſeinen Thau nicht über den einen ausſchütten, ohne auch den andern fruchtbar zu machen. Ihre Vereinigung hat ihren Anfang genommen, gleich da ſie Wurzeln geſchlagen haben, welche, wie du geſehen haſt, mit einander vermiſchet ſind. Sie iſt bey ihrem Wachsthum noch vertrauter geworden. Sie iſt von unten hinauf zum Stamme, und vom Stamme zu den Zweigen geſtiegen. Künftigen Sommer wirſt du ſehen, wie ihre Blätter, ihre Blüthen und ihre Früchte unter einander vermiſchet und vermenget ſeyn werden. Es wird alsdenn der mit dem gewürzhaften Geruche des Saſſafras vereinigte gute Geruch des Weinſtocks deinen Sinnen ein noch rührenderes Sinnbild von unſerer Vereinigung und von unſerer unzertrennlichen Freundſchaft werden. Sie wird ſich nicht eher endigen, als im Tode, ſo wie dieſer vermiſchte Wohlgeruch nicht eher aufhören wird, als bis er verflogen ſeyn wird. Einen ſolchen Gegenſtand wird dir jeder Frühling zu deiner Betrachtung an die Hand geben.

Wenn ich nicht mehr am Leben und du die Beſitzerin dieſer Pflanzung ſeyn wirſt, ſo ſage alsdenn zu deinen Freunden, Nachbarn und Kindern Folgendes. Mein Vater pflanzte dieſen Baum am 4. October 1774, und wiedmete ihn in Gegenwart meiner Mutter und meiner beyden Brüder zu einem Denkmaale ſeiner väterlichen Freundſchaft gegen mich. Er nannte ihn

ihn den Baum der Fanny, das war ein Lieblingsbegriff ſeines Herzens. Ich war mit ihm im Walde und beſchäftigte mich damit, daß ich ſeine Lehren anhörte, da er von ungefähr dieſen Saſſafras und Weinſtock antraf, den ihr an heute ſo groß und hoch vor euch ſtehen ſehet. Merke dir, meine Tochter, ſagte er zu mir, nachdem er ſie verpflanzet hatte, eben ſo, wie dieſer junge Saſſafras dieſen ſchwachen Weinſtock trägt, eben ſo habe ich dich von deiner zarteſten Kindheit an geliebet und getragen Eben ſo, wie dieſer Weinſtock jederzeit unfruchtbar und verachtet auf der Erde hingewachſen ſeyn würde, eben ſo würde ich ohne ſeine tägliche Unterſtützung, ohne die Sorgfalt, die er auf meine Erziehung verwendete, eine unwiſſende und ſchlecht erzogene Frau geworden ſeyn. Möchteſt du doch, fuhr er fort, unter dieſem väterlichen Dache wachſen und blühen, gleich wie dieſe beyden Bäume in dieſem neuen Boden wachſen und blühen werden. Willſt du an das alles denken? — Was das betrifft, ja, mein Vater. — Sie verſiegelte ihr Verſprechen mit ihren Thränen, mit welchen ich die meinigen zu vermiſchen mich nicht enthalten konnte. Das waren die angenehmſten, die ich in vielen Jahren vergoſſen hatte.

11. Von den Umgängen in Provence. (Gefangene in der Barbarey.

Der Urſprung der Umgänge iſt ſchon in dem Anfange des Heydenthums zu ſuchen. Zu Lacedämon hielt man an einem der Diana gewidmeten Tage einen feyerlichen Umgang. Virgilius thut in ſeinen Büchern vom Ackerbaue eines Umgangs Meldung, der alle Jahre der Ceres zu Ehren eingeführt geweſen.

Ovidius ſetzt hinzu, es wären diejenigen, die ihnen beygewohnet, weiß gekleidet geweſen und hätten brennende Fackeln getragen.

Es war eine Zeit, in welcher die Menſchen das Hülfsmittel der Druckerey noch nicht hatten, und nur die Spiele und öffentlichen Schauſpiele als Mittel anſahen, das Gedächtniß groſſer Begebenheiten auf die Nachkommenſchaft zu bringen. Die Religion hielt es nicht für unanſtändig, ſich auch mit in dergleichen Feyerlichkeiten zu mengen. Es giengen meiſtentheils die Opfer und die Umgänge ſelbſt vor den öffentlichen Uebungen bey dergleichen Gelegenheiten vorher, oder ſie folgten auf dieſelben. So wurden die Feſte Griechenlandes oder Auſoniens faſt alle zum Gedächtniſſe der Helden oder eines den Nationen wichtigen Zeitpunkts gefeyert.

Es geſchah nicht eher, als gegen die Zeiten des h. Ambroſius, daß dieſe Gebräche des Heydenthums anfiengen in der chriſtlichen Religion eingeführt zu werden.

Anfänglich zog das Volk aus groſſen Stätten, dergleichen Rom, Alexandrien und Byzanz waren, dem Hauptpfarrer nach, wenn er zu einer beſondern Kirche eine Bethfahrt hielt, und das waren wahrſcheinlich die erſten unter allen Umgängen. Nachdem hierauf die öffentlichen Landplagen den Erdboden verheerten, ſo verſammleten ſich die Menſchen, die immer andächtiger ſind, wenn ſie in Unglück und Noth ſtecken, auf den Zuruf der heiligen Biſchöffe; und zogen, eben als wenn der Anblick ihrer vereinigten Noth fähiger ſeyn würde, den Zorn des Himmels zu beſänftigen, durch die Dörfer und ſchütteten Thränen und Gebeth über die unter dem Fluche liegenden Ernten aus. Denn eben ſo führte der heilige Mamert, Biſchof zu Vienne, die Bethfahrten im Jahre 469. ein. Die übrigen ſeit jenen alten Zeiten gebräuchlichen Umgänge haben in unſern Städten das Gepräge des Jahrhunderts behalten, in welchem ſie aufgekommen. Einige ſetzen Gelübde zum Grunde, andere ſind kriegeriſch, bey einigen, die zu Pferde geſchehen, erblickt man die Vorſtellung unſerer Geheimniſſe auf eine nur gar zu ungereimte und unanſtändige Art mit den Ausſchweifungen der heydniſchen Götterlehre vermiſcht. Aber ein recht majeſtätiſcher Umgang iſt derjenige, deſſen

rührenden Aufzug ich zu Marſeille im Jahre 1758. oder 59. ſelbſt mit angeſehen habe.

Es wird Ihnen wenigſtens dem Namen nach der nützliche und folglich auch ehrwürdige Orden bekannt ſeyn, welchen Peter Nolaskus, (ein Languedocker) und Freund Simons von Montfort, und Jakobs, Königs von Arragonien um das Jahr 1200. ſtiftete. Sie werden auch wiſſen, daß dieſe Geſellſchaft, welche Anfangs nur die Religion und das Kriegsweſen zum Gegenſtande hatte, zur Erlöſung der gefangenen Chriſten gewiedmet worden, die in die türkiſche Sklaverey gerathen waren. Bey nahe um eben dieſe Zeit ſtiftete Johannes von Matha (ein Provencer) mit Felix von Valois auch zur Erlöſung der Gefangenen den Orden der Dreyeinigkeit, der von dem zwölften Jahrhunderte an zu Paris unter dem Namen der Mathuriner bekannt war. Kurz um, das ſind eben die rechtſchaffenen Ordensbrüder, die von Zeit zu Zeit in Provence das tröſtliche Schauſpiel geben, von dem ich Sie unterhalten will.

Dieſe bürgerlichen Mönche wiedmen den dritten Theil ihrer Einkünfte zu dem Werke, zu welchem ſie beſtimmet ſind. Sie ſind die Schatzmeiſter der häufigen Almoſen, die ihnen diejenigen Leute anvertrauen, deren Empfindſamkeit ſo weit geht, daß ſie ſich die Noth, die ihre Brüder in Afrika und Aſia auszuſtehen haben,

zu Herzen gehen laſſen. Wenn dergleichen Summen ſich ſo hoch belaufen, daß man die Loskaufung einer gewiſſen Anzahl Gefangener damit unternehmen kann, ſo verlaſſen dieſe ehrwürdigen Väter ihr Vaterland, fahren über die Meere, und gehen zur Erhaltung der Freyheit der Sklaven herzhaft in alle Rathsverſammlungen der Barbarey. Nach einigen Monaten und überſtandenen vielfältigen Gefahren, kommen ſie nach Marſeille oder Toulon, gemeiniglich aber mehr in die erſtere dieſer beyden Städte, zurück, und ihre Ausſchiffung iſt ein wahrer Triumph. Sie gehen alsdenn als angebethete Eroberer vor den unglücklichen Schlachtopfern her, die durch die chriſtliche Mildthätigkeit dem allerunbarmherzigſten Herrn entriſſen worden, und unſere wehmüthigen Bürger ſind alsdenn Zeugen von dem allererhabenſten Umgange. Die Kreuze, die Paniere, die Fahnen, die Querpfeifer und Pauken gehen vor dieſem Gefolge voraus und kündigen es mit Pracht und Getöſe an. Hierauf kommen die armen Gefangenen, je zwey und zwey, in rothen oder braunen Röcken und tragen noch die Ketten ihrer Sklaverey. Sie laſſen die grauſamen Verſtümmelungen ſehen, die ſie des geringſten Verſehens wegen von den Türken leiden müſſen, und flehen dabey das Volk um Mitleiden an. Einige ſind an den Backen gebrandmarket, andere durch tiefe Einſchnitte an dem Kopf und an den Armen verſtümmelt; jenen ſind länglich viereckigte Figuren ein-

eingeſchnitten, oder ihnen die Ohren abgeſchnitten; dieſe haben die Zunge nicht mehr, und können, wenn ſie den Mund öffnen, nur undeutliche Töne hervorbringen; faſt alle aber ſind ſie kahl, und von der Hitze der Sonne, die in Afrika ſenkrecht ſteht, kohlſchwarz gebrannt, und von der ſchwerſten Arbeit des Ackerbaues abgezehret und ausgedorret. Sie vergieſen zwar alle Freudenthränen, weil ſie die Mauern ihres lieben Vaterlandes wieder zu ſehen bekommen; aber ach! die, ſo in den Ketten alt geworden, befinden ſich mitten in demſelben fremde und ſo zu ſagen ihrer eigenen Mutter unbekannt. Was ſoll, da ſie Leuten eines andern Jahrhunderts oder aus einer andern Halbkugel der Erde ähnlich ſind, aus ihnen werden, was ſollen ſie in einem Alter anfangen, in welchem die Bedürfniſſe zu- und die Kräfte abnehmen? . . . Wir wollen ſie aber nicht länger beklagen. Die mildthätigen Väter der Gnade tragen Sorge für ſie und nehmen ſie in Anſehung ihres Unterhalts in Schutz. Sie führen dieſe unglücklichen Leute überall hin. Der Anblick eines ſo groſſen Elendes rührt alle Herzen. Man macht ſich die kurzen Augenblicke, in denen das Mitleiden ſichtbar iſt, zu Nutze; man ſäumet nicht, ehe die koſtbaren Thränen, welche flieſen, wieder vertrocknen, zu bitten, anzuhalten und reichliche Gaben mit Mühe beyzubringen, welche zur Hülfe dieſer kranken und alten Leute angewendet werden, welche ſie von der Verzweiflung retten

und verurſachen, daß ſie ihren Erlöſern tauſend Segen wünſchen.

Ich werde nicht nöthig haben, Ihnen zu ſagen, daß in der Zeit, da dieſer ſo erbärmliche Umgang eben vor ſich geht, unzähliche Menſchen zu ſehen ſind. Die Fenſter aller ſchönen, hohen und nach einem richtigen Ebenmaaße gebaueten Häuſer geben den ſeltenſten und wunderſamſten Anblick. Die Menſchenfreundlichkeit, die Großmuth, und alle Tugenden, die den Menſchen veredeln, leuchten aus allen Geſichtern hervor; und die Hälfte der Zuſchauer kann ſich nicht enthalten, ſich ganz frey dem ſo ſüſſen Vergnügen zu überlaſſen, Thränen der Wehmuth ohne weitere Unbequemlichkeit, als daß ſie abgetrocknet werden müſſen, zu vergieſen.

Ich liebe mein Vaterland zu ſehr, als daß ich Ihnen hier den ſeltſamen Umgang beſchreiben ſollte, der bey der Herbeykunft des Frohnleichnamsfeſts ſo viele Maulaffen nach Aix zieht. Wenn man die beſondern Umſtände und die Geheimniſſe deſſelben recht gründlich einſehen lernen will, ſo kann man die gelehrte Schrift des Herrn Gregorius zu Rathe ziehen. Dergleichen erbärmliche Poſſen beſchimpfen das Land, oder vielmehr die Stadt, die ſie duldet.

Damit Sie aber hierbey nichts einbüſſen mögen, ſo will ich Ihnen ein anderes Schauſpiel abſchildern, welches an eben demſelben Tage des Frohnleichnamsfeſtes alle Jahre viele Menſchen

auf

auf die Dämme unſerer Häfen zieht, und deſſen Gepränge Ihre Einbildung auf eine ganz andere Art befriedigen wird.

Gleich früh Morgens ſtecken alle Schiffe, die im Hafen ſind, ihre Wimpel und Flaggen auf. Es werden die Dämme rein abgekehret, beneßet und mit Blumen beſtreuet. Es haben die Seeleute ihre Sonntagskleider, ihr Kamiſol von blauen groben Tuche angezogen, und ihre rothe Tuneſiſche Mütze aufgeſetzt. Sie arbeiten nicht, ſondern legen ſich nieder und rauchen. Der Zug und die Ordnung bey dem Umgange iſt ungefähr folgende. Alle Brüderſchaften, die ſich unter ihre Fahnen geſtellet haben, gehen unter dem Getümmel der Trommeln und Pfeifen einher. Die Brüderſchaft der Gärtner iſt hauptſächlich wegen der zum Vorſchein kommenden Gewächſe aus den Küchengärten merkwürdig, die ein jedes Glied zur Auszierung ſeiner Wachskerze zur Reiſe zu bringen trachtet. Sie beſtehen in ſeltenen Blumen, ungeheuren Artiſchocken, frühzeitigen Birnen, Vogelneſtern, u. d. g.

Einige hundert junge Mädchen, welche weiß gekleidet, mit Blumen geſchmückt, mit neuen Bändern gegürtet ſind, gehen Paar und Paar und ſingen Pſalmen, und ſehen von weitem ſchönen Lilien unter den blühenden Stöcken eines Blumenbeetes ähnlich. Die ſchöne Ordnung, in welcher ſie gehen, giebt ihnen einen neuen Glanz.

Hierauf kommen hundert gegen einander abſtechende Bilder kleiner Kinder, die wie Aebte, Engel und Schäfer, welche Lämmer führen, angekleidet ſind. Die meiſten ſtellen die verſchiedenen Begebenheiten des alten Teſtaments vor. Vor und hinter den ſpielenden Perſonen geht eine Legion Leviten her, die weiße Chorhemden anhaben und mit Bändern ganz verbrämt ſind, welche Körbe mit Blumen tragen und ſie haufenweiſe in die Luft werfen.

Die geſammten Kloſtergemeinſchaften aus allen Orden gehen mit kreuzweis gelegten Armen und langſamen Schritten den langen Reihen Büßender von allen Farben nach. O! das ſieht einem wahren, mehr gräßlichen, als lächerlichen Larvenſpiele ähnlich.

Die aufgewickelten wehenden Standarten, die von Goldflammen ſchimmernden Fahnen, die Reuterfahnen mit zwey Spitzen, die Wappenfahnen, die reichen, mit Gold geſtickten, oft von den größten Meiſtern gemahlten, Paniere zieren den Hafen auf eine recht bunte Art aus, und ſcheinen den tauſenderley Flaggen, die auf den Schiffen prangen, den Glanz und die Pracht ſtreitig machen zu wollen. So ſahen ohne Zweifel unſere weltberühmten Ufer aus, als die Thorheit der Kreuzzüge aus dem erhitzten Kopfe eines Einſiedlers in das ſtolze Herz eines ehrgeizigen Pabſtes übergieng, und die Franzoſen haufenweiſe nach Marſeille liefen, ſich thörichterweiſe

einſchiff-

einſchifften und Länder erobern wollten, deren Beſitz ſo wenig zur Beförderung des wahren Ruhms des Chriſtenthums diente.

Es wohnt dieſem Umgange, der kein Ende nimmt, auch eine auserleſene Mannſchaft von Marſeiller Fleiſchern bey, die einen groſſen Ochſen führen, der mit Blumengränzen ausgeſchmückt und mit einer Decke bedeckt iſt, auf welcher ein kleines Kind von fünf bis ſechs Jahren ſitzt. Es hat weiter nichts, als ein Schaaffell an und hält in ſeiner linken Hand ein Band mit Franzen. Der Sage nach iſt das eine Vorſtellung des h. Johannis des Täufers.

Endlich erſcheint die Kleriſey. Die Rauchfäſſer ziehen verhältnißmäßig fort, Wolken von Räuchwerke ſteigen in Wirbeln in die davon mit gutem Geruche angefüllte Luft, es werden alle Glocken geläutet, die Hummeln ſummen im Fluge und die Kanonen dienen bey den andächtigen Geſängen dieſer unzählichen Menge Menſchen zum Zwiſchenſpiele.

Dieſes ſchöne und groſſe Schauſpiel erhält aber hauptſächlich erſt alsdenn ſeine rechte Einheit, es flöſet erſt alsdann ich weiß nicht was für einen heiligen Schauer ein, es präget erſt alsdenn der Seele eine tiefe Ehrfurcht ein, und macht erſt alsdenn das Erzittern, welches man bey der Herannäherung der Gottheit empfindet, in den Adern rege, wenn ſich der ganze Umgang in

dem Hafen ausbreitet; wenn man auf allen Verdecken der Schiffe die Bootsleute erblickt, wie ſie mit entblöſtem Haupte, tief gebeugt, auf den Knien liegen und ihre Hände falten, oder ſie gegen den Himmel hin empor halten, welcher majeſtätiſch geht und herbey kömmt, und zwiſchen dem Stadtrathe und den Dienern der Altäre getragen wird; wenn die vielen Menſchen in langen Haufen auf den Dämmen ſtehen, von dieſer einnehmenden Anſtalt gerührt ſind, ihrem natürlichen Muthwillen Einhalt thun, andächtig ſind, niederknien, und den Muth haben, die prächtige Ordnung eines ſolchen Gefolgs mit ehrfurchtsvollen Augen anzuſchauen; und wenn endlich der Geſang vor dem Altare angeſtimmt, von dem Volke langſam geſungen, und von den Leuten auf den Schiffen von weitem wiederhohlt wird.

Ich habe mehr als einmal, auch ſo gar in meiner zarteſten Kindheit, verſpüret, daß mir bey dem Anblicke eines ſolchen Gemäldes, deſſen Gegenſtand mit den damit verbundenen Umſtänden meinen Sinnen ſchmeichelte, mir ans Herz gieng und mich zur Bewunderung hinriß, von freyen Stücken die Thränen aus den Augen gefloſſen ſind. Mein Gemüth wurde von einer ſolchen allgemeinen Andacht tief gebeugt, bey welcher alle Angeſichter niedergeſchlagen waren, und wenn die Glocken und Feuerſchlünde mit ihrem donnernden Getöne inne hielten, um uns

her

her nichts mehr, als eine ungeheure Stille herr-ſchen ließen. Nach dem Segen, den der das Amt haltende Prieſter dem niedergefallenen Volke giebt, ertönt ein allgemeines es lebe der Könnig! bis an die Wolken, und dieſes Geſchrey der Zuneigung und Liebe zum Vaterlande vermiſchet eben zu rechter Zeit den ernſthaften Eindruck des erſtern Zeitpunkts mit einer ergötzenden Empfindung.

So kömmt alſo noch der Gottesdienſt in Provence der Einbildung, welche unter unſern Gemüthskräften die größte Gewalt hat, zu ſtatten. Darf man ſich wundern, daß in derſelben die Herzen in der Andacht weit eifriger ſind, und daß in derſelben die größten geiſtlichen Redner das Licht der Welt erblickt haben.

(Aus den Provencer Abendſtunden gezogen.)

12. Die

12. Die belohnte Menſchlichkeit.

Es beſchleunigte der hitzige und bittere Eifer des Lords Dunmore, Statthalters in Virginien, auch ſo gar ehe noch das erſte Blut zu Boſton vergoſſen worden war, den ſchon gewaltigen Wachsthum der Erbitterung und des Haſſes der Einwohner dieſer Landſchaft durch alle nur mögliche Mittel. Nicht lange vor dem Zeitpunkte, da er genöthiget wurde, von ſeiner Statthalterſchaft abzugehen, übergab er das Kommando eines Kutters von ſechzehen Kanonen dem Herrn J — S — G — T, meinem vertrauten Freunde, mit dem Befehle, an den Küſten des mitternächtigen Karolina zu kreuzen, und die von Charles-Town kommenden Schiffe aufzufangen. Es hatten vorher einige Engliſche Fahrzeuge an dieſen Küſten geplündert, um zu Lebensmitteln zu gelangen, die man ihnen überall verſagte. Da nun alſo auch mein Freund auf ſeiner Kreuzfahrt hieran Mangel litt, ſo legte er ſich mitten in dem Meerbuſen von * * * vor Anker, und fuhr mit acht wohl bewaffneten Leuten in einem Kahne an das Land. Er gieng auf die erſte Pflanzung zu, die er wahrnahm. Kaum war er in dieſelbe eingetreten, ſo redete ihn die Frau im Hauſe mit folgenden Worten an: „ſeyd ihr denn noch da, ihr Engliſchen „Diebe und Seeräuber? Was haben wir euch „denn gethan, das euch bewegen kann, ſo weit „her zu kommen, und uns zu plündern und un-

„ſere Häuſer zu zerſtöhren? Ich weiß ganz „wohl, wie ſich euer Schottiſcher Statthalter „in Virginien aufgeführt hat. Da ihr alſo ge„nöthiget ſeyd, zu Schiffe zu gehen, ſo wiſſet „ihr keine andern Mittel mehr, als daß ihr hier„her kommet, und unſere einſamen und unbe„wehrten Küſten verheeret. Packet euch, packet „euch fort in euer Vaterland, und ſaget euren „Leuten, wir wollten nichts mehr mit ihnen zu „thun haben.“ — Was habe ich euch denn gethan, meine liebe Frau? Ihr ſchimpfet mich, ehe ich noch den Mund aufgethan habe. Sehe ich denn aus wie ein Räuber und Mörder. Ich bin an das Land gefahren, Lebensmittel, die ich nöthig habe, einzukaufen; und ihr ſchimpfet und läſtert mich, ehe ich euch noch einmal geſagt habe, was ich haben will. Verkaufet mir die Hämmel und das Federvieh, die ich gerne von euch haben möchte, und verlaſſet euch darauf, daß es, meine Landesleute mögen ſich nun aufgeführt haben, wie ſie wollen, meine Abſicht ſey, euch, was ihr fordert, ehrlich zu bezahlen. — Da ſie durch dieſe Rede, der ſie ſich nicht verſehen hatte, gerührt wurde, ſo bath ſie ihn tauſendmal um Vergebung, und fragte ihn, was er denn haben wollte? — Sechs Hämmel und eben ſo viel Stück Federvieh, wenn ihr ſie uns geben wollet, antwortete er. — Der Handel wurde ſo gleich geſchloſſen, und alles ehrlich bezahlt. — Ach! ſagte ſie, wenn alle Engelländer ſo verfahren hätten, ſo wären wir noch gute

Freun-

Freunde; um Ihnen aber zu beweiſen, daß ich nicht undankbar bin, ſo nehmen Sie die heilſamſte Warnung an, die ich Ihnen nur geben kann. So bald mein Mann etwas von Ihnen geſehen hat, ſo hat er ſich zu Pferd geſetzt, und iſt fort gegangen, die Nachbarſchaft zu verſammlen. Eilen Sie, die Umſtände leiden nicht den geringſten Verzug; denn ſie können alle Augenblicke hier ſeyn. — Mein Freund machte ſich die Warnung dieſes Weibes zu Nutze und gieng eiligſt wieder zu Schiffe. Sie waren kaum einen Kanonenſchuß vom Ufer hinweg, ſo erblickte er ſieben und dreyßig wohlbewaffnete Leute. Sie traten an den Rand des Meers, feuerten ihr Gewehr ab und ſagten ihnen eine Menge Schimpfreden. Er wurde vermittelſt ſeines Fernglaſes ein Weib gewahr, die er für die Eigenthümerin der Pflanzung zu erkennen glaubte, aus der er eben zurück gekommen war. Seine Menſchlichkeit und Großmuth wurden ihm alſo ſehr gut belohnt. Eben dieſer Freund befand ſich auf der Fregatte, die Galatee, die zur Expedition zu Penobſcot abgieng, und wurde abgeſchickt, ein kleines Fahrzeug zu durchſuchen, das nach einer zweyſtündigen Jagd war genommen worden. Er traf auf demſelben fünf Familien an, die durch die Kriegsnoth zu Grunde gerichtet waren, und ſich an den Fluß Kenebeck begeben, und an demſelben eine neue Freyſtatt und den Frieden ſuchen wollten. Er war kaum auf das Verdeck gekommen, ſo fielen ihm die Weiber

der und Töchter mit Thränen in den Augen zu Füße und fleheten den Kapitaine um Gnade an — Wir haben, ſagten ſie, nichts auf dem Schiff, als einige Betten, die wir aus dem Brande unſerer Häuſer gerettet haben, einiges Arbeitsgeräthe und etwas Weniges an Lebensmitteln. Dergleichen Schiffsladung iſt Engelländern nicht beträchtlich genug. Wir haben zwar ſiebenzehen Schafe und drey hundert Pfund Käſe, und dieſe können Sie uns nehmen; aber nehmen Sie uns um Gottes Barmherzigkeit willen unſer Schiff nicht, in welchem noch das ganze und einzige Vermögen beſteht, das dreyßig Perſonen haben. Das iſt es alles, was wir von dem, was wir beſaſſen, übrig haben. Denn wir haben unſere Ländereyen verlaſſen, und Ihre Freunde haben unſere Häuſer verbrannt. — Da er wieder auf die Galatee zurück kam, ſo machte er eine ſo rührende Beſchreibung des Zuſtandes, in dem ſich dieſe unglücklichen Familien befanden, daß ihnen der Kapitaine auf ſeine Fürbitte ein Zeichen gab, ihre Segel aufzuziehen und ihres Wegs zu fahren. — Er ſagte zum öftern zu mir: ach! lieber Freund, was für ein unvergleichlicher Balſam ſind dieſe beyden großmüthigen Handlungen für mein Herz geweſen! Warum berauben ſich doch die Menſchen eines ſo innigen Vergnügens, und warum begehen ſie ſo viele abſcheuliche Handlungen, um deren willen ſie unfehlbar von Gewiſſensbiſſen und Reue gemartert werden müſſen?

13. Anek-

13. Anekdote von einem wilden Hunde.

In der Grafſchaft Ulſter, nicht weit von Wawaſing, lebte ein Mann, der ein ſehr guter Freund von mir war. Er hieß Lefevre, und war ein Enkel eines Franzoſen, der ſich nach der Wiederrufung des Edikts von Nantes genöthiget ſah, ſein Vaterland zu verlaſſen. Er konnte mit Recht der äuſſerſte Mann genennet werden; denn er beſaß die äuſſerſte Pflanzung in jenem Thale gegen die blauen Berge zu, welche ein an einander hangendes Gebürg ausmachen, welches jederzeit, ſo wie heut zu Tage, eine Zuflucht der wilden Thiere ſeyn wird. Er hatte ſich in Kriegszeiten weiter vor nichts, als vor die Einfälle der Einwohner dieſer wilden Gegenden zu fürchten. Er kannte ſie alle, und wurde von ihnen ſehr geliebet.

Dieſer Mann hatte eilf Kinder, welches in dieſem Lande nichts Seltenes iſt. Sie waren alle geſund und befanden ſich wohl. Die älteſten waren, wie ihr Vater, gute Jäger. Und wer ſollte auch ſo nahe an Wäldern wohnen und nicht lernen, aus einem beſondern Triebe in denſelben umherzugehen, und das Wild, das darinnen befindlich iſt, zu erhaſchen? Denn eben ſo werden die, ſo an den Seeufern wohnen, Seeleute. Dieſer Mann ließ der zahlreichen Familie, die er hatte, ungeachtet nicht ab, den Himmel anzurufen, daß er auch noch das zwölfte Kind erhalten möchte. Er lebte von dem Einkommen

kommen ſeiner Mühle glücklich und ruhig. Einer ſeiner Söhne war Prediger in der benachbarten Gegend, die nur von Holländern bewohnt wurde, welche von den erſten neuen Einwohnern zu Neuainſtel, heut zu Tage Neuyork, herſtammen.

Da ich mich eines Tags bey dieſem Einwohner befand, ſo hatte ſich das jüngſte von ſeinen Kindern vormittag um zehen Uhr verloren. Es war vier Jahr alt. Die bekümmerte Familie ſuchte es in dem Fluſſe und auf dem Felde, aber vergeblich. Die erſchrockenen Eltern ließen ihre Nachbarn hohlen. Wir giengen ins Holz, das wir auf das allerſorgfältigſte durchſuchten. Wir ruften ihm unzählige mal, hörten aber keine andere Antwort, als die Antwort des Echo der wilden Gegend. Wir kamen endlich unten an dem Berge der Kaſtanienbäume wieder zuſammen, ohne nur die geringſte Spur von dieſem Kinde gefunden zu haben. Ich habe in meinem ganzen Leben keinen ſo kläglichen Auftritt geſehen.

Nachdem wir einige Minuten ausgeruhet hatten, ſo theilten wir uns in verſchiedene Geſellſchaften; es kam aber die Nacht herbey, ohne daß wir uns nur mit der geringſten Hoffnung hätten ſchmeicheln können. Die in Verzweifelung gerathenen Eltern wollten gar nicht wieder nach Hauſe gehen. Sie ſtellten ſich immer einen hungrigen Wolf vor, der ihr Fleiſch und Blut fraß und das letzte Blut, daß ſie gezeuget

hatten, auf die Erde vergoß. Was für eine ſchwarze und ſchwermüthige Nacht! ſie ſchien mir vier Wochen lang zu währen. So bald der Tag anbrach, fieng ein jeder von uns wieder an zu ſuchen, aber zum Unglücke eben ſo vergeblich, als am vergangenen Tage. Wir waren alle troſtlos und wußten nicht, was wir anfangen ſollten. Zum groſſen Glücke kam ein Wilder, der Pelzwerk trug, von dem Dorfe Aanaquaga her in das Haus dieſes Einwohners, in der Abſicht, in demſelben auszuruhen. Er wunderte ſich, da er weiter Niemand, als eine alte Negerin darinnen antraf, die ihrer Kränklichkeit wegen hatte zurück bleiben müſſen. — Wo iſt mein Bruder, fragte ſie dieſer Wilde? Ach! ſagte das ſchwarze Weib, er hat ſeinen kleinen Derick verlohren und die ganze Nachbarſchaft hilft ihn in dem Walde ſuchen. Es war damals drey Uhr Nachmittag. — Blaſe die Trompete und ſuche deinen Herrn wieder nach Hauſe zu bringen, ich will ſeinen kleinen Sohn finden. So bald der Vater zurück gekommen war, ſo bath ſich der Wilde die Schue und Strümpfe von ihm aus, die der kleine Derick das letzte mal angehabt hatte. Er geboth ſeinem Hunde, ſie zu beriechen. Er nahm darauf das Haus zum Mittelpunkte und beſchrieb einen Kreis von einer Viertelmeile im halben Durchſchnitte, und geboth ſeinem Hunde, überall, wo er ihn hinführte, auf der Erde zu ſpüren. Der Kreis war noch nicht ganz fertig, ſo fieng dieſes kluge Thier an

zu

zu bellen. Dieſer glückliche Schall brachte ſo gleich einige ſchwache Hoffnungsſtrahlen in das Herz der troſtloſen Eltern. Der Hund gieng der Fähre nach und ſchlug wieder an. Wir giengen ihm aus allen Kräften nach, und verloren ihn gar bald im dicken Walde aus dem Geſichte. Eine halbe Stunde darauf ſahen wir ihn wiederkommen. Dieſer Hund hatte ſeine Geberdung augenſcheinlich geändert, die freudige Mine war in derſelben abgemahlet, ich hielt für zuverläßig daß er das Kind wieder gefunden hätte. Aber war es tod oder lebendig? Was für eine grauſame Ungewißheit für dieſe armen Eltern ſo wohl, als für die übrige Geſellſchaft! Der Wilde gieng ſeinem Hunde nach, der ihn gerade zu einem groſſen Baume führte, unter welchem das Kind in einem ganz kraftloſen Zuſtande lag, der dem Tode nahe kam. Er nahm es liebreich in ſeine Arme, und brachte es eiligſt zur Geſellſchaft, die ihm nicht ſo geſchwinde hatte nachkommen können. Zum Glücke hatten ſich der Vater und die Mutter zum Empfange ihres Kindes einigermaaſſen in Bereitſchaft geſetzt. Denn es war über eine Viertelſtunde von der Zeit an vergangen, da ſie angefangen hatten, einige Hoffnung zu ſchöpfen. Sie giengen ihrem Bruder entgegen, von dem ſie ihren lieben Derick mit einer Entzückung und mit einer Begierde empfiengen, die ich Ihnen nicht beſchreiben kann. Mein Herz, das ſo lange von dem lebhafteſten

Schmerze und von dem ſtärkſten Mitleiden eingepreßt worden war, zerſchmolz nun in einen Thau von Thränen; und eine ſolche einmüthige und allgemeine Bewegung empfand auch die ganze Verſammlung. Ich konnte weiter nichts thun, als daß ich die Hände des Vaters mit einem anſtändigen Nachdrucke in die meinigen ſchloß und die gute Mutter und ihr Kind in meine Arme faßte, ohne ein Wort ſagen zu können. Nachdem ſie das Geſicht ihres Kindes mit ihren Thränen benetzt hatten, ſo fielen ſie dem Wilden um den Hals, deſſen Herz ob es gleich von Natur weit härter war, demungeachtet erweichet wurde. Ihre Erkenntlichkeit erſtreckte ſich ſo gar auf ſeinen Hund; und ſie vergaſſen nicht, dieſem Thiere zu liebkoſen, das vermittelſt ſeiner Klugheit ihr liebes Kind wieder gefunden hatte, und das vermöge der untrüglichen Anregung des natürlichen Triebs weit mehr ausgerichtet hatte, als der ganze Haufen Vernunft ſo vieler Perſonen zuſammen genommen. Dieſer Hund aber, der demüthig war, wie ſein Herr, ſchien beſtürzt und beſchämt zu ſeyn. Man muß das groſſe Vorrecht, Vater zu ſeyn, von den Händen der Natur empfangen haben, wenn man dieſen rechtſchaffenen Leuten in dem ſtufenweiſen Steigen der Freude nachgehen will, die ſie empfanden, da ſie wahrnahmen, daß ihr Derick ſeine Augen wieder öffnete und einige Tropfen Fleiſchbrühe zu ſich nahm.

Da

Da wir wieder in das Haus kamen, verwandelte ſich unſere vorige Angſt in Fröhlichkeit. Ein jeder von uns war über dieſes neue Glück eben ſo vergnügt, als wenn es ihm perſönlich widerfahren wäre; denn ein jeder hatte an der Sache, als an ſeinem eigenen Unglücke Theil genommen. Lefevre machte Anſtalt zu einer Gaſterey. Drey und achtzig Perſonen wurden dazu eingeladen. Die Begebenheit breitete ſich auch ſo gar zu Monbakus aus, von welchem Orte bey Tages Anbruche verſchiedene Perſonen zu Pferde kamen, und das neue Glück Derick Lefevres und ſeiner Frau mit uns theilen wollten. Obgleich das Haus groß war, ſo konnte es uns doch kaum faſſen. Die Pferde wurden auf einen Acker geführt, auf welchem man ihnen Heu vorlegte. Es kamen auch die Neger aus der Nachbarſchaft herbey; denn es wollten die Schwarzen ſo wohl, als die Weißen Theil an der Freude dieſer rechtſchaffenen Eltern nehmen und ihnen Glück wünſchen. Für Derick Lefevre war das in der That ein ſchwerer Tag. Er hatte kaum ſo viel Zeit, daß er ſein Kind umarmen und ihm liebkoſen konnte, das dieſe ganze Nacht hindurch, die von der, die wir vorher gehabt hatten, ſo verſchieden war, auf dem Schooße ſeiner Mutter ſchlief, welche für lauter Vergnügen mitten in dem größten Zimmer ſitzen geblieben war.

Den Tag darauf both Lefevre, der von Erkenntlichkeit ganz eingenommen war, dem Wilden alles an, was er ihm nur nützlich ſeyn zu können erachtete; der ſich aber für Beſtürzung und Beſchämung, und weil er dergleichen brauſender Auftritte nicht gewohnt war, in die Scheune verkrochen hatte, aus welcher man ihn kaum heraus bringen konnte. Er nahm endlich auf vieles Zureden einen Karabiner an, der 160. Livres werth war. Der Name dieſes rechtſchaffenen Wilden war Tewenisſa, und ſein Hund hieß Oniab.

14. Der wahrhaftig Große, und der edelmüthige Müller.

Der Prinz von Caſerta that in Italien eine Reiſe. Er wird unterwegens von einer Ueberſchwemmung aufgehalten, die ſchnell kam und alles Entſetzliche mit ſich führte, die dieſe Plage verurſachet. Was ihn noch mehr rührt, iſt eine ganze Familie, die im Begriffe, im Waſſer umzukommen. Es begegnet ihm von ungefähr ein Müller. Er läuft auf dieſen Mann zu und verſpricht ihm zwey hundert Zechinen, wenn er die Mittel anwenden will, dieſe Unglücklichen zu retten, die weiter nichts mehr, als ihren Tod vor Augen ſehen. Dieſer ſtutzt und weigert ſich; und der Prinz erhöhet die Summe

mit

mit noch hundert Zechinen. Der Müller, der dem Scheine nach nur ſeines Lebens wegen in Sorgen war, ſchlägt dieſe Anerbiethungen ſchlechterdings aus, und geht wieder ſeines Wegs. Seine Minen gaben aber gleichwohl eine Art der Unruhe zu erkennen. Er kömmt hurtig wieder, dringt durch alles, was ihm entgegen ſteht, hindurch, ſetzt ſich allen Gefahren aus und erreicht endlich dieſe troſtloſe Familie. Es gelingt dem Müller, ſie nach und nach aus der Gefahr zu bringen, und ſagt zum Letzten: endlich ſeyd ihr doch Gottlob! alle in Sicherheit. Der für Freuden entzückte Prinz läuft auf den großmüthigen Erretter zu. Nimm die drey hundert Zechinen; und da eine gute Handlung nicht genug belohnet werden kann, ſo verſpreche ich dir dafür noch drey hundert andere. Gnädigſter Herr, wollen Sie mir erlauben, antwortete der Müller, der das Geſchenk nicht annahm, meine Gedanken zu ſagen? — Rede, lieber Freund. Sollte es dir etwa nicht genug ſeyn? — Eure Durchleucht denkt ſehr ſchlecht von mir! Sie haben mir ein Vergnügen verſchaffet, für welches ich Ihnen nicht genug danken kann. Ich ſchätze mich in dieſem Augenblicke für den glücklichſten Menſchen. Ich bin im Stande geweſen, alle dieſe rechtſchaffenen Leute zu retten. Ich hatte Anfangs nicht bedacht, daß, wenn ich mich in einem ähnlichen Zuſtande befände, es mir lieb ſeyn würde, wenn man mir zu Hülfe käme. Ich habe aber die Sache überleget, und viel Vergnü-

gen gehabt. Ich hätte mir aber doch noch eines von Ihnen auszubitten. — Sage es, ich werde dir darinnen von Herzen gerne willfahren, wenn es in meinem Vermögen ſteht. — O! ja, Gnädigſter Herr, es kömmt lediglich auf Sie an. Ob ich gleich arm bin, ſo kömmt es mir doch vor, als ob ich es nicht ſo ſehr bin, als dieſe Unglücklichen. Ich wollte alſo Eure Durchleucht bitten, ihnen die Summe zu geben, die Sie mir anzubiethen die Gnade gehabt haben. Der von der Empfindung hingeriſſene Prinz fällt dem Müller in die Arme und ſchreyt ihm auf Antrieb ſeines Herzens zu: — mein Freund, du biſt gröſſer, als ich! Er giebt hierauf dem Verlangen des großmüthigen Wohlthäters nach, und redet endlich dieſen an und ſagt: würdiger Mann, du biſt im Stande, dem Vorzuge, der dir gebührt, Ehre zu machen. Ich werde für dein Glück ſorgen. Der gerührte Müller ſagte, er hätte Kinder. — Wohlan denn, ſo wollen wir zu ihnen gehen.

Der ungeduldige Prinz begiebt ſich in die Hütte des rechtſchaffenen Müllers. Er hebt die Kinder, die vor ihm niedergefallen waren, auf, und umarmet ſie. Es war ihnen vor kurzem die Mutter geſtorben. Er nimmt ſie mit dem Vater mit in ſein Schloß, wirkt ihnen Adelsbriefe aus und überhäuft ſie mit Wohlthaten.

Touſſaint Fleuri, ein Schiffer.

Ein Schiffer in dem Hafen zu Rouen, Namens Touſſaint Fleuri, fuhr im Monat September auf dem Fiſcherſchiffe. Es wehete der Wind zu Zeiten heftig, es ließ ſich auf einmal ein gewaltiger Windſtoß hören, das Segel wurde mit der äuſſerſten Gewalt aufgetrieben und warf einen Menſchen, der ſich unvorſichtigerweiſe auf den Rand geſetzt hatte, in den Fluß. Ein allgemeines Geſchrey gab dem Schiffer von dem Zufall Nachricht. Der herzhafte Mann, der eben auf dem Verdecke zu thun hatte, ſpringt ſo gleich in das Waſſer, das von dem Winde und der Fluth ſehr bewegt wurde, und kömmt der Gewalt der Wellen und der Schwere ſeiner Kleider ungeachtet (denn die Ungedult, einen Menſchen zu retten, hatte ihm nicht einmal geſtattet, ſie auszuziehen,) an den Unglücklichen, welcher, da er untergehen wollte und ſich an etwas anzuhalten ſuchte, ſeinen Erretter ergriff, ihn bey den Armen und Beinen feſthielt, und ihn, indem er ihm dadurch das Vermögen zu ſchwimmen benahm, mit ſich auf den Grund des Waſſers zog. Der Schiffer kömmt aber gar bald wieder empor und hat ſeine Beute bey ſich, die er nicht fahren laſſen will. Es kömmt zugleich ein Fahrzeug herbey. Fleuri ſteigt aber nur zuletzt hinein und bringt ſeinen Kameraden in das Schiff, wobey die Thränen von mehr als hundert Zeugen die erſte Belohnung ſeiner glück-

lichen Unerſchrockenheit ſind. Ein jeder hätte ihm herzlich gerne eine zweyte gegeben; der tugendhafte Seemann antwortete aber, da man ihm zuredete, eine Steuer einzuſammlen, auf eine edelmüthige Art: das iſt nun der Zweyte, den ich in vierzehen Tagen gerettet habe; ich habe meine Schuldigkeit gethan, und verlange weiter nichts. Eine ſolche Uneigennützigkeit macht den Ruhm des herzhaften Fleuri vollſtändig. Die Einſammlung fand aber nichts deſto weniger ſtatt, und der Unglückliche, der ihm ſeine Erhaltung zu danken hatte, empfieng auſſer ſeinem Leben auch noch dieſe Summe aus den Händen ſeines Erretters.

15. Achtzehender Unterricht.

D. Welches ſind die Grundbedingungen, auf denen die Geſellſchaft beruhet?

R. Der Gehorſam gegen die Geſetze und die Obrigkeit, und das Wohlwollen aller Glieder der Geſellſchaft unter und gegen einander.

— Ohne dieſe beyden Bedingungen kann die Geſellſchaft nicht beſtehen; und damit den Geſetzen nachgelebet und ſie vollzogen werden mögen, ſo iſt der Obrigkeit eine Gewalt und Macht anvertrauet worden. Wenn man beyſammen leben

leben will, ſo ſind geſellige Neigungen ſehr nöthig, und dieſe Neigungen beſtehen in den Tugenden, die das Glück unſers Nächſten befördern, und von denen wir das unſrige zu erwarten haben.

§. Die Geſetze haben zum Zwecke, daß ein jeder wegen ſeines Lebens, ſeiner Ruhe und des Eigenthumsrechts ſeiner Güter geſichert ſeyn möge. Jedermann will das, was er beſitzt, ruhig genieſſen. Unter dieſer Bedingung haben ſich die Menſchen einer Regierung unterworfen, in dieſer Hoffnung haben ſie ſich vereiniget. Eines der vornehmſten, ja das Hauptgeſetz iſt das Geſetz, das das Eigenthumsrecht der Güter feſtgeſetzt hat. Es hat unterſchiedene Mittel gegeben, ſie an ſich zu bringen, die Menſchen haben Ländereyen unter ſich getheilet, ſie haben den Beſitz derſelben einander zuerkannt, nachdem ſie darauf die Ländereyen beſtellet haben, ſo ſind ſie die Beſitzer deſſen, was ſie getragen haben, geworden, ſie haben die Früchte, die ſie getragen haben, vertauſchet. Die Väter haben ihr Eigenthumsrecht ihren Kindern überlaſſen, andere haben ſie durch ihren Fleiß und durch ihre Arbeit an ſich gebracht. Es haben alle Menſchen das Vermögen gehabt, ſie an ſich zu bringen, und die Geſetze haben einen jeden bey ſeinem Eigenthumsrechte ſchützen wollen. Was für einen Begriff machſt du dir von dieſem Eigenthumsrechte?

R.

R. Was mir gegeben worden iſt, was ich durch Kauf oder durch meine Arbeit an mich gebracht habe, gehört mir eigenthümlich an, ich kann damit machen, was ich will, Niemand hat das Recht, es mir ohne meine Einwilligung zu nehmen.

D. Das Eigenthumsrecht iſt bey allen Menſchen zu einer natürlichen Empfindung geworden. So wie man alſo ſieht, daß man das Recht hat, was man beſitzt ruhig zu genieſſen: eben ſo iſt man auch ſchuldig, was andern angehört gewiſſenhaft in Ehren zu halten. Wir dürfen keine Ausflucht, keine Lüge brauchen, es an uns zu bringen. Eben das nennt man die Ehrlichkeit, und dieſe Tugend iſt in der Geſellſchaft die nothwendigſte. Du mußt das einſehen, und alles begreifen, was es erfordert.

R. Ich verſpüre einen groſſen Widerwillen bey mir, mich deſſen, was nicht mein iſt, zu bemächtigen, ich kann es unter keinem Vorwande thun, mein Gewiſſen ſetzt ſich dawider, und der Strafen nicht zu gedenken, die auf dieſes Verbrechen geſetzt ſind, iſt es eine niederträchtige Handlung, andern zu nehmen, was ihnen gehört, die den, der ſie begeht, verächtlich macht. Ein Menſch, der nicht ehrlich iſt, wird ein niederträchtiger Feind der Geſellſchaft, und iſt ein Gegenſtand der Verachtung aller, die zu derſelben gehören.

— Die

— Die Verbindung, die die Menſchen unter einander vereiniget, iſt ſo heilig, ſie hängt ſo feſt an unſerer Natur, daß es unmöglich iſt, daß man diejenigen nicht verachten ſollte, die ihr zuwider handeln; und da das Eigenthumsrecht der Güter eine Sache iſt, die auf das Glück den größten Einfluß hat, ſo empfindet man der Natur nach einen Widerwillen gegen die, die es nicht in Ehren halten. Ein Menſch, der nur auf ſeinen eigenen Nutzen ſieht, und ſeinen Nächſten um das, was ihm angehört, bringt, iſt ein verachtungswürdiges Geſchöpf, der gar bald ein unglückliches Leben führen muß. Man ſetzt ein Mißtrauen in ihn, man giebt es ihm zu erkennen, man nimmt ſich vor ſeinen Anſchlägen in Acht, man ſieht ſein Verlangen, ſeine Vorſchläge als Fallſtricke an, man meidet ihn, er iſt von Freunden entblößet, er erblickt überall die Merkmale der Verachtung, und hat ſich über dieſes vor den Strafen Gottes und der Menſchen zu fürchten und empfindet eine unaufhörliche Marter in ſeinem Gewiſſen. Das größte Schmähwort, das man einem Menſchen geben kann, iſt, daß er nicht ehrlich ſey, daß er, was ihm nicht angehörte, an ſich gezogen habe. Glaubeſt du, daß die Ehrlichkeit nur das Eigenthumsrecht der Güter angehe?

X. Sie erſtreckt ſich auf alles, was auf das Glück und Unglück unſers Nächſten einen Einfluß haben kann.

— Die verſchiedenen Verhältniſſe, in denen wir leben, und die verſchiedenen Bedingungen der Geſellſchaft geben verſchiedene Gelegenheiten an die Hand, gegen andere ungerecht zu ſeyn, ſie deſſen, was ihnen angehört, zu berauben, oder es ihnen vor zu enthalten. Die Reichen, wenn ſie das, was ſie ſchuldig ſind, ſchlecht bezahlen, wenn ſie von dem Umſtande Nutzen ziehen, daß man ihr Geld nöthig hat; die Armen, wenn ſie ſchlecht arbeiten, wenn ſie in dem, was man von ihnen erwartet, betrüglich ſind; die Herren, wenn ſie ihren Bedienten das Leben ſauer machen, und dieſe, wenn ſie ihre Pflichten nicht treulich erfüllen. Es läuft inſonderheit die Lüge wider die Ehrlichkeit, wenn ſie zu unſerm eigenen Vortheile und zum Schaden anderer angewendet wird.

16. Das

16. Das Lamm.

Die kleine Fanchonnette, eine Tochter eines armen Bauers, hatte ſich eines Morgens an eine Landſtraſſe geſetzt, und hatte eine Schüſſel Milch auf ihren Knien, in welche ſie zu ihrem Frühſtücke von einem groſſen Stücke ſchwarzes Brod geſchnittene Stücke einbrockte.

Es fuhr eben damals ein Fuhrmann vorbey, der zwanzig Stück lebendige Lämmer auf ſeinen Karren geladen hatte, die er zu Markte fahren wollte. Dieſe armen Thiere lagen mit zuſammengebundenen Beinen und hängenden Köpfen über einander her, und erfülleten die Luft mit ihrem kläglichen Geblöcke, das der Fanchonnette durchs Herz gieng, das aber der Fuhrmann nur mit unbarmherzigen Ohren anhörte. Da er zu dem Bauermädchen gekommen war, ſo warf er ihr ein Lamm vor die Füſſe, das er auf ſeiner Schulter trug. Da, mein Kind, ſagte er, da haſt du ein verfluchtes Aas, das eben geſtorben iſt und mich um einen Thaler ärmer macht. Nimm es, wenn du es willſt, und mache dir ein eingeſchnittenes Eſſen davon.

Fanchonnette hielt mit ihrem Frühſtücke inne, ſetzte ihre Schüſſel und ihr Brod auf die Erde, hob das Lamm auf, und fieng an, es mit mitleidigen Augen anzuſehen. Aber, ſagte ſie ſogleich, warum bedauere ich dich? man hätte

dir

dir heute oder morgen ein groſſes Meſſer an die Kehle geſezt, da du dagegen nun nicht mehr zu befürchten haſt, daß du noch etwas werdeſt aus=zuſtehen haben. Indem ſie alſo redete, ſchlug das Lamm, das von ihren Armen wieder etwas Wärme bekommen hatte, die Augen ein wenig auf, fieng an, ſich zu regen, und ließ ein ſchwaches Bee von ſich hören, eben als ob es nach ſeiner Mutter ſchreyen wollte.

Man würde die Freude ſchwerlich beſchreiben können, die das kleine Mädchen empfand. Sie wickelte das Lamm in ihre Schürze, ſchlug auch ihren halbwollenen Rock über daſſelbe, bückte ſich mit der Bruſt auf die Knie, um es noch beſſer zu erwärmen, und blies ihm mit ihrem völligen Athem in die Naſenlöcher und in die Schnauze. Sie wurde gewahr, daß ſich das arme Thier nach und nach bewegte, und es hüpfte bey jeder ſeiner Bewegungen ihr eignes Herz. Da ſie durch dieſen erſten glücklichen Erfolg Muth bekam, ſo rieb ſie einige Stücken Brod zwiſchen den Händen klein, warf ſie in die Schüſſel, nahm ſie mit den Fingerſpitzen wieder zuſammen, und brachte es mit vieler Mühe ſo weit, daß ſie ſie ihm zwiſchen die Zähne bringen konnte, die es feſt zuſammen biß. Das Lamm, das nur für Hunger ſterben wollte, befand ſich von dieſer Nahrung etwas geſtärkt. Es fieng an, die Beine von einander zu thun, den Kopf zu bewegen, mit dem Schwanze zu

wackeln

wackeln und die Ohren in die Höhe zu richten. Es hatte auch gar bald die Kraft, auf den Füſſen zu ſtehen, ſoff darauf von ſelbſt aus der Schüſſel das Frühſtück der Fanchonnette, die ihm mit Lächeln zuſah. Und es war endlich noch keine Viertelſtunde vergangen, ſo hatte es ſchon tauſend luſtige Sprünge gemacht. Fanchonnette, die für Freuden auſſer ſich war, nahm es in ihre Arme, lief nach Hauſe und brachte es ihrer Mutter. Bebe wurde von dem Augenblicke an der Gegenſtand aller ihrer Bemühungen. Sie theilte das kleine Stück Brod mit ihm, das man ihr zu ihren Mahlzeiten gab. Sie hätte es ganz allein nicht um die größte Heerde im Dorfe hingegeben. Bebe erzeigte ſich für ihre Freundſchaft ſo erkenntlich, daß es ſie keinen Augenblick verließ. Es fraß ihr aus der Hand, es ſprang um ſie herum, und wenn ſie ſich bisweilen genöthiget ſah, ohne es auszugehen, ſo erhob es das kläglichſte Geſchrey. Gott, der die Fanchonnette für ihre Güte belohnen wollte, ließ es bey dieſer Belohnung nicht bewenden. Bebe brachte kleine Lämmer, die hernach wieder andere brachten, ſo daß Fanchonnette nach einigen Jahren eine artige Heerde hatte, welche die ganze Familie mit ihrer Milch erhielt, und ſie mit ihrer Wolle mit den beſten Kleidern verſah.

17. Johanne L' Ecuyer.

Es wohnte zu Notre = Dame = des = Vertus eine ledige Weibsperſon, Namens Johanne l' Ecuyer. Das ganze Dorf verehrete ſie, weil ſie demſelben zum Beyſpiel und zur Erbauung diente. Obgleich dieſe rechtſchaffene Weibsperſon nur von ihrer Arbeit leben mußte, ſo fand ſie doch Mittel, von dem, was ſie ſich erſparte, andern Gutes zu thun. Sie gieng in der Faſtenzeit ſehr früh nüchtern fort, und verkaufte zu Paris Kohl und Zwiebeln. Von dem, was ſie verkauft hatte, kaufte ſie Fleiſch ein, und ſetzte einen Topf voll ans Feuer; aber das keineswegs zu ihrem Gebrauche. Sie ſpeiſete weiter nichts, als Brod, Käſe und Waſſer; die Brühe und das Fleiſch aber trug ſie zu einem in den Wochen liegenden Weibe, oder zu einem Kranken, der dürftig war. Da ſie vollkommen aufrichtig und redlich war, ſo konnte man ſie niemals auf einer Lüge ertappen. Wenn man ſie fragte, ob die Waare, die ſie verkaufte, gut wäre, ſo ſagte ſie: ich kann euch nicht dafür ſtehen, daß dieſer Kohl recht gut iſt, aber er iſt die zwey Sous werth, die ich dafür von euch verlange. Es kaufte ihr eines Tages eine vornehme Frau eine groſſe Menge Zwiebeln ab, und Johanne gieng, nachdem ſie ihre Waaren verkauft hatte, wieder nach Notre = Dame = des = Vertus. Sie war ſchon vor dem Schlagbaume, als ihr einfiel, es könnte dieſe Frau Willens

lens geweſen ſeyn, ſich dieſe Zwiebeln anzuſchaffen, um ſie den Winter hindurch zu haben. Sie gieng ſo gleich wieder zurück, und ſagte ihr, es wären dieſe Zwiebeln ſo beſchaffen, daß ſie ſich nicht ſo lange hielten. Nachdem ſich alſo ihre Vermuthung richtig befunden hatte, ſo nahm ſie die Zwiebeln wieder und gab das Geld dafür wieder heraus. Sie wohnte an den Sonn- und Feſttagen den Unterweiſungen ordentlich bey, die den erwachſenen ledigen Weibsperſonen gegeben wurden; und ob ſie gleich über ſechzig Jahr alt war, ſo antwortete ſie doch auf die Fragen einfältig, die ſo wohl an ſie, als andere, gethan wurden. Nachdem ſie kränklich worden war, ſo ſtritten vier von den vornehmſten Einwohnern ziemlich ernſtlich um den Vorzug, ſie ins Haus zu nehmen. Derjenige, der den Vorzug hatte, wartete ſie mit aller nur möglichen Sorgfalt, und ſagte oft, Johanne hätte den Segen in ſein Haus gebracht. Sie ſtarb, und an dem Tage ihrer Beerdigung waren viel mehr Leute in der Kirche, als an den größten Feyerlichkeiten. Sie wurde aller Orten gelobet, und ein jeder gab ſich Mühe, ein Stück von den Waaren zu bekommen, die ſie gehabt hatte.

Treue zweyer Sklaven.

Man kann in allen Ständen tugendhaft ſeyn. Die Römer belagerten Grumentum in Lucanien, und da es mit der Stadt aufs Aeuſſerſte gekommen war, ſo flüchteten ſich zwey vom Hunger geplagte Sklaven in das Lager der Belägerer. Der Ort wurde nicht lange darauf mit Sturm erobert und der Plünderung Preis gegeben. Hier liefen die beyden Sklaven aufs eilfertigſte in das Haus ihrer Gebietherin. Sie griffen ſie mit einer Art der Gewaltthätigkeit an und führten ſie mit drohenden Geberden und Worten davon; und da man ſie fragte, wer ſie wäre, ſo ſagten ſie, es wäre ihre Frau und zwar eine ſehr grauſame Frau, an der ſie ſich wegen aller der üblen Begegnung rächen wollten, die ſie bey ihr ausgeſtanden hätten. Und ſo brachten ſie ſie aus der Stadt, und führten ſie an einen ſichern Ort, an dem ſie ſie ſorgfältig verbargen. Nachdem ſich hierauf die Wuth der Soldaten gelegt hatte, und in der Stadt alles wieder ruhig war, ſo führten ſie ſie wieder hinein, und waren bereit, ihr wie zuvor zu gehorchen. Sie gab ihnen ihre Freyheit, welche die gröſte Belohnung war, die ſie ihnen geben konnte, die aber ohne Zweifel der Wohlthat noch lange nicht beykam, die ſie von ihnen empfangen hatte.

18. Franz

18. Franz Leroi, Tourangeau genannt.

Man ſchreibt von Chateau-Villette, es hätte der Zimmermann Franz Leroi, Tourangeau genannt, zwölf Menſchen das Leben gerettet. Er hat zehen davon aus dem Waſſer und zwey aus dem Feuer gezogen; denn er ſcheuet das Feuer ſo wenig, als das Waſſer.

Er arbeitete an der Brücke zu Neuilly, da das Gewölbe derſelben eingeriſſen wurde, und da verſchiedene Arbeiter von den Schwibbögen hinunter gefallen waren, ſo ſprang er in die Seine und zog zwey davon vor den Augen der Zuſchauer wieder heraus.

Gleich nach dieſer Zeit hat er ſich zu Pont-S.-Maxence niedergelaſſen, wo er an der prächtigen Brücke arbeitet, die man daſelbſt über die Oiſe baut. Auſſer verſchiedenen Dingen, die Tourangeau ſehr künſtlich ausgeführt hat, und die einen Beweis von ſeiner Geſchicklichkeit abgeben, iſt er ſo ſinnreich, daß er ſelbſt den Riß von der Zimmerarbeit und den Schwibbögen dieſer Brücke im kleinen verfertiget hat; und unter aller dieſer Arbeit hat er eben acht andern ins Waſſer Gefallenen das Leben gerettet.

Da vor vier Jahren ein Fuhrmann, der Abends um eilf Uhr bey einem ſchrecklichen Sturme über die alte Brücke fuhr, von dem Winde von ſeinem Pferde herunter und in den Fluß geworfen worden war: ſo gaben einige Perſonen,

die Zeugen davon waren, dem Tourangeau, der ſich ſchon niedergelegt hatte, aufs eilfertigſte davon Nachricht. Er erwachte gar bald bey dem Geſchrey über ein geſchehenes Unglück. Man zeigte ihm den Ort der Brücke, wo dieſer Mann herunter geſtürzt worden war. Er ſprang in den Strohm, blieb über eine Viertelſtunde darinnen, und hatte bald in das Waſſer hinunter zu fahren, und mit dem Strohme, der ihn fortriß, zu kämpfen, bald ſich an dem Manne zu zerarbeiten, den die Verzückungen des Todes ſinnlos machten; und unter dieſer Abwechſelung des Muths und des Entſetzens ergriff er dieſen Mann und brachte ihn ans Ufer. Es iſt merkwürdig, den Tourangeau die Art, wie er ihn ſuchte, erzählen zu hören: „allemal, wenn es blitzte, „ſah ich ihn; wenn es nicht blitzte, ſah ich auch „nichts mehr von ihm; und darauf fiel der Ha„gel, der Donner, alles auf uns herab.“

Da unlängſt ein Poſtknecht, der vier Pferde zur Tränke führte, davon eines an das andere an dem Halſe angebunden war, ſo wurde er mit ihnen in einen Schlund hinabgezogen der über fünf und zwanzig Schu tief war. Die Vorſehung aber hatte den Tourangeau an die Ufer des Fluſſes geſtellt. Er warf ſeinen Hut und ſein Kamiſol weg, und war ſo gleich unten im Waſſer; und es währte nicht lange, ſo kam er mit ſeinem Poſtknechte wieder zum Vorſcheine.

Ich

Ich fragte ihn, ob ihn der Poſtmeiſter dafür belohnt hätte, daß er ſeinem Bedienten alſo das Leben gerettet hätte? und er antwortete mir: O, ich bin wohl zufrieden; Herr Poyer hat ſich der Pferde wegen, um die er gekommen, keine Mühe gemacht.

Zu Pont-Saint-Marence hat Tourangeau auch zwey Perſonen aus dem Feuer gezogen. Ihr Zuſtand war um ſo ſchrecklicher, da ſie eingeſchlafen waren, und ſich in die Kammer, die im Feuer ſtand, eingeſchloſſen hatten. Tourangeau ſah ſich genöthiget, ſich mit der Axt in die Decke eine Oeffnung zu machen, und mitten in das Feuer zu ſpringen, da man indeſſen durch die nämliche Oeffnung ganze Eimer Waſſer auf ihn ſchüttete. Er hatte die Gegenwart des Geiſtes und den Muth, die Thür der Kammer einzuſtoſſen, und dieſe beyden Unglücklichen mit ſich heraus zu ſchleppen.

Die Rathsherren zu Pont-Saint-Marence und die ganze Stadt ſind bereit, dieſe Thaten, die mit Recht heldenmäßig zu nennen ſind, und alle dieſe Umſtände zu bezeugen.

Tourangeau iſt ſechs und dreyßig Jahr alt, und hat wie Dugueſclin eine Kreuzſchmarre mitten im Geſichte. Es wurde ihm von einem Stücke einer Waſſerplumpe ein Fuß zerquetſcht, das ihm darauf fiel, da er in einem Brunnen zu Chanteloup arbeitete, der 140. Schu tief war.

Er erzählt aber dergleichen Züge nur als Nebendinge, von denen er ſehr wenig Werks macht.

Eben ſo wenig Werks macht er bey Erzählung der gefährlichſten Verrichtungen, bey welchen dem unerſchrockenſten Zuſchauer die Haut ſchaudern würde. Wenn man ihm an die Gefahren denkt, denen er ſich ausſetzt, ſo antwortet er nur: „o! man muß ſagen, daß wenn an einem Orte Feuer iſt, ich darinnen bin; das Unangenehmſte aber iſt, daß ich mich allezeit darauf verlaſſen kann, ein Paar Schue oder ein Kamiſol darinnen zu verbrennen.“

19. Thätigkeit und Großmuth der Royal-Navarriſchen Reiter.

Nachdem am 19. September, Nachmittag um drey Uhr, zu Montferrand in einer Scheune, in welcher 25000. Garben verſchiedenen Getraids beyſammen ſeyn mochten, Feuer ausgekommen war, ſo thaten die Reiter des Regiments Royal-Navarra mit Hülfe der Kompagnie der Brunnenmeiſter der Stadt durch ihre Thätigkeit dem Brande Einhalt; und was ihnen noch mehr Ehre macht, ſo ſchlugen ſie einmüthig eine Verehrung aus, die ihnen der Stadtrath hatte auszahlen laſſen, und bathen, daß dieſe Summe den Unglücklichen zugewendet werden möchte, die abgebrannt waren. Drey Männer, die

die ihre ganze Ernte eingebüßt hatten und die man zur Theilnehmung an dieſer Vertheilung herbeygerufen hatte, antworteten: ihre Wirthſchaft und Arbeit ſetzten ſie in Stand, dieſer Hülfe zu ihrem Unterhalte zu entbehren, und bathen, daß man den Theil, den man ihnen anbiethen wollte, einigen Waiſen und dreyen dürftigen Familien zuwenden möchte, mit welchen ſie gemeiniglich ihr Brod zu theilen pflegten.

Zug, der rechtſchaffen genennt zu werden verdient.

Es gieng, ſagt ein Einwohner der Stadt Nismes, ein kleiner Paſtetenverkäufer eben zu der Zeit unter meinen Fenſtern vorbey, da eine groſſe Menge gemeiner Bürgerkinder in lermenden Haufen aus einer chriſtlichen Schule in meiner Nachbarſchaft kam. Er wurde gar bald von dem ungezogenen Haufen umrungen. In dergleichen Alter weiß man vom Mitleiden nichts, und der Paſtetenkorb lief groſſe Gefahr, und mir war bange für ihn. Der Verkäufer, der die Gefahr ſah, wollte die Flucht ergreifen; aber es war nicht mehr Zeit dazu, die Kinder hatten ihn angepackt, es zog ihn ein jedes zurück, ein jedes machte Mine, über ſeinen Kram herfallen zu wollen, den er mit einer nicht gemeinen Sorgfalt vertheidigte. Nach langem Streite

gelang es ihm, ſich loszureiſſen, und er kam davon, ohne das Geringſte eingebüßt zu haben. Aber auf ſeiner Flucht ließ er, ohne es gewahr zu werden, die ſchönſte kleine Torte fallen, die er in ſeinem Korbe hatte. Einer von denen, die ihn am hitzigſten verfolget hatten, ein kleiner loſer Knabe von zehen Jahren, der ſehr lebhaft zu ſeyn ſchien, fiel über dieſe Beute her, und ich glaubte nicht anders, als daß er ſie verzehren würde. Aber ganz und gar nicht. Er lief dem Verkäufer nach, hohlte ihn ein, und gab ihm ſeine kleine Torte wieder. Ich eilte, auf die Gaſſe herunter zu kommen. Ich wollte den ganzen Kram kaufen, und ihn unter die Kinder, in Rückſicht auf die Großmuth ihres Kameraden, austheilen; aber ich traf Niemand mehr an. Der Korb, der Verkäufer, die Kinder, alles war verſchwunden; und mir blieb nur das Bedauern übrig, eine ſo ſchöne That nicht belohnen zu können.

20. Schöne That, die ſieben Soldaten von der Armee des Herzogs von Rohan im Jahre 1626. in dem Lande Foix gethan.

Als ſich Rohan bey der Herannäherung des Marſchalls von Themines zum Zurückzuge genöthiget ſah, weigerten ſich ſieben Soldaten, die Proteſtanten waren, ihrem Generale nachzuziehen; und da ſie einen rühmlichen Tod einer nothwendigen Flucht vorzogen, ſo warfen ſie ſich in ein Haus nicht weit von Carlat, welches Chambonnat hieß.

Themines, der ihre Kühnheit hätte bewundern und weiter gehen ſollen, blieb mit ſeiner Armee liegen, und ließ dieſen Poſten angreifen; indem es ſchändlich geweſen wäre, eine ſolche Unternehmung aufzugeben, nachdem man ſie einmal angefangen hatte. Die ſieben tapfern Leute vertheidigten ſich zwey ganze Tage, der Marſchall verlohr vierzig Mann in den verſchiedenen Stürmen, die er auf ſie thun ließ, endlich aber nöthigte ſie der Hunger, ſich nach einem Ausgange umzuſehen, durch welchen ſie ſich retten konnten. Einer von ihnen geht unter Begünſtigung der Nacht hinaus, ſieht ſich in der daran liegenden Gegend um, entdeckt einen abgelegenen Fußſteig, den ſie gehen konnten, ohne von dem königlichen Heere geſehen zu werden, und kömmt in vollen Freuden zurück, ihnen ſeine Entdeckung anzukündigen. Er war ſchon nahe an

gelang es ihm, ſich los
von, ohne das Gering
Aber auf ſeiner Flucht
zu werden, die ſchönſte
er in ſeinem Korbe he
die ihn am hitzigſten ver
loſer Knabe von zehen J
zu ſeyn ſchien, fiel über
ich glaubte nicht anders
würde. Aber ganz un
Verkäufer nach, hohlte
ſeine kleine Torte wiede
Gaſſe herunter zu komm
ganzen Kram kaufen, und
in Rückſicht auf die Groß
den, austheilen; aber ich
an. Der Korb, der Verkä
les war verſchwunden; und
Bedauern übrig, eine ſo ſchö
nen zu können.

…Theodotus beſchaffen, als die Ver-
… die Kirche zu ergehen anfieng. Er
… verfolgten Brüdern alle Dienſte,
… nach ſeinem Vermögen leiſten konn-
…lich ſelbſt als ein Chriſt vorgefor-
… Der Statthalter wendete anfäng-
… und Drohen dazu an, daß er ihn
…te, dem Dienſte des wahren Got-
… ; da er aber aus des Theodotus
…ah, daß er nicht mit ihm zum
…n würde, ſo erhielten etliche Hen-
… mit eiſernen Klauen zu zerreiſ-
… Wunden den ſtärkſten Weineſſig
… ihn mit brennenden Fackeln dar-
… Hierauf führte man ihn ins
… er zeigte im Vorbeygehen Je-
… riſſenen Leib als einen Beweis
… und der Stärke, die er
… Es iſt, ſagte er, billig,
…r zu bringen, weil er zuerſt
…
…
… ließ der Statthalter den
… einen groſſen Platz vor ſich
… man ihm ſeinen Richter-
… befahl, ihn ſeine Wun-
… von neuem zu zerreiſ-
… den Kohlen … engte
… Alle … au-
… dazu, … der
… ſo grö… …ph
… …rei-

an dem Hauſe; ſein eigener Bruder, der Schildwache ſtand, hört ein Geräuſch, erblickt in den Schatten einen Gegenſtand, den er für einen Feind hält, drückt los und ſchießt ihm das dicke Bein entzwey. Der Unglückliche kriecht bis an die Mauer hin, ſein Bruder erkennt darauf ſeinen Irrthum, erfüllt die Luft mit ſeinem Geſchrey, und ſchwört ihm, daß er bey ihm ſterben wolle. Der Verwundete muntert ſeine Kameraden auf, auf ihren Zurückzug bedacht zu ſeyn, giebt ihnen die Mittel dazu an die Hand und ſagt ihnen den Weg. „Was mich betrifft, „ſagte ſein Bruder, ſo habe ich dein Unglück „verurſachet und will es mit dir theilen; ich will „bey dir ſterben, und ſpüre, daß ich noch Kräfte „genug habe, mich an unſern Feinden wegen „meines Irrthums, und deines und meines Todes zu rächen.“ Einer von ihren Anverwandten ſchwört auch, ſie nicht zu verlaſſen, die andern ſchwimmen in Thränen und gehen fort, und verſprechen, ſie, wenn die Reihe an ſie kommen würde, auch zu rächen und das Gedächtniß eines ſo ſeltenen Heldenmuths unter ihren Glaubensgenoſſen zu verewigen. Der Tag bricht an, Themines giebt von neuem Befehl zum Sturme, und die drey Belagerten vertheidigen ſich mit einer unglaublichen Tapferkeit, über die man aber nach dem, was ſie ſchon ausgerichtet hatten, nicht mehr erſtaunen durfte. Sie geben endlich unter unzählichen Streichen ihren Geiſt auf; und Themines ſetzte nach dieſem Siege, der

aber

aber ſchändlicher war, als eine Niederlage, ſeinen Zug fort und gieng weiter, damit er durch Thaten, von denen er mehr Ehre hatte, ſeine Schande wieder gut machen möchte.

Paul zu Toulon.

Dieſer groſſe Mann, der einer Wäſcherin Sohn war, erblickte das Licht der Welt in einem Fahrzeuge mitten in einem Sturme. Er ſtieg vom ſchlechten Schiffjungen bis zum Viceadmiral. Da er eines Tags in den Hafen zu Marſeille einlief und die Offiziere der Galeren bey ſich hatte, erblickte er einen Bootsmann von ſeiner Bekanntſchaft, der wie die andern von dem Verlangen, ihn zu ſehen und vielleicht von ihm geſehen zu werden, herbeygezogen worden war, und doch das Herz nicht hatte, ſich von ihm ſehen zu laſſen. Der Ritter Paul, der ſeine Verlegenheit wahrnahm, näherte ſich ihm. Warum weichet ihr vor mir aus? Glaubet ihr, ich hätte bey meinem Glücke meine alten Freunde vergeſſen? Er kehrte ſich hierauf um zu denen, die ihn begleiteten. Meine Herren, das iſt einer von meinen alten Kameraden, wir ſind mit einander auf einem und demſelben Schiffe Jungen geweſen. Das Glück iſt mir günſtig, ihm aber zuwider geweſen; ich ſchätze ihn aber demungeachtet hoch, erlauben Sie, daß ich mich einen

Au-

Augenblick mit ihm unterrede. — Er verhalf ihm zu einem anſtändigen Amte, das ſeine Familie glücklich machte.

Der im Jahre 1650. zu Dünkirchen gebohrne Johann Barth hatte eben das Glück. Er ſtieg ohne Gönner, ohne andere Stütze durch ſich ſelbſt vom ſchlechten Schiffjungen bis zum Befehlshaber einer Flotte. Dieſer fürchterliche Seemann ſtarb, nachdem er ſich durch verſchiedene ſo ſonderbare als herzhafte Thaten hervorgethan hatte, im Jahr 1702. in ſeinem zwey und funfzigſten Jahre. Ludwig der XIV. hatte ihn im Jahre 1694. in den Adelſtand erhoben.

21. Halt das Geſetz, daß du ein guter Bürger biſt, Und mach dich ſtets bereit, zu ſterben als ein Chriſt.

1. Die Geſetze ſind bey der Geſellſchaft das, was der Grund bey einem Gebäude, und die Federn bey einer Uhr ſind. Sie ſind der Grund ihrer ganzen Einrichtung, das Triebrad aller ihrer Bewegungen; oder um uns eines natürlichern Gleichniſſes zu bedienen: eben ſo wie ein des Geſichts beraubter Menſch einen Stecken nöthig hat, ſich an denſelben zu halten und daran zu gehen, eben ſo haben die Menſchen überhaupt Geſetze nöthig, die bey ihnen die

Stelle

Stelle ihrer verwirrten Vernunft vertreten müſſen. Sie befördern die allgemeine und beſondere Sicherheit. Es iſt demnach einer jeden einzelnen Perſon eben ſo viel an der Beobachtung derſelben gelegen, als den Gliedern an der Geſundheit des Leibes.

Einen Bürger nenne ich nicht den, der an dem Orte, an dem er wohnt, gebohren iſt, ſondern den, der ſich den Geſetzen und Gebräuchen des Landes, in dem er ſich befindet, gemäß verhält, der es als ſein Vaterland anſieht, der ſo viel auf ihn ankömmt zur gemeinen Wohlfahrt beyträgt, und ſeine Fähigkeit nur dazu anwendet, daß er denen, bey denen er leben muß, nützlich werden möge. Nur das heißt ein rechter Bürger. Der Rechtſchaffene iſt es und muß an allen Orten, an denen er ſich befindet, dafür angeſehen werden.

2. Warum wünſchten ſich ſo viele heydniſche Weltweiſen und andere groſſe Männer des Alterthums, welche vermittelſt des einzigen Begriffs, daß ein Gott ſey, eben ſo gut, als wir, die Nothwendigkeit eines zukünftigen Lebens für die Frommen und Gottloſen erkannten; warum, ſage ich, wünſchten ſie ſich den Tod als das Ende ihres Leidens und als den Anfang ihrer Glückſeligkeit; da ihn dagegen die meiſten Chriſten mit ſo groſſem Entſetzen betrachten? Die Antwort iſt leicht: ſie lebeten, wie wir leben ſollten.

Wir müſſen ſterben, das iſt ein allgemeines Geſetz, von dem kein Menſch frey iſt. Der Tod iſt, wenn ich mich weltlicher Ausdrücke bedienen darf, der letzte Wurf mit den Würfeln, der das Spiel entſcheidet. Man muß ihn erwarten und ſich von fernen dazu anſchicken. Er überraſcht nur den, der ſich vor ihm fürchtet, und jagt nur dem falſchen Chriſten eine Furcht ein. Der rechtſchaffene Mann ſieht ihn kommen, ohne die Augen wegzuwenden. Er hat nur gelebet, um gut zu ſterben; und er ſtirbt alſo, wie er gelebet hat.

Brief von Chateau-Neuf, bey Eymoutiers.

Unſere Gegend iſt durch die häufigen Anfälle unzählich vieler toller Hunde ganz in Verſtöhrung geſetzt worden.

Die Seuche hat auch die Wölfe angeſteckt. Geſtern vormittag um eilf Uhr iſt eines von dieſen Thieren unter der Meſſe des Pfarrſpiels in ein Dorf gekommen, in welchem zum Unglücke eine arme Frau an ihrer Hausthüre ſtand. Das wüthende Thier iſt über ſie hergefallen und hat ihr das Geſicht ganz ze biſſen.

Das Schickſal dieſes Weibes iſt um ſo mehr zu beklagen, da ſie ein Kind ſäuget, und ſich auf den Beyſtand eines Mannes, der ſchon ſeit

ſeit vielen Jahren im Kopfe verrückt iſt, gar nicht verlaſſen kann.

Ich kann mir zugleich das Vergnügen nicht verſagen, Ihnen von dem herzhaften Zuge eines jungen Weibes von zwanzig Jahren Nachricht zu geben, die vor einigen Tagen mit einem dieſer ſchrecklichen Thiere zu kämpfen hatte und es rühmlichſt überwand. Sie hütete die Schafe auf einer Wieſe des Herrn von Chateau-Neuf. Auf einmal kömmt ein wüthender Wolf mitten unter die Heerde, und beißt und zerreißt von allen Seiten die Schafe, die er ertappen kann. Dieſes großmüthige Weib hat das Herz, ihm eines ſtreitig zu machen; da ſie es aber nicht ſo weit bringen kann, daß er es hätte fahren laſſen, ſo packt ſie das Thier mit Gewalt beym Halſe an, ſchlägt es nieder und hat es eine halbe Viertelſtunde lang unter ſich, bis ihr ihr Bruder auf ihr Geſchrey zu Hülfe eilet, der eine Stange hat, mit der er dem Wolfe ſeinen Reſt giebt. Unſere Heldin hatte weiter nichts, als einige leichte Biſſe an zweyen Fingern davon getragen. Sie iſt mit zwey andern Kranken auf Veranſtaltung des Herrn und der Frau von Chateau-Neuf zu dem Herrn von der Pivardiere, ihrem Anverwandten gebracht worden, der ein koſtbares und bewährtes Geheimniß wider dieſe ſchreckliche Krankheit beſitzt.

22. Der Heilige Theodotus, ein Gaſtwirth.

Theodotus lebte im Eheſtande und führte in der Stadt Ancyra ein in den Augen des Menſchen gemeines, aber in Gottes Augen ſehr heiliges Leben. Er hatte einen Gaſthof und ſchenkte Wein; aber er war, welches bey dieſer Lebensart etwas ſehr Seltenes iſt, gerecht, ehrlich, liebte die Religion und übte ſie aufs ſorgfältigſte aus. Er war von ſeiner zarteſten Kindheit an von der heiligen Jungfrau Tekuſa zur Frömmigkeit angehalten worden, ſo daß er in dieſem Alter, in welchem man ſich an nichts Gründliches hält, ſchon die Ergötzlichkeiten und den Reichthum verachtete, und ſich angelegen ſeyn ließ, zu faſten und Almoſen zu geben. Er ſtand den Armen und Unglücklichen bey, und arbeitete an der Bekehrung der Sünder. Er hatte den Grundſatz, daß es einem Chriſten eine größre Ehre ſey, Armuth zu leiden, als reich zu ſeyn, oder daß man ſich wenigſtens von ſeinem Reichthume losmachen und ihn an die Armen wenden müſſe, und daß man nicht nach dem Evangelio lebe, wenn man mehr als das Nothdürftige, an ſich wende. Er verachtete ein bequemes und gemächliches Leben; weil es, wie er ſagte, den männlichen Muth entkräftete, mit dem ein Jünger Jeſu Chriſti belebt ſeyn müſſe.

So war Theodotus beſchaffen, als die Verfolgung über die Kirche zu ergehen anfieng. Er leiſtete ſeinen verfolgten Brüdern alle Dienſte, die er ihnen nach ſeinem Vermögen leiſten konnte, bis er endlich ſelbſt als ein Chriſt vorgefordert wurde. Der Statthalter wendete anfänglich Bitten und Drohen dazu an, daß er ihn bewegen möchte, dem Dienſte des wahren Gottes zu entſagen; da er aber aus des Theodotus Antworten erſah, daß er nicht mit ihm zum Zwecke kommen würde, ſo erhielten etliche Henker Befehl, ihn mit eiſernen Klauen zu zerreiſſen, in ſeine Wunden den ſtärkſten Weineſſig zu gieſſen, und ihn mit brennenden Fackeln daran zu brennen. Hierauf führte man ihn ins Gefängniß, und er zeigte im Vorbeygehen Jedermann ſeinen zerriſſenen Leib als einen Beweis der Macht Jeſu Chriſti, und der Stärke, die er den Seinigen verleihe. Es iſt, ſagte er, billig, ihm dergleichen Opfer zu bringen, weil er zuerſt für uns gelitten hat.

Fünf Tage darauf ließ der Statthalter den heiligen Märtyrer auf einen groſſen Platz vor ſich führen, auf welchen man ihm ſeinen Richterſtuhl geſetzt hatte. Er befahl, ihn ſeine Wunden wieder zu öffnen, ihm von neuem zu zerreiſſen und ihn auf mit glüenden Kohlen vermengte ſpitzige Scherben zu legen. Alle dieſe Grauſamkeiten aber dienten nur dazu, daß ſie der Gnade Jeſu Chriſti einen deſto gröſſern Triumph

bereiten mußten. Endlich verdammte ihn der Statthalter, da er ſah, daß er unüberwindlich war, zur Enthauptung; und gab aus Furcht, daß ihn die Chriſten begraben möchten, den Befehl, daß ſein Leichnam verbrannt werden ſollte. Er erlitte den Märtyrertod um das Jahr Jeſu Chriſti 303.

Lebensregel. 1. Man kann in allen Lebensarten, diejenigen ausgenommen, die von der Kirche verdammet ſind, ein wahrer Chriſt ſeyn.

2. Laſſet uns die Grundſätze des Theodotus von dem Reichthume und von der Anwendung deſſelben oftmals leſen.

Gebeth. Herr, wir mögen uns in einem Stande befinden, in welchem wir wollen, ſo gehören wir dir an, weil wir das Glück haben, Chriſten zu ſeyn. Möchte doch unſer Leben unſerm Namen gleichförmig ſeyn, möchte es ſo heilig ſeyn, daß wir auch andere ermuntern, heilig zu werden.

23. Sey deinen Kindern ein wahrer Vater. Beſtrafe ihre Fehler ohne zu ſtreng zu ſeyn. Gehe ihnen mit dem Beyſpiel deiner Tugenden vor.

1. Ich nenne den einen wahren Vater, der aus Antrieb einer vernünftigen herzlichen Liebe zu ſeinen Kindern ſie ſo anſieht, wie ſie ſind, das iſt, mit ihren guten und böſen Eigenſchaften; der es ſeine vornehmſte Pflicht ſeyn läßt, die erſtern auszubilden, ohne daß er die letztern zu beſchönigen ſucht; der ſich befleiſſiget, ihren Herzen von ihrer zarteſten Kindheit an die Tugend einzuprägen, und ihnen die Furcht vor Gott, die Hochſchätzung der Religion, und die Liebe zum Vaterlande und zum Nächſten einzuflößen; und der ſich endlich in ſeinen Handlungen und Reden wohl in Acht nimmt, und ſich ihnen ſelbſt zum Lehrer und Muſter darſtellt.

Ich kann das unanſtändige Verfahren einiger Väter und Mütter nicht genug mißbilligen, die alle ihre Liebe nur auf ein Kind werfen, und mit den andern ſo umgehen, als ob ſie ſie nichts angiengen; und durch dieſen ſtrafbaren Vorzug, der mehrentheils nur von dem Eigenſinne herrührt, zwiſchen ihren Kindern den Grund zu einem Haſſe und Widerwillen legen, die über kurz oder lang zum Ausbruche kommen. Ich weiß, daß man ſeine Neigung nicht jederzeit in ſeiner Gewalt hat, und daß unter zweyen Kindern eines

nes liebenswürdiger ſeyn könne, als das andere: aber es muß doch die Gleichheit in die Augen fallen, und ſie dürfen niemals gewahr werden, daß man unter ihnen einen Unterſchied mache.

2. Ein rechtſchaffener Vater muß wie ein ſorgfältiger Gärtner, der nicht das geringſte Unkraut in ſeinem Garten aufkommen läßt, darauf bedacht ſeyn, die Fehler ſeiner Kinder auszukundſchaften, und den Keim derſelben auszurotten, ohne ihm Zeit zu laſſen, einzuwürzeln. Und gleichwohl haben die meiſten Eltern die ſchändliche Schwachheit, wo nicht den erſten Fehlern ihrer Kinder zu ſchmeicheln, aber ſie doch wenigſtens zu entſchuldigen; und ſie laſſen durch ihre grauſame Nachſicht den Laſtern alle Freyheit, auf das betrübteſte überhand zu nehmen.

Allzugroſſe Strenge richtet eben ſo groſſen Schaden an, als übertriebene Nachſicht. Das Herz eines jungen Menſchen iſt wie ein zarter Baum, den man biegen muß, ohne ihn zu zerbrechen. Hat dein Kind gelogen, ſo veranlaßt es die Furcht vor der Strafe, ſeinen Fehler zu läugnen. Benimm ihm dieſe Furcht. Es darf nur gewiß ſeyn, daß es durch das Geſtändniß ſeines Vergehens die Vergebung erlangen werde, ſo wird es nicht mehr lügen. Ein kluger Vater wird es mit leichter Mühe dahin bringen, daß er auch andere Fehler ausrotten wird, wenn er in ſeinen Beſtrafungen das rechte Maaß zu halten weiß.

3. Man

3. Man lernt eben ſo ſündigen, wie man reden lernt. Ob der Menſch gleich von Natur zum Böſen geneigt iſt, ſo iſt doch nichts gewiſſer, als daß bey ihm das böſe Beyſpiel Neigungen keimen und zum Ausbruche kommen läßt, die ihm ohne daſſelbe unbekannt geblieben ſeyn würden. Iſt es demnach ein Wunder, wenn die Laſter forterben, da die Beyſpiele von Alter zu Alter fortgehen? Die Schmähſucht, die Unmäſſigkeit und unzähliche andere Laſter würden uns unbekannt ſeyn, wenn wir ſie nicht von unſern Eltern gelernt hätten. Unmenſchliche Väter, ſollen denn eure Kinder das ſchädliche Gift, das ſie tödet, von euren Händen empfangen!

Es würde die Welt ſehr unglücklich ſeyn, wenn man alle Laſter der Kinder dem böſen Beyſpiele der Eltern zurechnen müßte. Nein, ich will glauben, daß es auch tugendhafte, und zwar nicht wenige gebe; aber wie können ſie verlangen, daß ihnen die Kinder ähnlich werden ſollen, wenn ſie nicht mit der gröſten Sorgfalt auf ſie Achtung geben?

Der herzhafte und großmüthige Schiffmann.

Man ſchreibt von Neapolis, daß gegen das Ende des Jahrs 1784. an der Spitze des Schloſſes, das Ey, eine Fiſcherbarke von einem Windſtoſſe überfallen und umgeworfen worden ſey. Fünf Unglückliche, die ſich darauf befanden, wollten untergehen, als ſie ein Schiffmann von den königlichen Galeeren erblickte, der eben aus der Kirche gieng. Seine Menſchlichkeit trieb ihn an, ans Ufer zu eilen, und er beſtrebte ſich, ohne an die Gefahr zu denken, der er ſich ausſetzte, ein Fahrzeug loszumachen und ihnen zu Hülfe zu eilen. Der Eigenthumsherr des Fahrzeugs, der nicht weit davon war, ſprang hinzu, wollte ihn an der Abfahrt hindern, und führte hauptſächlich die Furcht an, die er hätte, um das Fahrzeug zu kommen, deſſen er ſich bedienen wollte, und das ihm angehörte. Der großmüthige Schiffmann kehrte ſich darauf gegen das zuſammengekommene Volk, erklärte ſich, daß, wenn er umkäme, es ſein Wille ſey, daß ſeine Familie das Fahrzeug bezahlen ſollte, rief es zum Zeugen dieſer Art eines Teſtaments an, und trug ihm auf, es vollſtrecken zu helfen. Er entfernte ſich hierauf vom Ufer, erreichte die Unglücklichen, die mit den Wellen kämpften, und war ſo glücklich, ſie zu retten und an das Land zu bringen. Der König, dem von dieſer That Bericht erſtattet wurde, gab Befehl, daß dem

dem herzhaften und großmüthigen Schiffmann die Belohnung doppelt ausgezahlet werden, und daß er ſie Zeitlebens genieſſen ſollte. Seine Majeſtät ließ ihm zugleich ein Geſchenke einhändigen, das er mit ſeinen Kindern theilen ſollte.

24. Ehrlichkeit eines jungen Soldaten.

Jakob Corotte, ein von Beſanſon gebürtiger ſiebenzehen Jahr alter Soldat bey dem Regimente der franzöſiſchen Garde, unter der Kompagnie des Herrn Marquis von Sommeri, gieng zu Anfang des Jahrs 1776. nach Paris, um bey dem Regimente der Garde als Muſikante einzutreten, und fand auf dem Wege von Troyes nach Nogent ein Felleiſen, in welchem hundert tauſend Livres ſo wohl in Papieren, als in baarem Gelde befindlich waren. Er nahm es in der Abſicht, es in die Stadt zu tragen, auf ſeine Schultern, ſah ſich aber gar bald genöthiget, einen Vorbeygehenden zu erſuchen, daß er ihm ſeine Bürde möchte tragen helfen. Dieſer Mann that dem Corotte den Vorſchlag, mit ihm auf einen nahen Hanfacker zu gehen, auf demſelben das Geld, das in dem Felleiſen befindlich war, mit ihm zu theilen, und hernach die Papiere auf dem Wege hin und her zu ſtreuen. Corotte bezeigt hierüber ſeinen Unwillen, und ſtellt die Gefahr vor, in welche die Leute gerathen würden, welche die Papiere finden und

wieder hintragen würden. Sie gehen beyde ihren Weg fort. Da es bald Nacht werden wollte, ſo ſchlug der Verführer vor, langſam zu gehen, damit ſie nicht bey Tage in die Stadt kommen möchten. Vor dem Thore rieth er ihm nochmals, aber vergeblich, mit ihm hinter die Mauer zu gehen. Nachdem ſie nach Nogent gekommen waren, ſo führte der Begleiter des Corotte, der ein Einwohner der Stadt war, ihn mit in ſein Haus, und ſchloß die Thür zu. Er nöthigte den jungen Menſchen zum Trinken und ſuchte ihn von neuem zu verführen; der rechtſchaffene Corotte aber wollte weder trinken, noch den Schatz aus den Händen geben, den der größte Glückszufall der ſtandhafteſten Ehrlichkeit anvertrauet hatte. Es wurde gar bald die Trommel zur Wiederforderung des Felleiſens gerührt, und Corotte glaubte, es wäre der Zapfenſtreich. Man erhielt ihn um ſo leichter in dieſem Irrthume, als es in dergleichen Fällen zu Beſanſon gebräuchlich iſt, die Trompete zu blaſen und nicht die Trommel zu rühren. Der junge Menſch, den ſein Wirth bey nahe treuherzig gemacht hätte, beſteht ſchlechterdings darauf, die Nacht im Gaſthofe zuzubringen. Er bringt es ſo weit, daß der Einwohner, der mit Gewalt ein ehrlicher Mann werden mußte, in der Nacht zu dem Herrn Garnier, der über die Brücken und erhabenen Wege die Aufſicht hatte, und dem das Felleiſen angehörte, gieng und es ihm endlich überreichte. Der Herr Garnier,

der

der ſich wunderte, daß er es nicht eher wieder erhalten hätte, da dieſer Mann zu Nogent wohnte und ihm vollkommen bekannt war, gerieth auf Verdacht, in dem er ſo lange beſtärket wurde, bis er von dem Corotte die Nachricht von dieſen ſo rühmlichen Umſtänden erhielt. Da er ſich gegen dieſen durch die Summe, die er dem, der ihm ſein Felleiſen entdecken und wieder zuſtellen würde, verſprochen hatte, nicht dankbar genug zu erzeigen glaubte, ſo fuhr er fort, ihm Gefälligkeiten zu erweiſen, beförderte ſeine Wohlfahrt, und bewies ihm dadurch, daß er ſich von der Zeit an beſtändig ſeiner annahm, daß die Tugend oft noch andere Belohnungen zu erhalten pflege, als das Zeugniß eines guten Gewiſſens.

Der Märtyrer der Menſchlichkeit.

Man hatte in den beyden Gennes, vier Meilen von Saumur, einen Sturm, welcher überaus klägliche Folgen hatte. Es wurden 20. Häuſer mit Verluſt vieler Geräthſchaften eingeſtürzt, viele Waſſermühlen mit Verluſt des Getraids und Mehls beſchädiget; das Wichtigſte aber, das hierbey bekannt gemacht zu werden verdient, iſt die Herzhaftigkeit und Großmuth eines Mannes, Namens Harduin, eines Zimmermanns, der ſich auſſer aller Gefahr befand,

und ſich doch an die gefährlichſten Oerter begab. Seine Frau, die ihn einer ſo herzhaften That fähig hielt, rief ihm zu: wo willſt du hin, lieber Freund, du wirſt um das Leben kommen. Er antwortete ihr aber im Laufen: ich muß meine Nachbarn retten. Er begab ſich wirklich überall hin, wo er ſchreyen hörte; und es gelang ihm, mit unglaublicher Mühe zwanzig Perſonen, die meiſtens Weiber und Kinder waren, zu retten, die ohne den Beyſtand dieſes beherzten und geſchickten Mannes unfehlbar das Leben eingebüßt hätten. Dieſer unerſchrockene Mann, der ſich durch das Schwimmen ganz entkräftet hatte, kam an ein Thor, um durch daſſelbe auf einen erhabenen Ort zu gelangen, das aber in eben dem Augenblicke von der Gewalt des Strohms zugeſchlagen wurde, und in das er ein Bein brachte, das er nicht wieder herausziehen konnte. Er kam alſo um ſein Leben, nachdem er ſo viele andere gerettet hatte, und hinterläßt eine Wittwe mit drey Kindern, von denen das älteſte vier bis fünf Jahr alt iſt.

25. Der

25. Der Reiche und der Arme.

Haben nicht die Mächtigen und Reichen alle Vortheile in der Geſellſchaft? ſind nicht alle Aemter, die etwas eintragen, mit ihnen allein beſetzt? Werden nicht alle Begnadigungen, alle Freyheiten ihnen vorbehalten? und ſteht das öffentliche Anſehen nicht allein ihnen zu Dienſte? Läßt einen angeſehenen Mann ſeine Gläubiger beſtehlen oder andere Betrügereyen ſpielen, kann er ſich nicht allezeit darauf verlaſſen, daß man ihn nicht beſtrafen werde? Sind die Stockſchläge, die er austheilt, die Gewaltthätigkeiten, die er begeht, ſelbſt die Todſchläge und Mordthaten, deren er ſich ſchuldig macht, nicht Dinge, die man niederſchlägt, und an die nach einem halben Jahre gar nicht mehr gedacht wird? Läßt eben dieſen Mann beſtohlen werden, ſo iſt die ganze Policey in Bewegung, und wehe den Unſchuldigen, die er im Verdacht hat. Reiſet er an einem gefährlichen Orte, ſo ſind auf dem Lande Bedeckungen für ihn da. Zerbricht er die Achſe an ſeinem Wagen, ſo eilt ihm alles zu Hülfe. Macht man Lermen vor ſeiner Thür, ſo darf er nur ein Wort ſagen, ſo wird alles ſtill. Fällt ihm der Pöbel beſchwerlich, ſo giebt er nur ein Zeichen, und alles kömmt in Ordnung. Kömmt ihm ein Fuhrmann in den Weg, ſo ſind ſeine Leute bereit, ihn todzuſchlagen, und es würden eher funfzig rechtſchaffene Fußgänger, die ihren Geſchäften nachgehen, todgefahren wer-

werden, als ein müſſiger Schurke in ſeinem Wagen aufgehalten werden dürfte. Alle dergleichen Achtung koſtet ihn keinen Sou; ſie iſt ein Recht des reichen Mannes und nicht ein Werth des Reichthums. Wie ſehr verſchieden aber iſt das Gemälde des Armen! Je mehr ihm die Menſchheit ſchuldig iſt, deſto mehr verſagt ihm die Geſellſchaft. Alle Thüren ſind vor ihm verſchloſſen, auch wenn er das Recht hat, ſie aufmachen zu laſſen; und wenn er auch bisweilen Recht behält, ſo geſchieht es doch mit gröſſerer Mühe, als ein anderer eine Gnade erhält. Sind Frohndienſte zu thun, ſoll Mannſchaft ausgehoben werden, ſo giebt man ihm den Vorzug. Er muß auſſer der Laſt, die er ſchon zu tragen hat, auch allezeit die Laſt tragen, von der ſich ſein reicherer Nachbar freyzumachen das Anſehen hat. Bey dem geringſten Zufalle, der ihm begegnet, entfernet ſich ein jeder von ihm. Wenn ſein armer Wagen umgeworfen wird, ſo iſt es ſo weit davon entfernt, daß ihm Jemand zu Hülfe kommen ſollte, daß ich ihn vielmehr für glücklich halte, wenn er im Vorbeygehen den Muthwillen der luſtigen Leute eines jungen Herzogs vermeiden kann. Mit einem Worte, er hat in der Noth keine unentgeldliche Hülfe eben darum zu hoffen, weil er nichts hat, womit er ſie bezahlen kann; hat er aber das Unglück, eine rechtſchaffene Seele, eine liebenswürdige Tochter und einen mächtigen Nachbar zu haben, ſo halte ich ihn für einen verlohrnen Mann.

Die

Die Stärke der mütterlichen Rechtſchaffenheit.

Ein Bootsmann zu Martigues, einer kleinen Stadt in Provence, hatte ein junges, ſchönes und tugendhaftes Frauenzimmer geheurathet. Dieſe hatte ihrer genauen Einrichtung ungeachtet nach und nach das Geld verzehret, das ihr ihr Mann bey ſeiner Einſchiffung zurückgelaſſen hatte, und nahm zu einem Bürger der Stadt ihre Zuflucht. Dieſer Mann wurde auf einmal von der Schönheit derjenigen, die ihn um Hülfe anſprach, eingenommen, und wollte auf den Dienſt, um den ſie ihn erſuchte, einen Preis ſetzen, den ihm dieſe rechtſchaffene Frau ohne Bedenken verſagen zu müſſen glaubte. Da aber gleichwohl ihr Mann nicht wieder kam, ſo waren ihre kleinen Rettungsmittel gar bald erſchöpft. Sie ſah ſich alſo durch die Noth, die immer mehr und mehr überhand nahm und durch die immer mehr zunehmenden Bedürfniſſe eines Kindes, das ſie ſäugete, gedrungen, ſich zu entſchlieſſen, und in der Hoffnung, ein menſchlicheres Herz zu finden, wieder zu dem zu gehen, an deſſen Antrage ſie ein ſo groſſes Mißfallen gehabt hatte. Sie konnte aber ihres dringenden Anhaltens und Bittens ungeachtet nicht das Geringſte erhalten. Sie ſah ſich alſo genöthiget, es näher zu geben, und wurde durch die Noth gezwungen, ihm zu verſtatten, des Abends bey ihr zu eſſen. Nach der Mahlzeit, die, wie ſich leicht vermuthen läßt,

läßt, eine von den traurigſten war, ſetzt ihr dieſer ungeſtüme Mann heftig zu, den Vergleich zu erfüllen. Da alſo dieſes arme Weib ſah, daß keine Hoffnung mehr für ſie übrig war, ſo nahm ſie ihr Kind aus ſeiner Wiege, in der es ſchlief, drückte es mit thränenden Augen an ihre Bruſt, und ſagte zu ihm: „trinke, mein Kind, trink „dich ſatt; nimm noch die Milch einer rechtſchaf„fenen Frau hin, welche die Noth in den kläg„lichſten Zuſtand verſetzt. Morgen . . . ach! „daß ich dich da noch möchte ſäugen können! „du ſollteſt die Milch einer Unglücklichen nicht „zu trinken bekommen.“ Ihre Thränen thaten das Uebrige.] Der Bürger kam bey dieſem Schauſpiele auſſer ſich, gieng fort, warf ſeinen Beutel auf den Tiſch und rief aus: es iſt nicht möglich, ſo vielen Tugenden zu widerſtehen.

26. Brief des Verfaſſers der Feſte der rechtſchaffenen Leute.

Briquebec, Donnerſtags, den 26. September, 1776.

Es ſind nun drey Jahre, mein lieber Freund, da ich gleich am zweyten Tage nach meiner Ankunft zu Briquebec mit dem Pfarrer eine lange Unterredung vom Almoſen hatte. Wir waren in Anſehung der Bettler von Profeſſion, welche

che aus Faulheit vor die Thüren gehen, völlig einer Meynung. Wir hätten gerne ein Mittel ausfindig gemacht, ſie dadurch abzuſchaffen, daß man ihnen Arbeit gäbe. Dieſes Mittel aber geht über die Kräfte eines Pfarrers. Wir wurden mit einander einig, daß er wenigſtens den ſchaamhaftigen Armen Hülfe leiſten ſollte, und glaubten, daß eine Kuh einer jeden der rechtſchaffenen Familien, die ſich mit der größten Mühe des Bettelns erwehren können, ſehr gute Dienſte thun würde. Der Pfarrer hatte kein Geld; er borgte es aber, und kaufte vier Kühe, und trug mir auf, ſie auszutheilen und alſo hinter die Sache zu kommen. Der Pfarrer ließ an dem folgenden Sonntage zwölf von den vornehmſten Bauern des Pfarrſpiels zu ſich kommen, welches eben die waren, welche auf ſein Begehren die ſchlechten Aecker der Armen beſäet hatten. Ein Umſtand, den ich nicht vergeſſen darf, (ob er gleich zu meinem dermaligen Zwecke nicht gehört,) iſt der, daß wenn der Pfarrer nach ihren Rechnungen fragte, ſie weiter an nichts, als an den Preis des Saamgetraides dachten. Wenn er ihrer Arbeit erwähnte, ſo antwortete ein einziger im Namen aller: wir haben das bey müßigen Stunden mit verrichtet; es iſt ſehr billig, daß wir Ihnen beyſtehen, Herr Pfarrer. — Nachdem ihnen der Pfarrer ſehr gedanket hatte, ſo gedachte er ihnen an die Kühe, die er den ſchaamhaftigen Armen ſchenken wollte, und bath ſie, uns in Anſehung der Wahl Auskunft

zu geben. Ihre Berathſchlagung währete ſehr lange. Der Schluß war, es wäre das bedenklich und eine Gewiſſensſache, ſie wollten daher um Bedenkzeit bitten, um Erkundigung einziehen zu können; ein Ausſpruch aber, den wir von ihnen nicht erwartet hätten, war der, daß wir, anſtatt die Kühe zu verſchenken, ſie nur wegleihen ſollten. „Denn wenn Sie ſie verſchenken, ſagten ſie, ſo werden ſie machen, daß „die, ſo ſie bekommen werden, mehr abgeben „müſſen, und hernach wird man ſie ihnen für „die Schulden wegnehmen und ſie verkaufen.“ — Wir ſahen das ein.

Robert Himel, einer von dieſen Pächtern, der ſeiner Sache gewiſſer war; als die übrigen, gieng mit mir und einem der Herren Prieſter auf die Seite und ſagte zu mir: — wenn Sie die Güte haben wollten, in unſere Gegend zu gehen, ſo würde Sie gegenwärtiger Herr de la Fieffe in derſelben zu einem alten Mann führen, den der Schlag gerühret hat, bey dem ſie eine von Ihren Kühen ſehr gut würden anbringen können.

Ich ließ mich den Tag darauf des Morgens von dem würdigen Prieſter hinführen. Wir kamen in ein abgelegenes Dorf. Man ließ mich in etwas gehen, das man gern ein Haus genennt hätte. Das Fenſter war mit einem Bündel Heu zugeſtopft. In einem Winkel ſtand eine Art eines Kaſtens, dieſer

dieſer Kaſten war voll Stroh und mußte ein Bett für einen Mann abgeben; worauf ich nimmermehr verfallen wäre. Ich komme von dem Herrn Pfarrer her, ſagte ich zu einer ledigen Weibsperſon, die uns Stühle geben wollte, und will euch und euren Herrn Vater beſuchen. Laßt mich ihn ſehen, wenn ihr ſo gut ſeyn wollet. Sie ſagte mit etwas lauterer Stimme zum Greiſe: „lieber Vater, es iſt ein Herr da, der „von dem Herrn Pfarrer her kömmt.“ Sie ſchob zugleich die Mütze zurück, die ihm über die Augen und bey nahe über das ganze Geſicht gieng. Ich bath ſie ſo gleich, ihm die Augen zugedeckt zu laſſen; denn ſie waren roth, und ich ſah, daß ihm das Licht beſchwerlich fiel. Der Greis redete, ich konnte aber, was er ſagte, nicht verſtehen. Ich ſchwatzte alſo mit der Tochter. Ich verlangte, ihr Brod zu ſehen; ſie wurde aber roth, gerieth in Beſtürzung und ſagte zu mir: „ich muß ſehr um Verzeihung bitten, mein Vater hat geſtern Abends das letzte „Stück gegeſſen. (Sie bildete ſich ein, daß ich „mir Brod von ihr ausbitten wollte.) — Habt „ihr denn kein Brod? — Es wird morgen gebacken werden, und wir werden wieder Brod „bekommen. — Und was fangt ihr denn heute „an? — Ich habe Buchwaizenmehl, und will „Brey davon kochen. — Ihr habt doch eine „Kuh? — Nein. — Iſt denn aber der Brey „mit Waſſer gekocht gut? — Wenn er kalt iſt, „ſo röſte ich ihn für meinen Vater; er ißt ihn „ſehr gerne.“

Indem ich mich nach allem umſah, erblickte ich einen kleinen Keſſel auf dem Bette. Ich fragte, was der da machte; man antwortete, er wäre des Regens wegen da; und es regnete auch wirklich, und die Tropfen fielen unten auf das Bett. In einem Keller, den man für den Eingang in das Haus hätte anſehen können, wenn er eine Thür gehabt hätte, erblickte ich ein ganz baufälliges Faß, indem die Dauben von einander ſtanden. „Habt ihr vielleicht in dieſem „Faß euer Getränke?“ Ach! lieber Freund, wie viele Vorwürfe hatte ich mir nicht dieſer Frage wegen zu machen! Sie mußte dem unglücklichen Mädchen wehthun. Wie ſchwer hält es doch, mit unglücklichen tugendhaften Leuten zu ſprechen, ohne ſie zu beleidigen! — Das Mädchen kam aber doch wieder zu ſich und ſagte mir, ſie hätte in dieſem Faße ſchlechten Moſt gehabt, den Robert Hamel hergegeben hätte. Es wären die Reiſe daran zerſprungen, weil ſie von dem Regen, der an der Mauer herunter liefe, verſtockt wären; es befände ſich aber ganz nahe an dem Hauſe Waſſer, das ſehr gut zu trinken wäre. — Ich fragte ſie, wie lange es wäre, daß der Vater hätte das Bette hüten müſſen; man konnte mir es aber nicht ganz genau ſagen. (Ich habe nachhero erfahren, daß es achtzehen Jahr ſey.) Ich fragte das Mädchen, ob ſie ganz allein das Kind ſey; ſie ſagte mir aber, ſie hätte noch eine Schweſter. „Ich ſagte zu ihr: ſteht „ſie euch denn in der Pflegung eures Vaters „nicht

„nicht bey? — Ach! mein Gott, ja. Sie „dient eben deswegen, daß er ſeinen Unterhalt „haben möge. Ich pflege und warte ihn; im „künftigen Jahre aber muß ſie ihn wieder war„ten, und da iſt die Reihe des Dienens an „mir.“

Der Alte hatte uns gehört, und hob ſeine beyden Arme in die Höhe. Das Mädchen ſchlug die Augen nieder und weinte; und ich mußte auch weinen.

Hier haben Sie, mein Herr, eine genaue Erzählung meiner erſten Unterredung mit dem Vater und der Tochter. Ich erſuche Sie, Ihre Frau Schweſter von der Wahrheit derſelben zu verſichern. Sagen Sie ihr im Namen meiner, ich wüßte die Leute zu ſtrafen, die in dieſem Stücke ungläubig ſeyn wollten. Ich habe einen ſolchen angetroffen, es hat ihn ſein baares Geld gekoſtet, da er überzeuget werden wollte; er iſt aber ſehr gut überzeuget worden. Ich muß Ihnen dieſe Begebenheit erzählen, ſie gehört zur Geſchichte unſrer beyden Roſenmädchen; und das morgen.

27. Fortſetzung des vorhergehenden Briefs.

Sie werden ſich doch, mein Herr, der Erzählung wohl erinnern, die ich von dem Pfarrer und den beyden Mädchen in Verſen gemacht habe. Sie erinnern ſich derſelben, weil eben dieſe Erzählung den Wunſch in Ihnen erreget hat, ſie krönen zu laſſen. (Eben dieſe Erzählung rührte im abgewichenen Jahre eine Geſellſchaft von Mannsperſonen. Sie warf mir fünf Louisdor in meinen Hut, von welchen der Greis und ſeine Tochter den Winter über haben leben können.) — Wohlan denn, es ſind nun fünf Vierteljahre, da ich zu Montebourg bey dem Herrn Biſchoffe zu Coutances war und dieſe Erzählung las. Der Herr Abt von Perron, Großvicarius wollte nicht ſo wohl die Tugend der beyden Mädchen, als vielmehr die Treuherzigkeit, die Einfalt der Antworten in Zweifel ziehen, die ich angeführt hatte. Ich mochte ihm ſagen, wie ich wollte, daß ſich dergleichen Antworten nicht erſinnen ließen, daß ſie niemals aus meinem Gehirne hätten kommen können, wenn ſie nicht aus dem Herzen des Mädchens hergekommen wären. Er blieb dabey. Nachdem wir alſo einen Tag feſt geſetzt hatten, an dem wir mit einander zum Greiſe gehen wollten und verabredet hatten, daß der Großvicarius nicht reden ſollte, ſo wettete ich, daß uns das Mädchen ſo bewegliche Worte

ſagen würde, als wir niemals würden haben erſinnen können.

Dieſer Vorſatz wurde ausgeführt. Es gieng ein Prieſter mit uns, und es ſtiegen alſo vier Männer zu Pferde vor der Thür des Greiſes ab. Das Mädchen kam heraus. Sie kannte mich und hatte keine Furcht mehr. Nach den gewöhnlichen Komplimenten betrachtete ich das Dach des Hauſes. Der Herr Pfarrer, ſagte das Mädchen zu mir, hat es decken laſſen, wie Sie es geſagt hatten. — Und die Kuh? — Da ſteht ſie und befindet ſich wohl. — Und das Faß? Der Herr Pfarrer hat es wieder binden und mit geringem Moſte füllen laſſen. — Und was iſt denn in dem andern kleinen Fäſſe da? — In dem da iſt guter Moſt, der Herr Pfarrer hat ihn für meinen Vater hergegeben; ich trinke nichts davon. — Euer Vater liegt ja nicht in ſeinem Bette, wo iſt er denn? — Im Garten. — Wie! er ſteht wieder auf! — Er hat beſſere Koſt, und das macht, daß er wieder ſtärker iſt. — Und was gebt ihr ihm denn für Koſt? — Seit dem ich Milch habe, koche ich ihm des Morgens Brey, zu Mittage gebe ich ihm weißes Brod, das der Herr Pfarrer herſchickt, und Abends koche ich ihm Suppe. — Womit ſchmelzet ihr die Suppe? — Mit Butter. Wir haben von der Kuh wöchentlich vier Pfund, mein Vater verzehrt eins davon, und die andern drey verkaufe ich und kaufe mir Brod. — Warum macht ihr nicht manchmal die Suppe

von Brode? — Es iſt nunmehro über zwey Jahr, daß kein Pfund in unſer Haus gekommen iſt. — Ihr ſolltet doch auch Hühner haben, Eyer würden dem Alten ſehr gut bekommen. — Ich hatte deswegen dieſen Winter deren zwey gehalten, mein Vater bekam aber den Schnupfen und ich machte Brühe davon. — Ihr dürfet deßwegen nichts einbüſſen; gehet morgen zum Herrn Pfarrer, er hat Hühner auf ſeinem Hofe, und ihr ſollet anſtatt eurer beyden vier davon bekommen. - Ich bin Ihnen ſehr verbunden, ich verlange keine. — Ihr braucht euch kein Bedenken zu machen, gehet nur hin, er wird ſie euch herzlich gerne geben. — Ich weiß es wohl, aber ich mag keine haben. — Warum? — Weil ſie den Nachbarn in die Gärten gehen würden.

Sie werden leicht glauben können, mein Herr, daß ich dieſe Antwort nicht werde haben vergebens geben laſſen, ſondern daß ich ſie meinem Ungläubigen werde eingeſchärfet haben. Ich blieb alſo bey derſelben. Weil Hühner euren Nachbarn beſchwerlich fallen würden, ſo habt ihr Recht, ihr dürfet keine Hühner halten, denn man darf ſeinen Nachbarn nicht beſchwerlich fallen; ein Schwein aber würde den Nachbarn keinen Schaden thun, ihr könnet es im Stalle ziehen, ihr habt dicke Milch, der Herr Pfarrer wird Kleyen und Siede hergeben, ihr könnet euer Schwein damit mäſten, es ſchlachten und Speck

davon

davon haben. — Ein Schwein iſt zu theuer. — Und wieviel ſollte es denn koſten? — Wenigſtens ſieben bis acht Franken. — Es verſchlägt nichts, ihr ſollet eines haben, ich will es haben. Ich werde noch in dieſem Monat September wieder kommen, und nicht eher wieder aus der Stelle gehen, als bis ihr eines habet. — Sie wollen alſo noch in gegenwärtigem Monat September wieder kommen? — Ja. — Sie werden nicht mehr mich, ſondern meine Schweſter antreffen. An dem Sanktannentage wird ſie wieder kommen und ich in Dienſte gehen. — Wie viel bekömmt eure Schweſter dieſes Jahr Lohn? — Vierzig Livres. — Wieviel hoffet ihr zu verdienen? — Ich vermiethe mich meiſtens für 36. Livres. Ich kann die ſchwere Arbeit nicht ſo gut verrichten, als meine Schweſter. — Ich bin aber eurer Schweſter wegen in Sorgen. — Warum das? — Weil ich ſie nicht kenne, weil ich ſehe, daß euer Vater reinlich angezogen iſt, und weiße Wäſche hat? Wird eure Schweſter auch ſo dafür ſorgen, wie ihr? — Weit beſſer, ſie iſt viel ſtärker.

Ich ſah meinen Großvicarius an, ſeine Augen waren benetzt, er gab Geld zum Schweine und noch mehr her. Ach! mein Herr, die Sprache des Herzens iſt viel ſtärker, als die Sprache des Verſtandes.

28. Brief von den Spielen des gemeinen Volks in Provence.

Faſt in allen unſern Marktflecken, in allen unſern nur etwas beträchtlichen Dörfern haben wir luſtige Geſellſchaften, die vermittelſt eines geringen Beytrags eine Summe zuſammenſchieſſen, mit welcher man die Unkoſten wegen der Preiſe beſtreitet. Dieſe Preiſe ſind ein Degen mit feinem Bande, ein eingefaßter Hut, ſeidene Strümpfe, eine ſchöne zinnerne Schüſſel, eine Scherpe mit ſilbernen Franzen. Dieſe Belohnungen bey verſchiedenen Spielen hängen an Bändern von allerley Farben um einen beweglichen Reif herum, den man oben auf der Stange eines friſchen Hirſchgeweihes im Triumphe trägt. Acht Tage lang geht man mit dieſen Siegeszeichen in den benachbarten Dörfern unter dem Schalle der Trommeln und Pfeifen umher. Der gemeine Haufe läuft nach, die Eiferſucht martert alle Herzen. Die jungen Mädchen wünſchen ihre Liebhaber gekrönet zu ſehen. Die Greiſe weinen für Freuden, wenn ſie dieſe vaterländiſchen Freuden wieder ſehen, an denen ſie ehedem ſo groſſen Theil nahmen. Sie zeigen ihren Kindern den Lorbeerkranz, den ſie davon trugen und der oben über den ländlichen Kamin aufgehängt bleibt. Alle jungen Leute ſchämen ſich, aus der Art zu ſchlagen, und üben ſich Tag und Nacht. Sie hoffen, glücklich zu ſeyn, und freuen ſich in ihrer Hoffnung.

Es

Es kömmt endlich der glückliche, der erwünſchte Sonntag herbey. Es werden zur Ankündigung der Verſammlung und der Feyerlichkeit alle Glocken geläutet. Es werden auf einer Wieſe unter groſſen Nußbäumen Zelte aufgeſchlagen. Man bringt von allen Seiten Früchte, Erfriſchungen, Gebackenes und Paſteten herbey; und indeſſen geht der Tanz unter dem groſſen Ulmenbaume an. Die gelenkeſte, die mit der gröſten Annehmlichkeit tanzt, wird zur Königin ernennt, ihre Mitwerberinnen rufen ſie dazu aus; und der Bauer, der die gröſte Luſt an ihrem Triumphe hat, der glückliche Sterbliche, den ſie liebt, und den man zum Könige des Feſts ernennt, ſetzt ihr einen Blumenkranz auf.

Abends gegen vier bis fünf Uhr nimmt das Spiel des Laufs ſeinen Anfang. Eine doppelte Reihe von Zuſchauern, die mit einem für Ungedult funkelnden Auge und aufgeſperrtem Maule auf das Zuſehen erpicht ſind, giebt von weitem die Länge der Laufbahn zu erkennen. Es wird das Zeichen gegeben, man geht ab, man läuft, man fliegt, und Sie ſollten die Götter des Homerus zu ſehen glauben, die zwey Schritte thun und mit dem dritten zum Ziele kommen. Es kündiget ein groſſes Geſchrey, ein tauſendfaches Frohlocken den Sieg an, und der Name des Siegers geht von Mund zu Mund; und ſeinem Vater, ſeinem alten Vater ſtrahlet die Freude aus dem Geſichte, und er empfindet ein

Ent-

Entzücken, und ſchmeckt eine Wolluſt, die ſein Sohn nicht eher erfahren wird, als bis er zu ſeiner Zeit auch Vater geworden.

Der Preis des Springens dient zu einem noch ergötzenderem Schauſpiele. Man bindet den Kämpfern die Beine zuſammen, ſie ſpringen, hüpfen, fallen und ſtehen wieder auf, nähern ſich gleichſam mit hüpfenden Füſſen dem Ziele, und ſind tropfnaß, wenn ſie daſſelbe erreichen. Sie würden ſich des Lachens nicht enthalten können, wenn ſie ſehen ſollten, wie ſie genöthiget ſind, alle Kräfte ihrer Lenden anzuſtrengen, bey jedem Sprunge die Arme in die Höhe zu heben, die beyden Fäuſte zu ballen, zu fallen und plötzlich wieder aufzuſpringen. . . . Ihre unruhigen, eifrigen, feurigen Blicke, die ſie bald auf ihre Mitbuhler werfen, bald auf das Ziel richten, aber ſich damit beynahe niemals bey den Zuſchauern aufhalten, geben dieſen ſo wohl die Unruhe, die man ſich wegen eines groſſen Vortheils machen kann, als auch das Entzücken zu erkennen, zu dem man durch eine ſchnelle Verwunderung hingeriſſen wird.

Es folgt ein Spiel auf das andere. Man wirft mit einem ſtarken und nervichten Arme die Kugel oder den eiſernen Wurfteller. Der von einem mit zwey Stücken Leder bedeckten Arme geſchlagene Ballon fliegt, fällt, ſpringt wieder auf, und fährt, nachdem er von einer mit Spitzen verſehenen Armſchiene zurückgeſchlagen worden,

den, wieder auf den erſten Spieler zu, der ihn auf eine geſchickte Art wieder zurückwirft, mit ſeinem Auge den Bogenflug, den er in der Luft macht, beobachtet und ihn mit feſtem Fuſſe erwartet.

In einer noch gröſſern Entfernung befindet ſich auf einer Anhöhe eine hölzerne Feſtung, die man belagert. Die Kanonen krachen, die Waffen glänzen, es wird gefochten, man verfolgt ſeine Mitbuhler, man biethet ihnen Troz. Die Zuſchauer laufen in Menge herbey, ſie rücken vor, weichen wieder wie eine zurückfallende Fluth zurück, erheben für Verwunderung, oder aus Furcht, oder für Freuden ein Geſchrey, und ſind die Richter der Tapferkeit. Was für niederträchtige Leidenſchaften ſollten in dergleichen nur mit Siegen, Triumphen, mit Ruhm und Ehre beſchäftigten Herzen aufkeimen können! Den Tag darauf machen alle Kinder die Spiele des vergangenen Tages nach, und erwarten von nun an das Alter mit Ungedult, in dem es ihnen erlaubt ſeyn ſoll, ſich als würdige Söhne ſolcher Bürger zu zeigen. Ey! was für ein Land ſollte ihnen jemals angenehmer, ſchöner, reitzender vorkommen können, als das Land, in welchem ihre jungen Herzen die erſten Ergözlichkeiten und Tugenden kennen lernten!

Auf dieſen anſcheinenden Krieg folgt wieder ein wunderlicher Kampf. Ein öffentliches Rennen ſtarker und munterer Eſel mit ihren ſchönen

grauen Haaren und mit prächtigen Sätteln dient der Jugend zur Uebung ihrer Thätigkeit. Weiſe Anordnung der Staatsklugheit unſerer Väter, welche durch den Preis, den ſie dem ſchnellſten unter dieſen nützlichſten Thieren ausſetzte, ihre allzuverachtete Gattung veredelte, die ſchönen Arten fortpflanzte, und unſern Ackerleuten dadurch die ſchätzbareren Thiere erſetzte, welche wir aus Mangel der Fütterung nicht ziehen und vermehren können.

Endlich aber ſo ſind auch in den Seehäfen an unſern Küſten noch zwey Spiele bekannt, die eine unvergleichliche Schule der Geſchicklichkeit und des Schwimmens ſind. Das Klettern iſt für das gemeine Volk ein ſehr ergötzendes Schauſpiel. Man ſteckt eine Segelſtange quer über die Seite eines Schiffs auf. Dieſe lange Stange wird ganz mit Fette beſchmiert, und der Preis befindet ſich oben auf derſelben. Es muß der, ſo den Preis erlangen will, mit bloſen Füſſen und weiter in keinem Kleidungsſtücke, als in leinenen Beinkleidern, auf dieſe runde und glatte Stange ſteigen und das Ende derſelben erreichen. Die Anzahl der Seeleute, die ſich zu dieſem Zuſammenlaufe einſchreiben laſſen, iſt jederzeit beträchtlich. Eine unendliche Menge Leute ſteht auf den Dämmen und tauſend Kähne ſind mit Leuten angefüllet. Die Mitwerber ſtellen ſich in Fechterkleidern dar. Sie thun einen, zwey Schritte, wanken einige Augenblicke

und fallen ins Meer, ſie fahren bis auf den Grund des Waſſers hinunter, kommen zwanzig Schritte davon wieder zum Vorſcheine, ſteigen in ein Boot, und kommen wieder zum Klettern und fangen das unglückliche Steigen von neuem an. Nach und nach kömmt das Fett hinweg, der Leib bleibt beſſer im nöthigen Gleichgewichte, und der Preis wird davon getragen. Ein groſſes Geſchrey, ein unzähliches durch den Wiederſchall des Umfangs des Hafens wiederhohltes Händeklopfen, machen dem Sieger Ehre und man ruft ſeinen Namen aus. Gewiß! hier fehlen nur Pindare, dieſe Namen ſo ſehr berühmt zu machen, als die Namen der Sicilianiſchen und Macedoniſchen Könige.

Das Lanzenrennen iſt das zwölfte und letzte unter dieſen Spieled, deſſen ich Ihnen noch zu gedenken habe. Es iſt das edelſte unter allen und die Zurüſtung dazu iſt ſehr prächtig. Zwölf leichte, etwas lange und ſchmahle Fahrzeuge, von denen ſechs himmelblau, und ſechs hochroth angeſtrichen ſind, und in welchen zwölf ſtarke Ruderer und viele unerſchrockene Kämpfer befindlich ſind, fahren von zweyen einander entgegen geſetzten Seiten auf einander los. Auf dem Vordertheile aller Kähne iſt ein wagerecht liegendes, neun bis zehen Zoll breites und ungefähr vier Schu lang herausragendes Bret angebracht. Der Kämpfer, der mit der Lanze rennen ſoll, ſteht vornen auf dieſem Brete und zwar in Bein-

klei-

kleidern. Er hält in ſeiner rechten Hand eine lange ſtumpfe Lanze und in der linken eine Art eines hölzernen Schildes. Die Kähne, die geſchwinder fahren, als eine Schwalbe, gehen auf den Schall der Kanonen und Trompeten ab. Sie fahren vermittelſt des ſtarken Ruderns auf einander los, und wenn ſie einander erreichen können, ſo bedecken ſich die Kämpfer auf eine geſchickte Art mit ihren Schilden und halten einander ihre Lanzen vor, um einander ins Waſſer zu ſtoſſen. Der, ſo die meiſten ohne zu wanken umſtößt, trägt den Preis davon. Ich habe im Jahre 1762 bey dem Lanzenrennen des Friedens wegen einen Greis den Kranz erhalten ſehen, der ſo munter war, als Charon, und der dieſen Preis in ſeinem Leben dreymal erhalten hatte. Er verließ ſich bey ſeiner Darſtellung zum Kampfe ſo ſehr auf ſeine Stärke und auf ſein Glück, daß er ſich von Fuß auf mit blauem Papiere angekleidet und eine Art einer buntgefärbten Mütze aufgeſetzt hatte, mit der er alle Blicke auf ſich zog. *)

29. Die

*) Dergleichen Ergötzlichkeiten ſind nicht unnütz, (ſagt J. J.) ſie erregen Empfindungen in den Herzen, welche in unſerm Jahrhunderte, auch ſo gar in unſerm Vaterlande alles auszutilgen trachtet. Möchten doch Sie und die Bürger, die Ihnen ähnlich ſind, jenen Geſchmack, jene Spiele, jene vaterländiſchen Feſte wieder unter uns einführen, die in die Sitten, in die Tugend einen ſo groſſen Einfluß haben, an denen man ein ent-

29. Die belohnte Ehrlichkeit.

Perrin hatte das Licht der Welt in Bretagne, in einem Dorfe bey Vitre erblickt. Da er in Armuth gebohren war, und auch ſeinen Vater und ſeine Mutter ſchon eingebüßt hatte, ehe er noch ihre Namen lallen konnte: ſo hatte er ſeinen Unterhalt der Mildthätigkeit der Gemeine zu danken. Er lernte leſen und ſchreiben, und weiter gieng es mit ſeiner Erziehung nicht. Da er funfzehen Jahr alt war, diente er in einem kleinen Meyerhofe, in welchem man ihm die Hut der Schafe anvertrauete. Lucette, eine junge Bäuerin in der Nachbarſchaft, hatte zu eben der Zeit die Schafe ihres Vaters zu hüten. Sie trieb ſie auf eine Weide, auf welcher ſie den Perrin oft zu ſehen bekam, der ihr alle kleinen Dienſte leiſtete, die man in ſeinem Alter und Umſtänden leiſten kann. Die Gewohnheit ſich zu ſehen, ihre Beſchäftigungen, das gute Herz, das ſie beyde hatten, ihre Gefliſſenheit, ſich einander gefällig zu erzeigen, waren die Urſachen, daß ſie eine herzliche Zuneigung gegen einander faßten. Perrin nahm ſich vor, um die Lucette bey ihrem Vater anzuhalten. Lucette gab hier-

zu

entzückendes Vergnügen findet, deren man ſich mit Luſt erinnert, und die einen ſo groſſen Reiz für das Herz haben, als alle ſtrafbare Ergötzlichkeiten, von denen die Leute nach der Mode ſo viel Rühmens machen, nie haben werden.

zu ihre Einwilligung, hatte aber keine Luſt, bey dieſem Beſuche zugegen zu ſeyn. Sie mußte den Tag darauf in die Stadt gehen, und bath daher den Perrin, dieſe Zeit dazu zu erwählen, und ihr darauf Abends entgegen zu gehen, und ihr zu ſagen, wie er empfangen worden ſey.

Der junge Menſch eilte zur beſtimmten Zeit zu dem Vater der Lucette, und ſagte ihm offenherzig, daß er ſeine Tochter liebe und ſie gerne heurathen möchte. Du liebeſt meine Tochter, verſetzte der Alte hitzig! Du willſt ſie heurathen! Ueberlegſt du das auch, Perrin? Wie willſt du es anfangen? Kannſt du ihr Kleider ſchaffen, haſt du ein Haus, worein du ſie führen, und ein Gut, worauf du ſie ernähren kannſt? Du dienſt, du haſt nichts. Lucette iſt nicht ſo reich, daß ihr Vermögen zu deinem und ihrem Unterhalte zureichend ſeyn ſollte. Perrin, ſo fängt man ſeine Haushaltung nicht an. — Ich habe Arme, ich bin ſtark, man hat niemals Mangel an Arbeit, wenn man liebet, und was werde ich nicht erſt thun, wenn es darauf ankömmt, der Lucette Unterhalt zu verſchaffen? Ich habe bis hierher alle Jahre hundert Thaler verdient, ich habe zwanzig davon zurückgelegt, damit will ich die Hochzeitskoſten beſtreiten. Ich will um deswillen deſto mehr arbeiten, meine Erſparniſſe werden zunehmen, ſo daß ich ein kleines Gut pachten kann. Die reichſten Einwohner unſers Dorfs haben eben einen ſol-

chen

chen Anfang gehabt, wie ich; warum ſollte es mir nicht eben ſo gut glücken können, als ihnen? — Ey nun, du biſt jung, du kannſt noch warten. Werde nur reich, ſo ſollſt du meine Tochter haben; bis dahin aber denke mir nicht wieder daran.

Perrin konnte keine andere Antwort herausbringen. Er eilte der Lucette entgegen, und begegnete ihr gar bald. Er ſah traurig aus. Sie ſah ihm die neue Zeitung, die er ihr bringen wollte, an ſeinem Geſichte an. — Mein Vater hat dir alſo abſchlägige Antwort gegeben? — Ach! Lucette, wie unglücklich bin ich, daß ich ſo arm gebohren bin! Ich habe aber doch noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, meine Umſtände können ſich ändern, ſollte dein Mann nichts geſpart haben, um dir ein bequemes Leben zu verſchaffen, und werde ich weniger thun, damit ich dein Mann werden möge? Es bleibt dabey, wir werden einmal ein Paar werden; erhalte mir nur immer dein Herz, und bedenke, daß du es mir geſchenket haſt.

Indem ſie ſo redeten, befanden ſie ſich noch immer auf dem Wege von Vitre her, die hereinbrechende Nacht trieb ſie an, wieder nach Hauſe zu kommen, und ſie giengen daher ſehr geſchwinde. Perrin that einen unrechten Tritt und fiel, und da er wieder aufſtand, ſo grieff er mit ſeinen Händen nach dem, worüber er gefallen ſeyn möchte, und das war ein ziemlich ſchwe-

rer Sack, den er aufhob. Da er begierig war, zu wiſſen, was darinnen befindlich wäre, ſo gieng er mit der Lucette auf einen Acker, auf welchem noch Wurzeln brannten, die die Ackerleute den Tag über angezündet hatten. Bey dem Scheine, den ſie noch von ſich gaben, machte er den Sack auf und fand Gold darinnen. Was ſehe ich, rief Lucette aus! Ach Perrin, du biſt reich geworden! — Was, Lucette, ich ſollte dich nun nehmen dürfen? Der Himmel ſollte unſern Wünſchen günſtig ſeyn und mir etwas geſchickt haben, das deinen Vater zufrieden ſtellen und uns glücklich machen kann? Bey dieſer Vorſtellung wurden ihre Seelen mit Freude überſtröhmet. Sie ſahen ihren Schatz begierig an, und nachdem ſie ſich hierauf einander einen Augenblick zärtlich angeblickt hatten, ſo machten ſie ſich wieder auf den Weg und wollten ihn ſo gleich dem Alten zeigen. Sie wären ſchon ganz nahe an ſeinem Hauſe, als Perrin ſtehen blieb. Wir erwarten unſer Glück nur von dieſem Golde, ſagte er zu der Lucette, aber iſt es auch unſer? Es gehört ohne Zweifel einem Reiſenden an. Es iſt eben die Meſſe zu Vitre zu Ende gegangen, es wird ihn allem Vermuthen nach ein wieder nach Hauſe fahrender Kaufmann verloren haben. Er wird ſich vielleicht in dem Augenblicke, da wir uns der Freude überlaſſen, in der ſchrecklichſten Verzweifelung befinden. — Ach, Perrin, dein Gedanke iſt ſchrecklich! Der Unglückliche wird ohne Zweifel ſeufzen, ſollten wir uns ſein Gut zu

Nutze

Mühe machen dürfen? Wir haben es von ungefähr gefunden, aber wenn wir es behielten, ſo wäre es ein Diebſtahl. — Du machſt, daß mir die Haut ſchaudert! . . . Wir wollten es zu deinem Vater tragen, und er würde uns glücklich gemacht haben; aber kann man es mit eines andern Unglücke werden? Komm, wir wollen zu dem Herrn Rektor gehen, (das iſt der Name, den die Einwohner in Bretagne ihren Pfarrern geben,) er hat mir jederzeit ſehr viele Gefälligkeiten erzeiget, er hat mich in den Pachthof gebracht, in dem ich diene, ich darf nichts anfangen, ohne ihn um Rath zu fragen.

Der Rektor war zu Hauſe, Perrin übergab ihm den Sack, den er gefunden hatte, und geſtand ihm, daß er ihn anfänglich als ein Geſchenk des Himmels angeſehen hätte. Er verſchwieg ihm auch ſeine Liebe zu der Lucette, und das Hinderniß nicht, das ſeine Armuth ihrer Verbindung in den Weg legte. Der Pfarrer hört ihn ſehr gütig an, er ſieht ſie beyde an, und ihr Verhalten rührt ihn. Er betrachtet den Eifer ihrer herzlichen Liebe, und bewundert ihre Ehrlichkeit, die er noch höher ſchätzt. Er giebt ihrer That ſeinen ganzen Beyfall. — Perrin, behalte immer eben dieſe Geſinnungen, der Himmel wird dich ſegnen, wir wollen den Eigenthümer dieſes Geldes ausfündig machen, er wird dich für deine Ehrlichkeit belohnen; ich will einige von meinen Erſparniſſen dazu legen, und du

ſollſt die Lucette haben. Ich nehme es auf mich, die Einwilligung ihres Vaters zu erhalten. Ihr ſeyd werth, einander zu haben. Wird das Geld, das du mir aufzuheben giebſt, nicht wieder zurückgefordert, ſo iſt es ein Gut, das den Armen gehört. Du biſt arm, und ich glaube alſo, mich dem Willen des Himmels gemäß zu verhalten, wenn ich dir es wiedergebe, er hat damit ſchon zu deinem Beſten Vorſehung gethan.

Die beyden jungen Leute giengen nach Hauſe, und waren vergnügt, daß ſie ihre Schuldigkeit beobachtet hatten, und von der angenehmen Hoffnung, die man ihnen machte, ganz eingenommen. Der Rektor ließ den Sack, der verloren worden war, in ſeinem Pfarrſpiele ausſchreyen; er ließ ihn darauf auch zu Vitre und in allen benachbarten Dörfern anſchlagen. Es meldeten ſich zwar verſchiedene geldbegierige Leute; aber es konnte keiner unter ihnen die Summe, noch eine einzige Münzſorte, noch den Sack beſchreiben, in dem ſie befindlich war.

Unter dieſer Zeit vergaß der Rektor nicht, daß er dem Perrin verſprochen hatte, für ſein Glück zu ſorgen. Er machte ihm einen kleinen Pachthof aus, verſah ihn mit Vieh und zum Feldbaue nöthigen Werkzeuge, und trauete ihn nach acht Wochen mit der Lucette. Die beyden Eheleute, die nun das Ziel ihrer Wünſche erreichet hatten, dankten dem Himmel und dem Rektor brün-

brünſtig. Perrin war arbeitſam, Lucette nahm ſich ihrer Wirthſchaft an, ſie bezahlten den Eigenthumsherrn ihres Pachtguts richtig, lebten von dem Erübrigten mäßig und führten ein glückliches Leben.

Das verlorne Geld wurde in zweyen Jahren nicht wieder zurückgefordert, der Rektor glaubte alſo, nicht länger darauf warten zu dürfen, und trug es alſo zu dem tugendhaften Paare, das er vereiniget hatte. Meine Kinder, ſagte er zu ihnen, genieſſet nun die Wohlthat der Vorſehung, aber mißbrauchet ſie nicht. Es hat ſich wirklich Niemand zu dieſen zwölftauſend Livres gemeldet, ihr könnet ſie euch alſo zu Nutze machen; ſolltet ihr den Eigenthumsherrn derſelben zufälligerweiſe noch entdecken, ſo wäret ihr ohne Zweifel ſchuldig, ſie ihm wieder zu geben; wendet ſie alſo ſo an, daß ihr ſie nur ihrer Beſchaffenheit nach verändert, aber ihren Werth nicht verringert. Perrin folgte dieſem Rathe, er nahm ſich vor, das Gut zu kaufen, das er gepachtet hatte; denn es war feil. Man hielt es etwas höher, als zwölf tauſend Livres, für baare Bezahlung aber konnte man es um dieſen Preis zu erhalten hoffen. Das Geld, das ſie nicht anders, als ein in Verwahrung gegebenes Gut anſehen, konnte nicht beſſer angewendet werden, und wenn ſich der Eigenthümer einmal noch fand, ſo konnte er ſich nicht hierüber beſchweren.

Der Rektor billigte dieſen Vorſchlag. Der Kauf kam gar bald zu ſeiner Richtigkeit. Der Pachter, der nun Eigenthumsherr geworden war, ſetzte ſein Gut in beſſern Stand, ſeine Aecker wurden, da ſie beſſer beſtellet wurden, ergiebiger, und er lebte nun in dem angenehmen Wohlſtande, in den er die Lucette ſetzen zu wollen die Ehrbegierde gehabt hatte. Sie wurden in ihrer Ehe nach und nach mit zwey Kindern geſegnet, und fanden ihr Vergnügen daran, ſich in dieſen zarten Pfändern ihrer Liebe wieder aufleben zu ſehen. Wenn Perrin vom Felde nach Hauſe kam, ſo traf er ſeine Frau an, die ihm entgegen gieng und ihm ſeine Kinder darſtellte. Er umarmete ſie eines nach dem andern, verließ ſie, um ſeine Gattin in ſeine Arme zu ſchlieſſen, und gieng hernach wieder auf ſie zu, und überhäufte ſie eines nach dem andern mit Liebkoſungen. Eines trocknete ihm den Schweiß ab, der ihm auf ſeiner Stirne ſtand, das andere ſuchte ihm die Laſt der Radehaue abzunehmen, die er trug. Perrin lächelte bey ſeinen ſchwachen Bemühungen, liebkoſete ihm von neuem, und dankete dem Himmel, daß er ihm eine liebreiche Gattin und Kinder geſchenket hatte, die ihm ähnlich waren.

Einige Jahre darauf ſtarb der alte Rektor, Perrin und Lucette beweineten ihn, und dachten mit gerührtem Herzen an das, was ſie ihm zu danken hatten. Dieſer Vorfall veranlaßte ſie

aber

aber auch, an ſich ſelbſt zu danken. Wir müſſen auch ſterben, ſagten ſie. Unſer Pachtgut wird an unſere Kinder kommen und doch iſt es nicht unſer. Sollte der, dem es angehört, nicht wieder kommen, ſo wäre er auf immer darum gekommen; und wir würden eines andern Gut mit ins Grab nehmen. Dieſe Vorſtellung war ihnen unerträglich. Sie lieſſen ihrer Gewiſſenhaftigkeit wegen eine Erklärung niederſchreiben, die ſie den Händen des neuen Rektors anvertraueten, und ſie von den angeſehenſten Einwohnern des Dorfs unterſchreiben lieſſen. Nach dieſer angewendeten Vorſicht, die ſie zur Verſichrung einer Wiedererſtattung, zu welcher ſie ihre Kinder für verbunden hielten, nöthig zu seyn erachteten, wurden ſie wieder ruhig.

Es waren nun zehen Jahre vergangen, ſeitdem ſie ihre Haushaltung angefangen hatten. Perrin gieng eines Tages nach einer ſauern Arbeit wieder nach Hauſe und wollte mit ſeiner Frau zu Mittage eſſen. Er ſah auf der Landſtraſſe zwey Männer in einem Wagen vorbey fahren, der einige Schritte von ihm umfiel. Er eilete ihnen zu Hülfe und both ſeine Pflugpferde zur Fortbringung des Gepäcks an. Er bath die Reiſenden, bey ihm auszuruhen, denn ſie hatten weiter keinen Schaden gelitten. Dieſe Gegend iſt für mich ſehr unglücklich, rief einer von ihnen aus. Ich kann nicht durch dieſelbe fahren, ohne ein Unglück zu haben. Ich habe in derſelben

vor zwölf Jahren einen ziemlich beträchtlichen Verluſt gehabt. Ich gieng von der Meſſe zu Vitre zurück, und hatte zwölf tauſend Franken in Golde bey mir, die ich verloren habe. Wie, ſagte Perrin zu ihm, der ihm aufmerkſam zuhörte, haben Sie unterlaſſen, Nachforſchungen anzuſtellen, um ſie wieder zu finden? — Das war mir nicht möglich. Ich gieng nach Orient, woſelbſt ich mich nach Indien einſchiffen mußte. Die Zeit war kurz, das Schiff, das ſchon fertig war, unter Segel zu gehen, würde nicht auf mich gewartet haben; ich konnte alſo keine Nachforſchungen anſtellen, die ohne Zweifel fruchtlos geweſen wären, die mich in meiner Abreiſe aufgehalten, und mir alſo einen weit gröſſern Nachtheil zugezogen hätten, als der Verluſt war, den ich gehabt hatte.

Dieſe Rede verurſachte, daß ſich Perrin für Freuden nicht zu laſſen wußte. Er redete dem Reiſenden noch eifriger zu, und beſchwor ihn, die Freyſtatt anzunehmen, die er ihm anboth. Sein Haus war die nächſte und reinlichſte Wohnung im Dorfe. Man giebt ſeinem dringenden Bitten nach, er geht voraus, um den Weg zu zeigen, er kömmt gar bald zu ſeiner Frau, die ihm ihrer Gewohnheit nach entgegen gieng. Er ſagt ihr, ſie ſollte aufs eilfertigſte eine Mittagsmahlzeit für ſeine Gäſte zurichten. In Erwartung der Mahlzeit ſetzt er ihnen Erfriſchungen vor, kömmt in ſeiner Unterredung

wie-

wieder auf den Verluſt, über den ſich der eine beklagt hatte, und zweifelt nun nicht mehr, daß er derjenige ſey, dem er eine Wiedererſtattung zu leiſten ſchuldig ſey. Er geht zum neuen Rektor, giebt ihm von dem, was er eben erfahren, Nachricht, lädt ihn ein, mit ſeinen Gäſten zu Mittage bey ihm zu ſpeiſen und ihnen Geſellſchaft zu leiſten. Dieſer letztere geht mit ihm, und kann ſich nicht genug über die Freude wundern, die dieſer rechtſchaffene Bauer über eine Entdeckung hatte, die ihn um das Seinige bringen ſollte.

Man ſpeiſet. Die zufriedenen Reiſenden wiſſen nicht, wie ſie ſich für die gute Bewirthung, so ihnen Perrin leiſtet, erkenntlich genug erzeigen ſollen. Sie bewundern ſeine kleine Wirthſchaft, ſein gutes Herz, ſeine Offenherzigkeit, die aufrichtige Mine der Lucette, ihre Redlichkeit, ihre Geſchäftigkeit; ſie liebkoſen den Kindern. Perrin zeigt ihnen nach der Mahlzeit ſein Haus, ſeinen Garten, ſeine Schäferey, ſein Vieh, unterhält ſie von ſeinen Aeckern und ihren Früchten. Dieß alles aber gehört Ihnen, ſagt er darauf zu dem vornehmſten Reiſenden; das Gold, das Sie verloren haben, iſt in meine Hände gefallen. Da ich ſah, daß es nicht zurückgefordert wurde, ſo habe ich dafür dieſes Gut in der Abſicht gekauft, es eines Tages dem wieder zu übergeben, der wahre Anſprüche an daſſelbe hat. Es iſt das Ihrige; wäre ich geſtorben, ehe ich ſie ausfindig gemacht

gemacht hätte, ſo hat der Herr Rektor eine Schrift, die Ihr Eigenthumsrecht beſtätiget.

Der Fremde erſtaunte, las die Schrift, die er ihm wieder gab, ſah den Perrin, die Lucette und ihre Kinder an. Wo bin ich, rief er endlich aus, und was habe ich eben gehöret? Was für ein Verfahren, was für Tugend! was für Adel! Und in welchem Stande treffe ich ſie an! Habt ihr noch ein anderes Gut auſſer dieſem Pachthofe, ſetzte er hinzu? Nein, aber wenn Sie ihn nicht verkaufen wollen, ſo werden Sie einen Pachter nöthig haben, und ich hoffe, daß Sie mir den Vorzug geben werden. — Eure Ehrlichkeit verdient eine andere Belohnung. Es ſind zwölf Jahre, da ich die Summe verloren habe, die ihr gefunden habt. Gott hat ſeit dieſer Zeit meinen Handel geſegnet, er hat ſich ausgebreitet und iſt glücklich von ſtatten gegangen; ich habe meinen Verluſt nicht lange geſpüret. Dieſe Zurückgabe würde mich nunmehro nicht reicher machen. Ihr verdienet dieſes kleine Glück. Die Vorſehung hat es euch als ein Geſchenk verliehen, und ich würde ſie beleidigen, wenn ich es euch nähme. Behaltet es, ich ſchenke es euch. Ihr konntet es ſo behalten, denn ich forderte es ja nicht wieder zurück. Welcher Menſch würde ſo gehandelt haben, wie ihr?

Er zerriß ſogleich die Schrift, die er in ſeinen Händen hatte. Eine ſo ſchöne That, ſetzte er hinzu, darf nicht unbekannt bleiben. Es iſt zur Beſtätigung meiner Abtretung, eures Eigenthumsrechts und des Eigenthumsrechts eurer Kinder keine neue Schrift nöthig; ich will ſie aber dennoch zur Verewigung des Gedächtniſſes eurer Geſinnungen und eurer Rechtſchaffenheit aufſetzen laſſen.

Perrin und Lucette fielen dem Reiſenden zu Fuſſe; er hob ſie aber auf und umarmete ſie. Ein Notarius, der herbeygehohlet wurde, ſchrieb dieſe Urkunde nieder, welches die ſchönſte war, die er in ſeinem Leben aufgeſetzt hatte. Perrin vergoß Thränen der Liebe und der Freude. Meine Kinder, rief er aus, küſſet eurem Wohlthäter die Hände! Lucette, das Gut iſt unſer, und wir können es ohne Unruhe und ohne Gewiſſensbiſſe beſitzen.

30. Lehrreiche Sprüche.

1. Den Kindern einen guten Unterhalt verſchaffen, und ſie in den Stand ſetzen, ſich ihn in der Zukunft ſelbſt zu erwerben, das ſind die weſentlichen Stücke der Erziehung in Anſehung des Leibes.

2. Den Kindern frühzeitig Anleitung zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Tugend geben, und ſie darinnen von Tag zu Tag durch klugen Rath und ein gutes Beyſpiel ſtärken; das ſind die weſentlichen Dinge, worauf es bey der Erziehung in Anſehung der Seele ankömmt.

3. Dein Kind im Müſſiggange erziehen, und verlangen, daß es nicht laſterhaft werde, heißt einen Ball in die Luft werfen und nicht haben wollen, daß er wieder herunter falle. Du wirſt ihn zwar einige mal im Fluge wieder fangen können, am Ende aber wird er dir doch entwiſchen.

4. In der Geſellſchaft Nutzen ſtiften iſt das ſüſſeſte Vergnügen, das ein vernünftiges Geſchöpf in der Welt nur haben kann.

5. Wünſcheſt du, wenn du dieneſt, ſagt der Doktor Franklin, daß dich ein guter Herr im Müſſiggange antreffen ſoll? Schäme dich alſo auch, wenn du dein eigner Herr biſt, deine Zeit zu verſchwenden, da du doch ſo viel für

dich, für deine Familie, für das Vaterland und für die Menſchheit zu thun haſt.

6. Der Thor ſchlägt den guten Rath ſeiner Freunde in den Wind, und der Weiſe macht ſich auch die Vorwürfe ſeiner Feinde zu Nutze.

7. Der Geſetzgeber der Guebern ſagte: wenn du iſſeſt, ſo gieb den Hunden auch zu freſſen; ſie möchten dich ſonſt beißen.

8. Es ſind von unſerm göttlichen Schöpfer verſchiedene Mühſeligkeiten zu dem Zwecke angeordnet worden, daß ſie uns an unſere verſchiedenen Bedürfniſſe erinnern ſollen. Und wenn wir dagegen alle unſere verſchiedenen Pflichten erfüllen, ſo ſind ſie eben ſo viele Quellen neuer Ergötzlichkeiten für uns. Gott ſey für alles, in allem und allenthalben gelobet.

9. Wer kann vor den Augen der Gottheit alle Uebertretungen verſöhnen? Die Reue.

10. Der Ackermann der auf ſeinem Pflugeiſen einſchläft, hat keine Erndte für das Frühjahr zu erwarten.

11. Du möchteſt gerne wiſſen, ob ein Menſch weiſe ſey; ſieh, was er vornimmt.

12. Schlaf nicht eher ein, als bis du vorher mit dir geredet haſt.

October.

1. Rede eines Vaters an ſeinen Sohn, der ein Wächter werden will.

Ich würde mir nicht viel Kummer machen, mein liebes Kind, wenn ich geſehen hätte, daß du ſelbſt Luſt zu der Lebensart eines Wächters gehabt hätteſt, die du erwähleſt. Aber da dich der Herr Herzog, unſer gnädigſter Herr, ſelbſt zu dieſem Amte verlangt, und er dir auch ſonſt in keinem Stücke entgegen iſt, ſo nimm es an, und lerne von mir, wozu es dich in deinem Gewiſſen und vor Gott verpflichte.

Ein Wächter iſt ein Mann, deſſen Amt erfordert, auf die Erhaltung der Rechte eines Landesherrn, der Früchte des Feldes, der Holzungen, der Jagd und Fiſcherey ein wachſames Auge zu haben.

Die Wächter ſind nur Leuten verhaßt, die geneigt ſind, Unrecht zu thun, nur Leuten, die den Rechten des Landesherrn zu nahe treten, die an den Feldfrüchten und Holzungen Schaden thun, oder die ſich des Rechts der Jagd und Fiſcherey anmaaſſen wollen, das ihnen nicht gehört.

Rechtſchaffene Leute aber ſehen ſie dagegen als überaus nützliche Männer an. Sie ſchätzen ſie aus aufrichtigem Herzen hoch, inſoferne ſie nicht von den Regeln der Gerechtigkeit in ihren Wer-

Verrichtungen abweichen, und haben ein herzliches Mitleiden mit ihnen in Anſehung des Unangenehmen ihres Standes, nach welchem ſie dem Haße der Uebelthäter ausgeſetzt ſind, denen ſie Einhalt zu thun verpflichtet ſind.

Nach den Geſetzen, mein liebes Kind, nach den heiligen Geſetzen, die man niemals ungeſtraft übertritt, wirſt du die Hand aufheben und ſchwören müſſen, daß du den Gerichten die Verbrechen nach der ſtrengſten Wahrheit anzeigen willſt, die du wider die Rechte begehen ſiehſt, über welche du zum Wächter beſtellet wirſt. Laß demnach, o mein Sohn, niemals ab, dieſen feyerlichen Eid in deinem Gemüthe gegenwärtig zu haben, und brich ihn nie, auch nicht in dem geringſten Stücke. O! wenn du aus Partheylichkeit, aus Verführung durch Verſprechungen und Geſchenke, Schuldige ſchonen und wider Unſchuldige eine Ausſage thun wollteſt . . . weißt du wohl, was du da ſeyn, und was für verhaßte Namen du dadurch verdienen würdeſt? . . . Du würdeſt nichts anderes, als ein unglücklicher Meineidiger, ein abſcheulicher Menſch, ein Böſewicht ſeyn, dem ſein unruhiges und tobendes Gewiſſen eine unaufhörliche Marter und Pein verurſachet.

Aber, könnteſt du mir ſagen, mein Sohn, es trägt ſich oft zu, daß ein Menſch unſchuldigerweiſe und ohne es zu wiſſen etwas Unrechtes thun kann. Iſt ein Wächter ſeines Eides wegen

gen gehalten, einem ſolchen Menſchen Händel zu machen? und da dergleichen Händel gemeiniglich vermittelſt einer gewiſſen Vergeltung an den Wächter geſchlichtet werden, kann ſie dieſer letztere mit gutem Gewiſſen annehmen?

Ich antworte hierauf, mein Sohn, daß der Wille allein ſtrafbar mache. Derjenige, der, ohne es zu wiſſen, etwas Unrechtes gethan hat, iſt es nicht; und in dieſem Falle iſt ein Wächter ſeines Eides wegen nur gehalten, die Rechte deſſen, der ihn hält, ſicher zu ſtellen. Wenn er von einem Menſchen, von dem er weiß, daß er unſchuldig ſey, eine Vergeltung forderte oder annähme, ſo würde er eine Ungerechtigkeit begehen. Dieſe Vergeltung würde eine Strafe ſeyn, die der Unſchuldige leiden müßte; und es giebt kein Geſetz, das der Unſchuld Strafen zuerkennen ſollte.

Richte dich, mein Kind, in deinem Wächteramte nach dieſen Grundſätzen, und glaube ſicherlich, daß du eben ſo angeſehen ſeyn werdeſt, als alle andere Leute, welche den Pflichten ihres Standes ein Genüge leiſten.

2. Von

2. Von den Lotterien.

Die Lotterien ſind von der Zeit an, da ſie im Schwange gegangen ſind, ein gemeines, obgleich nur eingebildetes, Kapital derer, die keine andere hatten, oder eines jeden geweſen, der Dinge anfangen wollte, die über ſein Vermögen giengen. Die Gemüther wurden dergeſtalt von ihnen eingenommen, daß Bürger aller Gattungen ihren Beytrag zu denſelben thun mußten. Man ſetzte bey aller Gelegenheit, eines Ja, oder eines Nein, der Geburt eines Kindes, oder der Gewinnung eines Prozeſſes wegen, hinein. Wenn es ſich zutrug, daß man ein Stück Geld wieder bekommen hatte, das man für verloren hielt, ſo eilte man, es in das Glücksrad zu werfen.

Man machte ſich da nicht das geringſte Bedenken, ſein Wort zum Pfande zu ſetzen, oder ſich an anvertrauten Geldern zu vergreifen. Das Piſtol war geladen, ſagte ein Mann, der das groſſe Loos, als das letzte Hülfsmittel ſeiner Gläubiger, gewonnen hatte, vorausgeſetzt, daß er ſich hätte entſchließen können, ſie zu bezahlen. Eine jede Ziehung verurſachte Bankerotte, Selbſtmorde, und richtete in den Familien Beſtürzung und Schande an.

Der Reiche und der Arme wurden einer, wie der andere, von dieſen neuen Blendwerken verführt. Der eine verſprach ſich die ſchnelle Vergröſſerung ſeines Schatzes von denſelben, der

andere hoffte das Ende ſeiner Noth darinnen zu finden.

Nachdem dieſer Schwindel den Einwohnern auf dem Lande in die Köpfe gekommen war, ſo ſah man ſie aus einem unwiderſtehlichen Zuge den Pflug verlaſſen und in die Städte laufen, und ſich mit dem Looſe in der Hand nicht ſo wohl an dem, was ihnen dieſes leere Papier verſprach, als an ihren eingebildeten Hoffnungen ergötzen. Und doch waren die Lotterien das noch nicht, was ſie heut zu Tage ſind.

Will man die Gaukeley derſelben erkennen lernen, ſo darf man nur die groſſe Menge geldbegieriger Leute, den unſinnigen Haufen aus allen Ständen, alles Geſchlechts und alles Alters, das leichtgläubige und betrogne Volk anſehen, das in den Palläſten der Könige darauf wartet, bis das Loos bald in Gegenwart eines Prieſters . . . . was! eines Dieners des höchſten und wohlthätigſten Weſens, bald vor den Augen der Göttin der Gerechtigkeit, die über dieſe neue Art, ſie, zu beſchimpfen unwillig iſt, ſeinen Machtſpruch gethan hat.

Man wird bis auf einen oder zwey, denen es glückt, alle Monate und noch öfter unglückliche Leute zu tauſenden erblicken, die alles, ja einige auch gar die Hoffnung verlieren; man wird ſie aber weder ächzen noch ſeufzen hören. Man iſt darauf bedacht, das Schluchzen durch den Schall der Pfeifen und Trommeln zu erſticken,

welche in Friedenszeiten dergleichen verhaßte Eroberungen des Staats von dem Bürger, des Bürgers von ſeinen Brüdern öffentlich ausbreiten müſſen. Hundert Herolde der Habſucht ſind unabläſſig bemühet, die Vorübergehenden zu allen Zeiten und an allen Orten anzureißen und anzupacken.

Der Hausvater ſetzt ſchon in der Hoffnung eines ſchnellen und leichten Gewinnſtes ohne Vorwiſſen ſeiner Hausfrau das in ſeinem Hauſe nöthige Brod in unnütze Papiere um; der Handwerksmann verläßt ſchon ſein angefangenes Tagwerk und verkauft das zu ſeiner Handthierung erforderliche Werkzeug.

Auch ſo gar bis mitten in die Klöſter ſchleicht ſich und dringt dieſe unglückliche Hoffnung ein. Der unruhige Einſiedler vergißt ſein Gelübde, wundert ſich über ſeine weltlichen Begierden und ſehnt ſich nach den Gütern, denen er entſaget hat.

Hatte das Parlament zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts Unrecht, vorzuſtellen, daß dieſe unglückliche Spiele der Untergang des armen Volks wären; daß ſie vermögend wären, aus den blühendeſten Reichen ungeheure Wüſteneyen und Räuberhöhlen zu machen?

Der Gedanke, den einer der größten Weltweiſen unſers Jahrhunderts von den Lotterien hat, iſt folgender: „die Landesherren, ſagt der „Abt von Condillac, werden den Lotterien Ein„halt thun, wie ſie den verderblichen Mitteln der

„Verfälſchung der Münzen Einhalt gethan ha„ben. Es wird ſich vielleicht ein geſchickter Re„chenmeiſter finden, der ihnen darthun wird, daß „dieſes Mittel, wodurch man ſich nur auf eine „ganz kurze Zeit hilft, eben ſo nachtheilig ſey, „als das andere. Wenn dieſer neue Betrug eben „ſo lange dauern ſollte, als der erſtere, ſo würde „er unfehlbar die ſchrecklichſten Verwüſtungen „anrichten.“

Man weiß, daß der wachſamſte Haushalter Frankreichs, Herr Necker, wie er ſich erklärt hatte, nur auf eine gute Gelegenheit wartete, dieſer eingeriſſenen Peſt Einhalt zu thun.

3. Anekdoten von Gewinnern in der Lotterie.

1. Ein Mann ließ ſich einfallen, dreyßig tauſend Franken in die Lotterie zu ſetzen. Es erhielten nur einige von ſeinen Looſen Gewinnſte, und er behielt nicht mehr, als drey tauſend Livres übrig. Aus Verzweifelung erhenkete er ſich

2. Ein Waſſerträger auf dem Marktplatze Maubert gewann das groſſe Loos in der Lotterie der Findelkinder. Er hatte ſein Geld kaum in Händen, ſo wendete er die unbeſonnenſten Mittel an, es auf das geſchwindeſte durchzubringen.

gen. Er ließ ſich einen ganzen Tag vier hundert Miethkutſcher nachfahren, ſchmauſete und beſoff ſich mit allen ſeinen Kameraden, derer über acht hundert waren, ſo lange er noch etwas von ſeinem Lotteriegewinnſte übrig hatte; und da er keinen Sou mehr hatte, ſo gieng er luſtig wieder an ſeine Arbeit.

3. Ein anderer Menſch beynahe eben dieſes Standes führte ſich nicht klüger auf. Da er ſich für Freuden nicht zu laſſen wußte, da er das groſſe Loos gewonnen hatte, ſo wollte er eine Zeit lang den groſſen Herrn ſpielen, deſſen Leben er oft beneidet hatte. Er legte den Schmuz ab, ließ ſich prächtig kleiden, und miethete ſo wohl ein ſchönes ganz mit Geräthſchaften verſehenes Zimmer, als eine Kutſche und zwey groſſe Bediente. Nach Verlauf eines halben Jahrs merkte er, daß es mit ſeinem Schatze auf die Neige gegangen war, bath ſeine Bedienten, ſeinen Kutſcher und Koch zu Gaſte, und ſagte zu ihnen: — „ich habe das Leben reicher Leute ver„ſuchen wollen, befinde es aber ſehr verdrießlich, „und bin froh, daß ich wieder in meinen vorigen „Stand treten kann. Wohlan, lieben Freunde, „laßt uns trinken und luſtig ſeyn, geſtern war „ich euer Herr, heute aber bin ich wieder eben „das, was ihr ſeyd.“

4. Lobenswürdige Unerſchrockenheit eines Wächters.

Vor einigen Tagen ſcheiterte in einem groſſen Sturme ein kleiner Kaper von Granville, welcher 39. Mann Schiffsvolk hatte, an einer Klippe der Landſpiße, die Hogue. Sechs Mann von ihnen, welche die Geſchicklichkeit gehabt hatten, ſich des Kahns zu bemächtigen, kamen an das Ufer, an welchem ſich bey dieſem betrübten Schauſpiele viele Leute, die am Ufer wohnten, und unter andern ein Mann, Namens Duchesne, der bey dem königlichen Salzhandel angeſtellt war, verſammelt hatten. Dieſer herzhafte Mann ſteigt ſo gleich in den Kahn, und fragt, wer mit ihm wieder an das Schiff fahren und das übrige Schiffsvolk retten helfen wolle? Man weigert ſich unter dem Vorwande, daß man unordentlich in den Kahn ſpringen, daß er überladen werden, und alle unausbleiblich um das Leben kommen würden. Duchesne zog hierauf ſeinen Säbel und ſagte: ich kann keinen Menſchen umkommen ſehen, ohne wenigſtens zu verſuchen, ob ich ihm helfen kann. Ich muß mich alſo allein einſchiffen. Dieſe Begeiſterung brachte einen von den Bootsleuten des Kaperſchiffs, die ſich gerettet hatten, zum Entſchluße, mit ihm in den Kahn zu ſteigen. Sie fahren ab, kommen an das geſcheiterte Fahrzeug, und Duchesne ſchrie, ſo bald man ihn verſtehen konnte: ich will euch alle retten,

vier

vier Mann können einſteigen: kömmt aber ein fünfter, ſo haue ich ihm den Kopf vom Leibe. Um euch zu beweiſen, daß ich euch nicht verlaſſen werde, will ich in das Schiff ſteigen und Ordnung halten, und der letzte ſeyn, der aus demſelben ſteigt. Der Kapitaine des Schiffs, Namens Saint = Lo, antwortete ihm: Dieſe Einrichtung geht mich an; ich werde aber das Fahrzeug nicht eher, als mit dem Letzten von dem Schiffsvolke verlaſſen, und nicht geſchehen laſſen, daß ein ſo tapfrer Mann, als Sie ſind, größrer Gefahr ausgeſetzt ſey, als ich. Man fuhr ab, kam wieder, und Duchesne hatte das Vergnügen und den Ruhm, die 33. Mann, die noch übrig waren, zu retten. Dieſer unerſchrockene Salzwächter hat Weib und Kind, und das erhebt unſtreitig dieſe heldenmäßige That noch mehr.

5. Die Frau Chemin.

Man thut von Bourdeaux von einer von jenen menſchenfreundlichen Thaten Meldung, die um ſo lobenswürdiger ſind, als ſie von Perſonen gethan werden, für welche ſie wahre Opfer ſind. Da ich mich, ſagt der Geſchichtſchreiber, eine Zeit lang in dem Pfarrſpiele Begadau, bey Leſparre, einer kleinen Stadt in Medoc, aufhielt, ſah ich daſelbſt die Ehefrau eines Man-

nes, Namens Johann Chemin, eines Winzers, welche ein Kind ſäugete, das ungefähr ein Jahr alt war und ſich ſehr wohl befand. Ich wünſchte dieſer jungen ſäugenden Mutter wegen des Geſundheitszuſtandes ihres Kindes Glück. Dieſe rechtſchaffene Frau antwortete mir aber nur mit Thränen, die auf die Freude folgten, die ich an ihr wahrgenommen hatte. Da ich mich alſo nach der Urſache ihrer Traurigkeit erkundigte, ſo vernahm ich Folgendes.

Im Monat October 1783. hatte die Frau eines Mannes, Namens Renom, eines Grobſchmidts in eben dieſem Flecken bey ihrer Entbindung eine Wehmutter gebraucht, die nicht die geringſte Kenntniß ihrer Kunſt beſaß. Die Verrichtung gieng auch ſo ſchlecht von ſtatten, daß die Kranke beynahe plötzlich an derſelben ſtarb. Der Vater, der ſchon zwey andere Kinder auf dem Halſe, und keine andern Rettungsmittel hat, als ſeine Arbeit, war nicht im Stande, für den Neugebohrnen eine Amme zu halten. Hier trat die Frau Chemin ins Mittel, ob ſie gleich ſchon ihr eigenes leibliches Kind zu ſäugen hatte, das ſie an der Bruſt hatte. Sie erboth ſich großmüthig, auch noch den kleinen Fremdling anzunehmen, und nahm ihn auch wirklich an.

Der Mann wußte noch nichts von dem, was ſeine Frau gethan hatte, da er ſelbſt kam, es ihr anzurathen und ſie zu dieſem großmüthigen Zuge zu bewegen.

6. Die

6. Die muthigen Weiber.

Man ſchreibt von S. Quentin, daß an dem Tage der Aushebung der Miliz in der Vorſtadt S. Johannis Mittags zwiſchen zwölf und ein Uhr ein junger Menſch von funfzehen bis ſechzehen Jahren, der auf dem Eiſe, das ſich über der groſſen Tränke in dieſer Vorſtadt befand, geglittert habe, ins Waſſer gefallen ſey, das an dieſem Orte wenigſtens acht Schu tief iſt. Er erhob ein durchdringendes Geſchrey, auf welches die Frau eines Mäurers herbeyſprang, deren Haus nicht weit davon war. Sie erblickte den jungen Menſchen, der bis an den Hals im Waſſer ſtack; und ob ſie ſich gleich in bedenklichen weiblichen Umſtänden befand, ſo trug ſie doch kein Bedenken, ihm zu Hülfe zu eilen. Sie ergriff den jungen Menſchen bey der Hand. Das Gewicht ihres Körpers machte, daß das Eis von neuem brach, auf welchem ſie ſtand, und ſie fiel ſelbſt ins Waſſer, und verſchwand augenblicklich. Ein junges Mädchen von achtzehen Jahren, welche ſah, was geſchah, eilte den beyden Unglücklichen zu Hülfe, hielt ſich mit der einen Hand an das Geländer, das um die Tränke war, und ergriff mit der andern die Frau bey dem Rocke, der auf dem Waſſer ſchwamm; und es gelang ihr nach vieler Mühe, ſie ſo wohl, als den jungen Menſchen zu retten, deſſen Hand die leztere noch immer feſt hielt und ſie nicht hatte fahren laſſen. Sie waren ſich

beyde ihrer nicht mehr bewußt, man leiſtete ihnen die ſchleunigſte Hülfe, wodurch ſie wieder zu ſich kamen; die Frau aber wurde ſehr krank, und konnte mit genauer Noth wieder hergeſtellt werden. Sie hinket noch von einer Wunde, die ſie bey ihrem Falle an dem Knie bekommen hatte. Dieſe Frau, deren Muth und Menſchenfreundlichkeit man nicht genug bewundern kann, hat von dieſer letztern Tugend noch andere Proben gegeben, die ſie noch merkwürdiger machen. Sie hat ſich einer armen alten Frau ſo wohl mit ihrem Beutel, als mit ihrer Wartung und Pflege bis an ihren Tod angenommen, die von Jedermann verlaſſen war; und die ſie nur von ungefähr hatte kennen lernen, und ſich ihrer nur darum angenommen hatte, weil ſie ſah, daß ſie verlaſſen und dem größten Elende ausgeſetzt war. Der Gevollmächtigte des Intendanten zu S. Quentin, der von dieſen Begebenheiten Bericht erſtattet, ſetzt hinzu, ſie wären ihm wegen der Gleichgültigkeit oder Beſcheidenheit ihrer Urheber etwas ſpät bekannt worden, welche glaubten, daß ſie nichts anders gethan hätten, als was jeder Anderer, der an ihrer Stelle geweſen, gethan haben würde.

7. In

7. In dem franzöſiſchen Merkur angeführte Anekdote vom 2. December, 1786.

Nachdem in der Nacht vom 6. auf den 7. October zu Pont-a-Mouſſon Feuer ausgekommen war, ſo begab ſich das Regiment Rochefoucauld, von dem der Herr Herzog von Liancourt Oberſter iſt, eiligſt dahin. Dieſes gewaltige Feuer konnte nicht eher, als des Morgens gegen ſechs Uhr durch die unaufhörliche Arbeit aller Dragoner gedämpſt werden, denen es gelang, ſchon in Brand gerathene Häuſer und mehr als zwanzig Perſonen zu retten. Vier Dragoner wurden, doch aber nur leicht, verwundet. Unter der groſſen Anzahl derer, die ihr Verhalten lobenswürdig macht, verdienen der Herr Marchais, oberſter Regimentsquartiermeiſter, und die Dragoner Perriers, Korporal, und Sans-Chagrin, la Liberte und Bertrand, ihrer Unerſchrockenheit wegen beſonders genennet zu werden. Da den Tag darauf der Stadtrath dem Regimente dankte und den Dragonern Belohnungen an baarem Gelde anboth, ſo ſchlugen ſie die letztern aus und ſagten, ſie hätten weiter nichts, als ihre Schuldigkeit, gethan, und bathen, daß die Belohnungen unter die, die in der Feuersbrunſt gelitten hätten, ausgetheilt werden möchten.

Obgleich alle Regimenter bey unzähligen Gelegenheiten Proben von dieſer Tapferkeit, die

ſo

ſo nützlich und unerſchrocken iſt, und von dieſer Uneigennützigkeit, die ſo ſehr von edler Denkungsart und Rechtſchaffenheit zeuget, ablegen: ſo verdient doch die Vereinigung dieſer vorzüglichen Eigenſchaften, ob ſie gleich unter ihnen nichts Seltenes iſt, nichts deſto weniger, der Nation, ſo oft ſie ſtatt findet, vor Augen geſtellt zu werden.

Dieſem Grundſatze der Erkenntlichkeit des Vaterlandes zufolge ſchreiben wir in dieſer Sammlung die Namen dieſer wahren Helden nieder. Dergleichen Thaten ſind wahre adeliche Titel, und müſſen berühmter machen, als die blutigen Heldenthaten, die man in Niedermetzelungen, die man Feldſchlachten nennt, ſo häufig zu verrichten pflegt.

8. Neunzehender Unterricht.

F. Inwiefern hat die Ehrlichkeit auch einen Einfluß in das Glück unſers Nächſten?

A. Die Ruhe und die Stille unſers Nächſten ſind eben ſo wohl Gegenſtände unſerer Ehrlichkeit, als das Eigenthumsrecht der Güter, und dieſe Ruhe kann durch Beleidigungen, durch gerichtliche Belangungen, durch falſche Anklagen, durch Schmähreden, durch Verleumdungen geſtöhret werden. Wir können es nicht ausſtehen, wenn wir gering geſchätzet, wenn wir an

unſerer Ehre, an unſerm guten Namen angegriffen werden; es ſind das Vergehungen, die nach den Geſetzen beſtraft werden. Ein Menſch, der ſich mit Lügen, mit Verleumdung, mit Schmähreden beflecket, der ſeinen Nächſten niederdrückt, zieht ſich folglich ſeinen Haß zu, reizet zur Rache und wird in der Geſellſchaft als ein ſchädliches Ungeziefer angeſehen. Machen dieſe Laſter der niederträchtigen Seele, die ſich derſelben zur Vergnügung ihrer Eitelkeit, ihres Stolzes und ihrer Mißgunſt bedient, auch einiges Vergnügen, ſo muß ſie ſie doch durch die Strafen, die ſie nach ſich ziehen, gar theuer bezahlen. Man ſcheuet ſich vor einem böſen Gemüthe, man meidet, man haſſet eine böſe Zunge, man vergilt ihnen das Böſe, das ſie thun wollen, und zwar reichlich. Sie gewöhnen ſich den Haß an, und werden zuletzt verabſcheuet; und ſie ſind ſo weit davon entfernet, daß ſie die Vortheile, nach denen ſie trachteten, ſollten genießen können, daß ſie vielmehr ſelbſt von dem Gifte leiden müſſen, das ſie ausgießen wollten. Das Glück iſt weit von ihnen entfernet, und gleichwohl iſt es jederzeit das, wornach wir trachten.

§. Wir wollen uns einen Menſchen vorſtellen, der durch böſe Handlungen, durch krumme Wege ein groſſes Vermögen an ſich gebracht, der ſeinen Nächſten durch Betrug, durch Lügen um das Seinige gebracht hat. Er wird zwar alle ſeine Begierden, ſeine Unmäſſigkeit, ſeine

Wolluſt,

Wolluſt, ſeine Eitelkeit befriedigen, er wird die ſinnlichen Lüſte genieſſen können; ſie werden aber doch nur eine ganz kurze Zeit währen. Es kömmt das Nachdenken, die innerliche Empfindung wieder, und dauert lange, das Gewiſſen wird unruhig und aufrühriſch, es ſtellt ihm ſeinen beraubten, leidenden, ſeufzenden und Gerechtigkeit fordernden Nächſten vor. Die Gewiſſensbiſſe, die Furcht martern ihn und vergiſten ſeine Ergötzlichkeiten. Zu dem Gewiſſen kömmt auch noch die Eigenliebe und vermehrt ſeine Unruhe. Man ſchämet ſich, daß man den ſinnlichen Vergnügungen ſeine Ehre aufgeopfert und ſeinen Verſtand dazu angewendet hat, daß man ſich die Schwachheit des Verſtandes anderer, um eines ſchnöden Vortheils, um des Geldes willen, zu Nutze gemacht hat. Man hat den Muth nicht, die Hochachtung der Leute, deren Beyfall man gerne haben möchte, auf die Probe zu ſtellen, man ſcheuet ſich, ſie um Rath zu fragen. Die Verachtung dringt auch durch die vergoldeten Wände hindurch und trifft den Menſchen, der ſeine Laſter damit zudecken wollte. Er kann ſich keine Freunde machen, er fürchtet ſich vor Jederman, auch vor die, denen er liebkoſet: weil er fühlt, was er werth ſey. Die Widerwärtigkeiten greifen ihn noch gewaltiger an, und ſein Reichthum giebt ihm in denſelben keinen Troſt. Thut er auch eine gute Handlung, ſo ſieht man ſie als eine Wiedererſtattung, als eine Folge der Vorwürfe an, die er ſich

macht;

macht; und kömmt das Ende ſeines Lebens herbey, ſo wird er von keinem Menſchen bedauert, und man glaubt, daß er nur Strafen werde leiden müſſen.

Das hat er alſo von ſeiner Mühe, von ſeinem Glück und von ſeinen böſen Handlungen. Die Laſter und die böſen Handlungen bringen nicht nur niemals reine und ſtille Ergötzungen zuwege, ſondern ſie erfordern auch meiſtentheils Anſtrengungen und eine Arbeit, für welche ſie nicht ſchadlos ſtellen. Laßt uns mit dieſem unglücklichen Reichen einen Mann vergleichen, der weiter nichts zu ſeinem Unterhalte, als die äuſſerſte Nothdurft hat, der zur Erhaltung ſeines Lebens ſaure Arbeit zu verrichten hat, der ſich aber jederzeit der genaueſten Ehrlichkeit befliſſen, der den Ergötzlichkeiten und Wollüſten die Hochachtung und die Freundſchaft ſeines Nächſten vorgezogen hat, der durch ſeine guten Eigenſchaften und durch ſein redliches Verhalten jederzeit das Seinige zum Glücke anderer beygetragen hat. Es thut ihm ohne Zweifel weh, daß er gewiſſer Ergötzlichkeiten des Lebens beraubt ſeyn muß, ſeine Eitelkeit kann ſich nicht mit dem Glanze des Reichthums ſchmeicheln; aber er genießt den Frieden der Seele, die Ruhe, die Zufriedenheit ſeines Gewiſſens. Thut er etwas Gutes, ſo iſt das ein Sieg, den er über die Armuth davon trägt und daran er ſich mit Entzücken ergötzt. Er hat das ſüſſe Vergnügen,

geliebet und hochgeſchätzt zu werden. Er hat Freunde, er hat ſich des guten Vertrauens zu erfreuen, das man ihm zu erkennen giebt. Man beruft ſich immer auf ihn, und er ſieht nie, daß man ſich bey ſeiner Ehrlichkeit vor ihm in Acht nehmen wollte. Man richtet ihn in ſeinen Widerwärtigkeiten mit Troſte auf, und er hat mehr Kräfte, ſie zu ertragen. Man verlängerte ihm gerne das Leben, man ſpricht ihm die Belohnungen des zukünftigen Lebens zu, er ſieht die Thränen derer, die ihn gekannt haben und wird für ſeine Tugenden belohnet. Wer wollte ein ſolches Glück nicht allem vorziehen, was der Reichthum hoffen laſſen kann.

D. Sind wir von Natur zur Ehrlichkeit geneigt?

R. Ich ſehe ein, daß die Ehrlichkeit eine Tugend ſey, die meinem Herzen angeboren iſt. Ich kann den Wunſch nicht hegen, ungerecht zu ſeyn, und meinem Nächſten das, was ihm angehört, wider ſeinen Willen zu entziehen; ich habe einen Abſcheu davor. Ich mache mir die Hoffnung, daß mich die Leidenſchaften, die Luſt und die Reizung zur Ergötzlichkeit niemals dazu verleiten werden.

— Wir können uns nicht Mühe genug geben, die Neigungen unſers Herzens erkennen zu lernen. Wir können hierinnen zum Zwecke kommen, wenn wir auch in unſern geringſten Handlungen auf uns Achtung geben; und wir werden,

ehe

ehe ſie eine gefährliche Folge haben, gar bald ſehen, ob wir zum Neide, zur Mißgunſt, zur Empfindlichkeit, zum Zorne, zur Unbarmherzigkeit gegen die Armen geneigt ſind. Wir haben uns vor dieſen Laſtern, als vor Feinden, zu fürchten, die uns Zeitlebens martern werden, wir müſſen uns hüten, ſie uns anzugewöhnen, und uns an die ihnen entgegengeſetzte Tugenden gewöhnen. Wir müſſen uns befleiſſigen, alle Augenblicke und in den geringſten Dingen gerecht zu ſeyn, wir müſſen die größte Ehrfurcht für alles, was andern angehört, und die größte Abneigung haben, es ohne ihre Einwilligung an uns zu bringen. Wir müſſen darin unſer Vergnügen ſuchen, daß wir gerecht ſind und einem jeden das Seine geben. Die Ehrlichkeit iſt eigentlich das, was zu einem rechtſchaffenen Menſchen erfordert wird, und wir müſſen wohl einſehen und verſtehen, was dieſe Beſchreibung und Eigenſchaft mit ſich bringt; es iſt ſchrecklich, ſich derſelben nicht würdig machen. Wer kann ohne Verzweifelung ſich ſelbſt geſtehen, daß er kein rechtſchaffener Mann ſey?

9. Sixtus der Fünfte, ein Schweinhirt, wird Pabſt.

Sixtus der Fünfte, ein Sohn eines armen Winzers, führte den Namen Felix Perreti. Sein Vater konnte ihn nicht ernähren, und that ihn, da er noch ſehr jung war, zu einem Bauer, der ihn ſeine Schweine hüten ließ. Felix hatte dieſe Verrichtung noch, als er einen Franziſkanermönch zu ſehen bekam, der den rechten Weg nach Aſcoli nicht wußte. Er gieng mit ihm bis ins Kloſter, und zeigte eine ſo groſſe Neigung zum Studiren, daß man ihm Unterricht gab. Da ſeine Fähigkeiten der Mühe, die man ſich mit ihm gab, entſprachen, ſo nahm man ihn in den Franziſkanerorden auf. Der Bruder Felix wurde in kurzer Zeit ein guter Sprachkundiger und geſchickter Weltweiſer. Er wurde zum Prieſter, und nicht lange darauf auch zum Doktor und Profeſſor der Gottesgelahrtheit zu Siena gemacht. Von dieſer Zeit an offenbarte ſich ſein Verdienſt immer mehr, und er ſtieg immer von einer Würde zur andern. Endlich wurde er im Jahre 1585. auf den päbſtlichen Stuhl erhoben, und erwies, daß er der Würde, die er begleitete, würdig ſey. Da er ein ſo groſſer Fürſt, als Pabſt war, ſo bewies er mit ſeinem Beyſpiele, daß die Geburt durch das Verdienſt erſetzt werden, und daß auch bisweilen unter einem Strohdache Leute geboren werden können, die fähig ſind, eine Krone zu tragen.

Bene-

Benedikt der XII. ein Müllersſohn.

Der Pabſt Benedikt der XII. war eines Müllers Sohn, und gelangte nur wegen ſeiner Wiſſenſchaften und Tugenden zur päbſtlichen Krone. Was ihm aber am meiſten zur Ehre gereichte, war, daß er niemals ſeinen erſten Stand vergaß, und daß er, da es darauf ankam, ſeine Nichte zu verheurathen, ſie groſſen Herren, die um ſie anhielten, verſagte, und ſie einem Kaufmanne gab, der ſich durch ſeine Klugheit und Redlichkeit bey ihm beliebt gemacht hatte. Dieſer groſſe Pabſt war mit gutem Grunde der Meynung, daß man die Leute nicht nach ihrer Herkunft, ſondern nach ihren Tugenden beurtheilen müſſe, und daß wenig darauf ankomme, ob man einen vornehmen Vater gehabt habe, oder nicht, wenn man ſich nur anders durch ſeine guten Eigenſchaften berühmt zu machen wiſſe.

Ein Römer, dem ein Thor ſeine niedrige Herkunft vorwarf, ſagte: „ich kann keine Beweiſe meines Adels beybringen; aber ich kann „die Narben von den Wunden aufweiſen, die ich „in den Gefechten für das Vaterland bekommen „habe. Das ſind meine adelichen Urkunden.“

10. Sitten der güldenen Zeit in dem Flecken Iſerable im Walliſerlande, und in dem Annivierer thale.

Wenn man nach Martigny, einer Stadt im Walliſerlande, auf dem Wege unten an den Bergen zur rechten Hand geht, ſo erblickt man auf der andern Seite der Rhone das Dorf Iſerable, das oben auf dem Gipfel der Anhöhe liegt. Da leben nach dem Berichte aller Reiſenden ungefähr vierzig Familien eben ſo, wie man im Stande der Unſchuld auf der Welt lebete. Da giebt der, welcher überflüſſig hat, dem, dem es an dem Nothdürftigen fehlt. Der Gläubiger trägt die Summe, die er von ſeinem Schuldner zu fordern hat, nicht in ein Buch ein. Ein Stecken, der zu einem Kerbholze dient und dem ähnlich iſt, deſſen ſich die Becker zur Anmerkung des gelieferten Brods bedienen, iſt ſchon hierzu hinlänglich. Da hört man von keinem Baſtarde. Derjenige, der ein Kind in Unehren gezeuget hat, wird nicht nur als unehrlich angeſehen, ſondern er wird auch genöthiget, ſein Dorf zu verlaſſen, um ſich der öffentlichen Schande zu entziehen und den täglichen Tadel derer zu vermeiden, die das Schickſal dieſes Kindes, als eines unglücklichen Schlachtopfers der Unordnung, beweinen würden. Dieſe Völkerſchaft iſt weit von unſern jungen Herren unterſchieden, welche aus leichtſinniger Ergötzlichkeit, ohne darüber zu erröthen, uneheliche Kinder

der in die Welt ſetzen, und das Herz haben, in dem, was man eine gute Geſellſchaft nennt, Lieber darauf zu machen.

Die Einwohner des AnnivierertHals ſind nach dem Berichte zweyer ſehr glaubwürdiger Reiſenden andächtig, rechtſchaffen, wohlthätig, arbeitſam, mäſſig und ſo gaſtfrey, daß, wenn ſie ein Freund oder Anverwandter beſucht, ſie alle Nachbarn einladen, Theil an der Freude zu nehmen, die ſie haben, ihn bey ſich zu ſehen; und die letztern ſind darauf bedacht, nicht mit leeren Händen dabey zu erſcheinen. Es iſt kein Armer unter ihnen. Führt ſich ein Mann nur gut auf und iſt er arbeitſam, ſo wird es ihm, und wenn er übrigens noch ſo viele Kinder hätte, nie an dem Nothdürftigen fehlen; ſeine Nachbarſchaft ſorgt für ſeine Bedürfniſſe. Iſt er aber unordentlich und verſchwenderiſch, ſo giebt man ihm im Thale keinen Aufenthalt mehr, man nöthiget ihn, es zu verlaſſen; weil man befürchtet, daß andere von ſeinem Beyſpiele angeſteckt werden und es ihm nachthun möchten. Die Weiber ſind in demſelben eben ſo arbeitſam, als die Männer, und theilen die Feldarbeit mit ihnen. Sie ſehen dabey ſchwarzbraun, doch aber bey ihrem kleinen Wuchſe ſehr artig aus, welcher vielleicht von den Laſten verurſachet wird, die man ſie ſehr frühzeitig tragen läßt. Hier wird zu einer guten Aufnahme nicht erfordert, daß man ein Landsmann, oder ein Anverwand-

ter, oder von guten Freunden empfohlen ſey. Man ſieht den Leuten die Landsmannſchaft und Freundſchaft am Geſichte an, weil man in demſelben einen Menſchen erblickt; und man darf nur Nahrung und Ruhe nöthig haben, ſo ſtehen die Häuſer offen, die Tiſche ſind gedeckt und die Betten gemacht. Sie ſind ſo wenig begierig, zu hören, wer man ſey, daß ſie gar nicht darnach fragen. Sie nehmen einen jeden als einen Menſchen auf, und die Zuneigung, die ſie zu ihm faſſen, wird ihm dieſes Namens wegen zuerkannt.

Die Uneigennützigkeit dieſer guten Walliſer in dieſen bey nahe unbekannten Oertern ihres Aufenthalts iſt ſo groß, daß man auf der ganzen Reiſe keinen Thaler ausgeben kann. Denn in welchem Stücke ſollte man in einem Lande Geld aufwenden können, in welchem die Eigenthümer keine Belohnung ihrer Bemühungen annehmen und in welchem man keinen Bettler antrifft? Und doch iſt das Geld in dem hochliegenden Walliſerlande ſehr rar, aber eben darum haben die Einwohner ihr gutes Auskommen. Denn es giebt darinnen eßbare Waaren im Ueberfluſſe, ohne daß ſie an auswärtigen Oertern abgeſetzt würden, ohne daß ſie im Lande durch den Aufwand verzehret würden, und ohne daß der Bergbewohner, der ſeine Arbeit zum Zeitvertreibe verrichtet, in der Arbeit nachläſſig werden ſollte. Sollten ſie einmal mehr Geld in

die Hände bekommen, ſo werden ſie unfehlbar ärmer werden. Sie ſind ſo klug, daß ſie es einſehen, und es giebt Goldminen im Lande, die man ſich nicht zu Nutze machen darf. . . . Glückliche Leute, und die ihr verdienet es zu ſeyn, ich will gerne glauben, daß euch derjenige einigermaaſſen gleich ſeyn muß, dem es unter euch gefallen ſoll!

11. Was die Schweizer Bauern für Leute ſind.

Clarens, Meillerie ſind eine Zeit lang der Gegenſtand der artigen Einfälle unſers Hofſrauenzimmers geweſen. Man gab ſeinem Kinde zu trinken, man gieng nach Clarens, man durchlief die Schweiz, man näherte ſich der Natur, das iſt immer einerley. Aber man wollte ſeine Augen nicht von Paris wegwenden. Man wunderte ſich, zu Vevay und Sion Bauern anzutreffen, die nicht ſo gedrechſelt waren, wie die Bauern in Picardie und zu Valogne. Einem Frauenzimmer von vornehmen Stande, die mir eben deswegen ihre Anekdote nicht wird erzählen wollen, begegnete Folgendes. — Sie befand ſich zu Clarens, und zwar nicht allein, ſondern hatte noch ein Frauenzimmer bey ſich. Man gieng ſpatzieren. Es kam von weitem ein groſſer Walliſer, in einem mit Bändern zugebundenen

nen Kamiſole, weißen Ermeln, ſchwarzen Schuen, leichtem Hute, gieng auf ſie zu und in ſeinem Wege fort, und hatte eine Senſe auf der Schulter. Man hält ihn für den verſtorbenen Celadon, oder wenigſtens für einen Deſpretaux. Man nähert ſich, grüßt ein wenig und fragt ihn mit unendlicher Anmuth. — Mein Herr, wollten Sie mir wohl ſagen, wozu Sie die Senſe brauchen? — Meine Frau, zum Mähen. — Sie ſind alſo ein Bauer? — Ja, meine Frau. — Bedenken Sie, die groſſen Augen, die man gemacht haben werde! — Iſt das Ekarens? — Sie ſind dabey. — Sollten Sie nicht den J. J. Rouſſeau gekannt haben? — Nein, meine Frau. — Iſt Ihnen die Heloiſe bekannt? — Ich habe ſie geleſen. — Andere groſſe Augen. — Sollten Sie auch den Voltaire geleſen haben? — Ja, meine Frau. — Darf ich Sie fragen, was Sie von beyden denken? — Daß Voltaire in unſerm Jahrhunderte viel Böſes geſtiftet, und daß es Rouſſeau villeicht in Anſehung der Nachkommenſchaft ſtiften wird.

Sie werfen bey dieſem Urtheile, das die Freyheit vollkommen zu erkennen giebt, den Kopf in die Höhe. Es fehlt noch viel, daß ich ſie für billig erkennen ſollte; würden Sie aber in Frankreich Bauern antreffen, die von ihrem Leſen ſolche Rechenſchaft geben können? Sie würden aber hier Bauern antreffen, über die Sie Sich noch mehr verwundern würden.

Die Bauern des hieſigen Landes, ſagt J. J. Rouſſeau, leſen, und haben Nutzen von dem Leſen. Sie haben faſt alle eine kleine Sammlung auserleſener Bücher, die ſie ihre Bibliothek nennen. Ich gieng vor einiger Zeit ſpatzieren, und blieb vor einem Hauſe ſtehen, in welchem Mädchen Spitzen machten. Die Mutter wiegete ein kleines Kind, und ich ſah ihr zu, als ich einen dicken Bauer aus der Hütte gehen ſah, der mich mit einem freundlichen Geſichte anredete, und zu mir ſagte: Sie ſehen, daß man ſich nicht allzuſehr nach Ihren Regeln richtet; aber unſere Weiber hangen noch eben ſo ſehr an den alten Vorurtheilen, als ſie die neuen Moden lieben. Ich wußte nicht, wie mir geſchah. Ich habe unter dieſen Leuten hundert Dinge eben dieſes Schlags gehöret.

12. Unerſchrockenheit eines Schweizers bey der Belagerung S. Jean d' Angeli.

Dieſer Menſch, oder vielmehr dieſer Held, hatte in der Belagerung geſehen, daß in dem bedeckten Wege von den Feinden ſieben Schanzkörbe über den Haufen geworfen worden waren. Baſſompierre hatte ſie nöthig, aber er hätte ſie unter einem Kugelregen holen laſſen müſſen, den die Belagerten auf den Weg fallen ließen. Dieſer Schweizer, Namens Jakob,

kob, erbiethet ſich, dieſe Verrichtung allein zu unternehmen; er bittet nur den Baſſompierre, ihm mit ſeinem Muſquetenfeuer in Eröffnung eines freyen Wegs und Bedeckung ſeines Rückwegs beyzuſtehen. Er geht ab. Seine Kameraden beweinen ihn und ſehen ihn für einen Menſchen an, der ſein Leben der Ehre aufopfert, ſich durch eine ſchöne Ausſchweifung hervorzuthun.

Er geht indeſſen ganz ſtille mitten durch zwey hundert Flintenſchüſſe, hebt mit ſeinem ſtarken Arme ſechs Schanzkörbe auf, hängt ſie an ſeinen Hals, geht eben ſo kaltblütig wieder durch eben ſo viele Gefahren zurück, und legt ſeine Bürde zu Baſſompierres Füſſen nieder. „Es „iſt noch ein Schanzkorb übrig, ſagte dieſer General zu ihm, der über einen ſo unerſchrockenen „Soldaten erſtaunet, und von Ehrfurcht für ihn „durchdrungen war; aber ich werde das Leben „eines ſolchen Mannes, wie ihr ſeyd, um einer „ſolchen Kleinigkeit willen nicht in Gefahr ſe„tzen." Das iſt mein Handel nicht, antwortete der ſo begierige, als tapfere Schweizer. Ich habe ſieben Schanzkörbe verſprochen, es iſt noch einer zurück, ich will ihn dem Feinde vor dem Maule wegnehmen; und er eilt, ohne Baſſompierres Antwort zu erwarten, aus Furcht zurückgerufen zu werden, fort, nimmt und bringt den Schanzkorb. Baſſompierre vergab ihm dieſen Ungehorſam, und bath ihn, in Zukunft folgſamer zu ſeyn.

13. Groß-

13. Großmuth der Soldaten des Regiments Normandie.

Da das Regiment Normandie in der Nacht des 13. Octobers 1781. in Javille, einem fünf Meilen von Metz an dem Wege nach Straßburg liegenden Dorfe lag, kam Abends um ſieben Uhr ohne das geringſte Verſehen der Soldaten Feuer aus. Der Herr von Boyer, als befehlshabender Major, ließ ſeine Soldaten ſogleich ins Gewehr treten und ſchleunigſt Hülfe leiſten, und man ſah ihn da mitten im Feuer arbeiten und den Arbeitenden zuſprechen. Vier Häuſer wurden der ſchleunigen Hülfe ungeachtet ein Raub der Flammen; aber was noch mehr Lobſprüche verdient, als die Mühe, die ſich dieſe Herren in Löſchung des Feuers gaben, beſtand darinnen, daß alle Offiziere und gemeine Soldaten den Abgebrannten, und zwar auf das einmüthige Verlangen aller Soldaten einen Tag ihres Soldes großmüthig ſchenkten, welches eine Summe von hundert Thalern machte.

Der alte Soldat.

Ein Soldat gieng zum Kaiſer und bath ihn um ſeinen Abſchied, weil er nicht mehr im Stande ſey, den Dienſt zu verrichten. — Wie lange dienſt du, ſagte ſeine Majeſtät zu ihm? —

Vier

Vier und dreyßig Jahr, mein General. — Warum biſt du nicht höher geſtiegen? — Weil ich weder leſen, noch ſchreiben kann, und alſo weiter nichts, als meinen Dienſt, habe verrichten und todſchieſſen können. — Komm in zwey Tagen wieder. Nachdem ſich der Kaiſer nach der Aufführung dieſes Soldaten erkundiget hatte, ſo ſagten die Offiziere ſeines Regimenhs: Das beſte Zeugniß von ſeiner Aufführung wäre dieſes, daß er ſich in den vier und dreyßig Jahren ſeines Dienſtes niemals in dem Falle befunden hätte, einen Schlag mit dem Stocke oder der Degenklinge zu bekommen. Zwey Tage darauf kam der Soldat wieder und ſeine Majeſtät ſagte zu ihm: ich gebe dir deinen Abſchied; aber damit du nicht aufhören mögeſt, auf die Wache zu ziehen, ſo mache ich dich zum Thürſteher einer Kanzeley, vor der du Niemand todzuſchieſſen brauchſt.

14. Wilhelm Tell, ein Bauer in der Schweiz, ſetzt ſein Vaterland in Freyheit.

Geißlers lächerliche Herrſchſucht unter den Helvetiern (oder Schweizern) brachte das Haus Oeſterreich zu Anfang des dreyzehenden Jahrhunderts um die Oberherrſchaft, die es bis auf dieſe Zeit über dieſe Völker gehabt hatte.

Dieſer Geißler, als ein wunderlicher und grauſamer Mann, ließ ſich eines Tages einfallen, einen Hut oben auf eine Stange, die er auf dem Markte zu Altorf aufrichten ließ, zu ſtecken, und dabey den Befehl zu geben, daß die Vorbeygehenden dieſen Hut eben ſo grüſſen ſollten, als ob er es ſelbſt wäre. Da ein Bauer, Namens Wilhelm Tell, dieſen vorgeſchriebenen Umſtand nicht beobachtet hatte, ſo ließ ihn Geißler zu ſich kommen und zog ihn wegen ſeines Ungehorſams zur Rechenſchaft. Der Bauer entſchuldigte ſich und ſagte, er hätte nichts von dieſem Geſetze gewußt, widrigenfalls er nicht ermangelt haben würde, ſich darnach zu richten. Da der Oeſterreichiſche Staatsbediente mit [illegible] Antwort ſchlecht zufrieden war, ſo befahl er dem Bauer, ihm entweder die Wahrheit zu ſagen, oder demjenigen von ſeinen Kindern, das er am liebſten hätte, mit einem Pfeile einen Apfel vom Kopfe zu ſchießen, und ſetzte hinzu, daß, wenn er fehl ſchieſſen würde, er ihm ſelbſt das Leben würde nehmen laſſen. Da dieſer unglückliche Vater ſeinen Richter weder durch ſeine Thränen, noch durch ſein Bitten, hatte beſänftigen können, ſo nahm er den Pfeil und ſchoß ſo glücklich, daß er hundert und zwanzig Schritt weit den Apfel traf, ohne ſeinem Sohne den geringſten Schaden zu thun. Die Freude des Vaters war ſo groß, als der Verdruß des Statthalters, welcher in dem Vorſatze, den Wilhelm ins Verderben zu ſtürzen, eine andere Klage darum

wider

wider ihn erhob, weil er einen zweyten Pfeil in ſeinem Köcher hatte. Er wollte von ihm wiſſen, was er mit demſelben hätte machen wollen. Dich ſelbſt erſchießen, antwortete ihm der Bauer, welches er in der Zeit, da der Statthalter Befehl gab, ihn ins Gefängniß zu ſetzen, ins Werk ſetzte. Es traten hierauf verſchiedene Bürger mit dem Wilhelm ſchnell zuſammen; und dieſes vaterländiſche Bündniß war der Grund der Schweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, welche nun fünf hundert Jahre fortgedauert hat.

15. Zwanzigſter Unterricht.

D. Iſt die Ehrlichkeit für die Menſchen hinlänglich, in der Geſellſchaft ein glückliches Leben zu führen?

R. Die Ehrlichkeit iſt nothwendig, aber noch nicht hinlänglich. Wir wünſchen uns das Wohlwollen unſers Nächſten, wir müſſen ihm das unſrige zu erkennen geben, und es iſt viel zu wenig, wenn man es nur dabey bewenden laſſen will, daß man ihm, was ihm gehört, nicht nimmt.

— Der Mangel an der Ehrlichkeit zieht die Verachtung und die Strafe ſo ſchleunig nach ſich, daß man ſie eher als eine Pflicht gegen ſich ſelbſt, als eine Tugend gegen andere anſehen kann. Es iſt ſo nothwendig, ein rechtſchaffener Mann zu ſeyn, es iſt ſo natürlich, es ſeyn zu wollen, daß

dieſe Eigenſchaft weiter nichts, als das Vertrauen einflöſet, das nöthig iſt, wenn man beyſammen leben will. Die Ehrlichkeit iſt eigentlich nur eine in allen einzelnen Umſtänden des Lebens ausgeübte Gerechtigkeit, und da dieſe Gerechtigkeit gegen einander ausgeübet wird, ſo kann man, wenn man weiter nichts, als ein rechtſchaffener Mann iſt, dafür keine groſſen Belohnungen verlangen. Man entzieht ſich nichts, man opfert nichts auf, man thut nur nichts Böſes, und das iſt für die Menſchen noch nicht genug, die auf tauſenderley verſchiedene Art einander helfen müſſen. Die Liebe iſt es, die den Menſchen, welche in Geſellſchaft leben, in der That zu ſtatten kommt. Die Liebe iſt es, die ſie verträglich, angenehm und glücklich macht. Sie iſt es, die den Fehlern abhilft, die ſich bey ihrer Einrichtung finden. Dieſe Tugend iſt es, die uns die Liebe unſers Nächſten zuwege bringt, die unſere Seele zufrieden und vergnügt macht, die uns von der Religion ſo beſonders angeprieſen wird, und die uns die gröſsten Belohnungen hoffen läſst.

§. Die Geſellſchaft iſt ſo eingerichtet, daſs die Glücksgüter in derſelben ſehr ungleich ausgetheilet ſind, und in dieſem Stücke iſt ſie der Ordnung der Natur nachgegangen, welche einigen Stärke und Verſtand, und andern Schwäche und Einfalt verliehen hat. Es giebt Menſchen, die ſehr reich, und andere, die ſehr arm ſind. Die Geſellſchaft oder die Geſetze haben nicht für die Nothdurft aller einzelnen Glieder ge-

ſorget, ſie hat vorausgeſetzt, daß ſie alle im Stande ſind, ſie ſich durch die Arbeit zu verſchaffen, und ſie hat der Liebe, dieſer Tugend, die ihre Quelle in dem Mitleiden, in der Erbarmung, in dem Bedauern hat, die unſerer Seele angebohren ſind, auch etwas zu thun geben wollen. Und eben das ſind Geſinnungen, die den Menſchen wahrhaftig über andere Geſchöpfe erheben.

§. Wir können Niemand leiden ſehen, ohne ſelbſt zu leiden. Die härteſte Seele kann zwar ihre Augen von der Noth anderer wegwenden, aber ſie kann ſie ſich nicht vorſtellen, noch ſie anſehen, ohne eine klägliche und ſchmerzhafte Empfindung zu fühlen. Wir dürfen dieſer Empfindung nicht widerſtehen, wir müſſen ſie dagegen zur Beförderung unſers Glücks lenken, und hierzu gelangen wir durch die Liebe. Eine Noth, die uns bekannt iſt, lindern, in derſelben einige Hülfe leiſten, iſt ein wahres Vergnügen für eine rechtſchaffene und empfindſame Seele. Sag mir, was du empfindeſt, wenn du einen Armen ſiehſt, der keine Kleider, womit er ſich bedecken kann, kein Brod hat, das ihm zu ſeiner Nahrung unentbehrlich iſt? Und wird deine Seele, wenn er bey ſeinem Elende noch ein Unglück hat, nicht ſchmerzlich gerühret? Wirſt du nicht die Noth zu lindern trachten, die dir ein Leiden verurſachet? Wirſt du nicht ein Vergnügen empfinden, wenn du hierinnen deinen Zweck erreichſt? Es wird dich,

wenn

wenn du die Augen wegwendeſt, wenn du dieſem Anblicke unbarmherzigerweiſe ausweicheſt, die Vorſtellung deſſelben nicht verlaſſen, wird dir nachgehen, du wirſt machen, daß ſie auf dich ſelbſt zurückfällt. Es kann dich auch Noth und Unglück treffen, und du würdeſt, wenn du an dieſes Unglücklichen Stelle wäreſt, glauben, du verdienteſt die Hülfe, die du ihm verſagſt, du würdeſt ſie von deinem Nächſten erwarten, es würde dich beugen, daß du Niemand zum Mitleiden bewegen kannſt. Es wird darauf auch dein Gewiſſen nicht ruhig bleiben, du wirſt dir Vorwürfe darüber machen, daß du nichts gethan, nichts angewendet haſt, einem Menſchen, welcher leidet, zu helfen, du wirſt nicht im Stande ſeyn, von dir ſelbſt etwas zu halten, und wirſt einſehen, daß du eben ſo wenig die Hochachtung anderer verdieneſt. Du wirſt Gott davon Rechenſchaft geben müſſen, daß du ſoviel, als auf dich angekommen, zur Verlängerung der Noth eines ſeiner Geſchöpfe und zwar deines Gleichen beygetragen haſt. Biſt du reich, ſo haſt du mitten unter den Gütern, die du beſitzeſt, nichts Gutes zu thun gewußt, deine ſchwache und niederträchtige Seele hat etwas Geringes nicht aufzuopfern gewußt; und da werden dich die Vorwürfe martern, die du dir machen wirſt, du würdeſt deine Unbarmherzigkeit gerne mit vielem Gelde bezahlen. Biſt du nicht reich, biſt du gar arm, ſo wirſt du vergeblich zu deiner Rechtfertigung ſagen können: es giebt ſo viele Arme, man kann

nicht allen geben, ich habe nur mein nothdürftiges Auskommen. Du wirſt dir da eben dergleichen Vorwürfe in deinem Gewiſſen machen, es wird dich die Vorſtellung des abgewieſenen Armen verfolgen, du wirſt zu dir ſelbſt ſagen, du hätteſt dir einen kleinen Theil von deiner Nothdurft abbrechen können, und er wäre zu der Zeit für dieſen Unglücklichen hinreichend geweſen. Du hätteſt ihm liebreiche und mitleidige Worte ſagen können, ſie würden ihm Stärke gegeben haben, ſeine Noth zu ertragen, und du würdeſt deſto vergnügter darüber ſeyn. Wenn dir demnach die Armuth und das Elend begegnet, ſo wende die Augen nicht weg; dieß iſt der erſte Trieb der Liebe. Du wirſt in deiner Seele weit vergnügter ſeyn, wenn du ihnen zu helfen trachteſt. Bezeige nur einigermaaßen dein Mitleiden, deine Leutſeligkeit, ſo wirſt du ſehen, ob dein Herz dieſes Vergnügens entübriget ſeyn kann.

— Die Liebe bringt ſo viele Belohnungen mit ſich, daß ſie die Tugend ſeyn ſollte, die am meiſten in Schwange gienge. Zum Unglücke iſt man dem Wohlleben und den ſinnlichen Ergötzlichkeiten ſo ſehr ergeben, daß man die Ergötzungen der Seele aus der Acht läßt. Wir machen ſo vielen Aufwand mit unſern Kleidern, mit unſern Wohnungen, damit wir die Achtung anderer genießen mögen; was bringt uns aber mehr Liebe, mehr Achtung, mehr Ehrfurcht zuwege, als die Liebe? Wir ſuchen unſere Begierden zu befriedigen; was ſind aber unſere Ergötzlichkei-

ten, wenn das Herz nicht befriediget wird, wenn es ſich ſeine Härte vorzuwerfen hat, wenn es nicht das geringſte Gute einzuflöſen und zu thun gewußt hat? Sind wir unbarmherzig und unempfindlich gegen die Armen, wer ſoll ſich gütig gegen uns erweiſen? Wer ſoll mit unſern Fehlern, mit unſern Schwachheiten Gedult haben? Und was haben wir nach dieſem Leben zu hoffen?

16. Auszug aus dem Pariſer Journal. Vom 4. December 1786.

Meine Herren!

Die in Ihrem Journale unter dem Titel Wohlthätigkeit angeführten freygebigen Handlungen waren nur noch von ſolchen, die im Ueberfluſſe leben, gegen ſolche, die an der Nothdurft Mangel leiden, ausgeübet worden. Hier iſt ein weit ſeltenerer Zug. Das iſt eine arme Gläubigerin, die weiter nichts, als das Leben hat, und die es doch aufopfert, um ihrer Schuldnerin Unterhalt zu verſchaffen, die nicht im Stande iſt, ihre Wohlthaten einzuſehen, geſchweige denn ſie mit Danke zu erkennen.

Dieſer bewegliche Auftritt ereignet ſich wirklich in der Abtey S. Germain-des-Pres, in dem Hofe der Abtey.

Die Wittwe Herault, eine alte Tobakshändlerin in dieſem Bezirke, iſt in das Elend

gerathen, nachdem ſie zwey Kinder verheurathet und ausgeſtattet hat, die noch am Leben ſind, und ſie iſt 75 Jahr alt und kindiſch geworden.

Sie iſt am abgewichenen 15. October genöthiget worden, aus ihrem Laden auszuziehen, weil ſie in einigen Jahren keinen Miethzins bezahlt hat, ob ihr ihn gleich die Eigenthümer deſſelben nicht mit Gewalt abgefordert haben. Da ſie aber nichts Eigenes hat, auch ſo gar von ihren Kindern verlaſſen worden, und für Hunger, Kälte und Elend hätte ſterben müſſen, ſo hat ſie weiter bey Niemand Hülfe gefunden, als bey einer armen Magd, die 23. Jahr bey ihr geweſen, und der ſie 15. Jahr Lohn ſchuldig iſt.

Dieſes Wunder der Treue heißt Margaretha Desmoulins. Dieſe arme ledige Weibsperſon, welche 52. Jahr alt und ungeſtaltet iſt, hat durch ihr flehentliches Bitten die Mildthätigkeit eines Nachbars in ſo weit rege gemacht, daß er ihr in einem Winkel ſeines Ladens einen Zufluchtsort für ihre Frau eingeräumet hat. Und eben da hält ſie ſeit ſechs Wochen allein den Tobak feil. Sie hohlt ſich, ſo oft ſie ſo viel zuſammen bringen kann, in der Niederlage 8. Pfund Tabak. Sie kann zwar täglich nicht mehr, als ein oder zwey Pfund vertreiben, wovon ſie nur acht oder ſechzehen Sous Gewinn hat: iſt aber kein Brod im Hauſe, ſo verkauft die Margaretha ihre Sachen und ſchafft ihrer Frau Brod. Sie kann zwar nur nähen und

ſtricken

ſtricken, beſtreitet aber doch mit ihrer Arbeit ihre übrigen Bedürfniſſe. Sie hat alle Dienſte, die man ihr angebothen hat, darum ausgeſchlagen, weil ihre Frau Niemand mehr haben würde, der ſich ihrer annähme. Die Wittwe Herault wird, wenn ihr die Gedanken vergehen, ſo böſe, daß ſie auch die Margaretha ſchlägt: dieſe aber läßt ſich durch nichts abwendig machen; und ob ſie gleich ſelbſt an allem Mangel leidet, ſo iſt ſie doch zufrieden, wenn nur die Wittwe Herault ihre Nothdurft hat.

Die Generalpächter haben bey dieſer Gelegenheit Proben von ihrer Billigkeit und Menſchenfreundlichkeit abgeleget. Wenn ſie den Hinterbliebenen der Kaufleute Gehalte auszahlen, ſo geſchieht es nur zum Beſten der Kinder, niemals aber der Bedienten derer, die ſie empfangen. Sie hatten den Gehalt der Wittwe Herault ihrer Tochter gegeben; da aber dieſe ihre Mutter, anſtatt ſich ihrer anzunehmen, wie ſie verſprochen hatte, verlaſſen hatte: ſo haben ſie den dazu gegebenen Auftrag widerrufen, und ihn an die Magd geben laſſen.

17. Großmuth der Soldaten des Regiments Agenois.

Nachdem am 17. October zu Tours in dem Hauſe eines Fuhrmanns, Namens Audenet, in der Vorſtadt Saint-Pierre des Corps Feuer ausgekommen war: ſo verſammlete der Herr von Rocreuſe, Hauptmann des Regiments Agenois, die in dieſer Stadt in Beſatzung liegende Mannſchaft, und führte ſie in die Gegend, in welcher das Feuer war, welches auch nicht lange darauf gelöſcht wurde. Eben da der Herr von Rocreuſe ſeine Mannſchaft wieder in ihr Quartier führen wollte, dankte Herr Paan, Oberſter der Brunnenmeiſtern der Stadt, dem Herrn von Rocreuſe und ſeiner Mannſchaft, und überreichte ihm im Namen des Stadtraths ein Geſchenk, welches aber die Mannſchaft nur mit der Bedingung annahm, daß es ihr erlaubt ſeyn möchte, es zum Beſten des verunglückten Fuhrmanns anzuwenden, der durch den Brand um alle das Seinige gekommen war. Dieß wurde auch ſo gleich bewerkſtelliget. Nachdem aber der Herr von der Grandiere, Bürgemeiſter der Stadt, dem auſſerordentlich verſammleten Stadtrathe von dieſer großmüthigen Handlung Bericht erſtattet hatte, ſo wurde beſchloſſen, daß ſie in das Stadtbuch eingetragen, daß drey Abſchriften davon genommen, und die eine davon an den Kriegsminiſter, die zweyte an den Statthalter der Landſchaft, und

die dritte an den Herrn von Rocceuſe abgeſendet werden ſollte.

Schöne Antwort eines Sklavenoberhaupts.

Ein Oberhaupt aufrühriſcher Sklaven wurde mit ſeinem Anhange mit den Waffen in der Hand gefangen genommen. Der General, der ihn überwunden hatte, fragte ihn, was er mit ſeinen Kameraden für eine Begegnung verdient zu haben glaubte? — Die Begegnung, welche tapfere Leute verdienen, die ſich der Freyheit würdig ſchätzen. Der General ſah das Erhabene dieſer Antwort ein, ließ ihnen Vergebung angedeihen und ſteckte ſie unter ſeine Armee.

18. Der heldenmäßige Bediente.

Ein Mahler in Provence trieb ſeine Kunſt in einer Stadt in der Landſchaft. Sein Unſtern wollte, daß ſich ein anderer Mahler in derſelben niederlaſſen wollte. Der erſtere hatte gar bald einen Nebenbuhler zu befürchten, und dieſer letztere ſchien den Vorzug zu haben. Er verfertigte unter andern das Gemälde eines Frauenzimmers, welches dem Provencer Mahler mißlungen war. Der troſtloſe Künſtler kann

dem Zuge, von dem ihm das Herz blutete, nicht länger widerſteheu, und faßt den entſetzlichen Vorſatz, ſich umzubringen. Er ergreift in dieſem Entſchluße ein Piſtol; in dem Augenblicke aber, da er losſchießen will, läuft ſein Hund, der ihn in dieſer Stellung erblickt, auf ihn zu und hält ihn an dem Schooße ſeines Kleides zurück. Der Schuß war aber dennoch losgegangen, hatte aber dem Unſinnigen, anſtatt ihm ins Gehirn zu gehen, nur das linke Auge ausgeriſſen und ihm etwas von dem Beine unter den Augenbraunen weggenommen.

Dieſer Unglückliche, der ohne Bewußtſeyn niedergefallen war, ſtellte den Anblick des Todes ſelbſt dar, und man zweifelte auch wirklich nicht, daß er des Lebens beraubet ſey. Es folgt auf das Schrecken, das man empfunden hatte, die Nachforſchung nach den Thätern des Mords, und aller Verdacht fällt auf den Bedienten des Mahlers und bleibt bey demſelben ſtehen. Er läßt ſich ins Gefängniß führen, ohne die geringſte Begierde, zu entkommen, an ſich blicken zu laſſen. Er ſagt vielmehr, anſtatt ſich zu rechtfertigen, frey öffentlich, er ſey es, der ſeinen Herrn umgebracht habe. Er wird zum erſten Verhör geführet, und ſagt weiter nichts, als, er habe ſeinem Herrn das Leben genommen.

Es läßt ſich plötzlich ein Geräuſch hören. Man hört die Worte: — er iſt es nicht, er iſt es nicht, ſondern ich, der ich in einer Zeit der

Ver-

Verblendung und Verzweifelung den Anſchlag gefaßt hatte, Hand an mich zu legen. Man ſieht einen Menſchen hereinkommen, der ſich den Kopf mit leinenen Tüchern verbunden hatte, und der kaum kriechen konnte. — Ja, meine Herren, ſagte er zu den obrigkeitlichen Perſonen, hier ſehen Sie den Miſſethäter. Ein übermäßiger Verdruß hatte mich zu dieſer höchſt unglücklichen That hingeriſſen.

Der Mahler erzählte hierauf die Urſache dieſes ſo heftigen Verdruſſes. Dieſer ehrliche junge Menſch aber, fuhr er fort, iſt die Unſchuld ſelbſt. Ich habe ihm nicht das Geringſte vorzuwerfen. Und wer hat ihn denn anklagen können? Ich, verſetzte der Bediente. Man hatte mich verſichert, mein lieber Herr, daß Sie, weil Sie Hand an ſich geleget, auf den Richtplatz würden geſchleifet werden. Ihr Gedächtniß würde alſo einen ewigen Schandfleck bekommen haben. Um nun dieſem neuen Unglücke zuvorzukommen, hatte ich mir in den Kopf geſetzt, mich für Ihren Mörder auszugeben. Ach! das war die einzige Probe von meinem Eifer, die ich Ihnen geben konnte.

Der Provencer fiel hierauf zu den Knien dieſes verehrungswürdigen Bedienten wieder, umfaßte ſie, benetzte ſie mit ſeinen Thränen, und Jedermann weinete mit ihm, und dieſer würdige Diener erhielt die lebhafteſten Zeugniſſe innigſter Rührung.

19. Die

19. Die Lauwine im Walliſerlande.

Ein ehrlicher Walliſer gieng in den erſten Tagen des Octobers von Sion wieder nach Hauſe. Es hatte auf den Bergen gewaltig geſchneyet, und er hatte unendliche Mühe wieder zu ſeiner Hütte zu kommen, die in einem Winkel des Annivierertthals lag. Endlich gelangte er nach unausſtehlicher Beſchwerlichkeit und Sorge auf einen Felſen, auf welchem er ſeine Wohnung hätte ſehen können. . . . Aber o Unglück! o Verzweifelung! Er erblickt weiter nichts, als einen entſetzlichen Haufen Schnee, der herabgerollet war. Seine Hütte iſt von den Trümmern der ſchrecklichen Lauwine verſchlungen, und ohne Zweifel von derſelben zerquetſchet; und was das größte Unglück, ſeine junge Frau und ſein einziger Sohn darunter begraben. Er ſetzt ſich auf den Felſen, ſieht dieſen ſchrecklichen Anblick mit Schmerzen an, und hat die Kraft nicht, zu weinen. . . Er ſteht aber gar bald auf, läuft zu einem ſeiner Nachbarn und beſchwört ihn, ihm in der Unternehmung, die ihm der Himmel eingab, beyzuſtehen. Man ergiebt ſich auf ſein dringendes Bitten, verſieht ſich mit Grabſcheiten, Schaufeln und Pickeln, und geht ab.

Sie nehmen alſo mit unermüdeten Eifer dieſe Eis- und Schneeberge ab. Der Walliſer ſpricht ihnen einen Muth ein, hofft und arbeitet allein mehr, als ſeine drey Freunde. Es kömmt

die

die Nacht herbey, ſie gehen wieder in ihre Hütten, der Ehemann aber bleibt bey dieſen Schutthauſen zurück und arbeitet die ganze Nacht. Man kömmt des Morgens wieder zu ihm, es dauert eben der Eifer, eben die Standhaftigkeit fort; aber ach! die Arbeit des Abnehmens geht nur langſam und mit ſaurer Mühe von ſtatten. Es geht der zweyte Tag zu Ende, er bleibt nochmals zurück und arbeitet noch einmal die ganze Nacht. Endlich kömmt man am dritten Tage wieder zu ihm und fängt wieder an. . . O Glück! o unausſprechliche Freude! Er entdeckt zuerſt den Schorſtein ſeiner Hütte, zieht die Kette, die an der Fallthüre, womit er bedeckt war, hieng, an ſich, und erblickt an dem Heerde bey dem Scheine einer brennenden Lampe ſeine Frau, ſein Kind und eine Ziege, die ihm ſeine Milch gab. Nichts kann das Vergnügen ausdrücken, das dieſe rechtſchaffenen Leute empfanden. Der Mann ſtieg in ſeine Hütte hinab; und die Frau, das Kind, die Heerden, alles wurde aus derſelben herausgezogen, alles gerettet. Ein Fels, der dieſe Hütte deckte, hatte die Lauwine von einander getheilt, und der Schnee hatte ſich im Herunterfallen nur auf den Seiten gehäufet, ohne gerade auf das Dach herabzuſchießen. Ich habe das glückliche Paar kennen lernen, dem dieſer Zufall begegnet iſt. Ihre zärtliche Liebe hat ſeit zehen Jahren niemals abgenommen. Sie haben ſechs Kinder, welche alle einmal ſo reich an Tugenden werden zu wollen ſchienen, als ihre Eltern.

20. Er-

20. Erkenntlichkeit und Rechtſchaffenheit eines Räubers.

Die Frau von Montier erzählt folgende Anekdote. — Ich befand mich im vergangenen Jahre auf dem Lande bey einem rechtſchaffenen Geiſtlichen, der über achtzig Jahr alt iſt, und er erzählte mir folgendes. — Er wurde vor vierzig Jahren berufen, einen Straſſenräuber zum Tode zu bereiten. Man ſperrte ihn mit dem Miſſethäter in eine kleine Kapelle ein, und er wurde, indem er ſich alle mögliche Mühe gab, ihn zur Bereuung ſeines Verbrechens zu bringen, gewahr, daß dieſer Menſch ſo zerſtreuet war, daß er ihn kaum anhörte. — Mein lieber Freund, ſagte er daher zu ihm, wollt ihr denn nicht bedenken, daß ihr in einigen Stunden vor Gott erſcheinen müſſet? und wer kann euch von einer Sache losmachen, die für euch von ſo groſſer Wichtigkeit iſt? — Sie haben Recht, mein Vater, ſagte der Miſſethäter zu ihm; aber ich kann den Gedanken nicht aus dem Kopfe bringen, daß es nur an Ihnen liege, mir das Leben zu retten; und ein ſolcher Gedanke iſt ſehr fähig, mich zu zerſtreuen. — Wie ſoll ich es anfangen, euch das Leben zu retten, antwortete der gute Geiſtliche? und wie ſollte ich, wenn das in meiner Gewalt ſtände, es wagen können, es zu thun und euch eben dadurch Gelegenheit zu geben, eure Miſſethaten zu häufen? — Wenn Sie weiter nichts, als das, abhält, antwortete

der Miſſethäter, ſo können Sie Sich auf mein Wort verlaſſen. Ich habe die Lebensſtrafe allzunahe vor meinen Augen gehabt, als daß ich mich derſelben von neuem blosſtellen ſollte. Der Geiſtliche that, was Sie und ich bey einer ſolchen Gelegenheit gethan haben würden, er ließ ſich erweichen, und es kam endlich nur darauf an, daß er wiſſen wollte, wie er es anfangen müßte. Die Kapelle, in der ſie waren, hatte weiter kein Licht, als durch ein Fenſter, das über fünfzehen Schu hoch nahe an dem Dache war. — Sie dürfen nur, ſagte der Uebelthäter, Ihren Stuhl auf den Altar ſetzen, den wir unten an die Mauer hintragen können; Sie können auf den Stuhl und ich auf Ihre Schultern ſteigen, von da ich an das Dach werde kommen können. Der Geiſtliche ließ ſich zu dieſer Arbeit willig finden und blieb darauf ganz ruhig auf ſeinem Stuhle ſitzen, nachdem er den Altar, den man tragen konnte, wieder an ſeine Stelle geſetzt hatte. Nach dreyen Stunden klopft der Henker, dem die Zeit lang wurde, an die Thür, und fragte den Geiſtlichen, was aus dem Miſſethäter geworden ſey? — Das muß ein Engel ſeyn, antwortete der Geiſtliche ganz kaltblütig; denn er iſt bey meinem prieſterlichen Worte zu dieſem Fenſter hinausgefahren. Der Henker, dem bey dieſer Erzählung die Zeit lang wurde, gab, nachdem er den Geiſtlichen gefragt hatte, ob er ihn zum Beſten haben wollte, den Richtern eilends hiervon Nachricht. Sie begaben ſich in

die

die Kapelle, wo dieſer Mann ſaß, ihnen das Fenſter zeigte, und ſie auf ſein Gewiſſen verſicherte, daß der Miſſethäter da durch davon geflogen ſey, und daß wenig gefehlt habe, daß er ſich ihm empfohlen hätte, weil er ihn für einen Engel gehalten hätte; und daß, wenn er auch ein Miſſethäter ſeyn ſollte, welches er aber nach dem, was er ihn habe thun ſehen, nicht begreifen könne, es ſeine Sache nicht ſey, ſein Wächter zu ſeyn. Die obrigkeitlichen Perſonen konnten bey Betrachtung der Kaltblütigkeit dieſes ehrlichen Mannes kaum ihr ernſthaftes Anſehen beybehalten, und begaben ſich, nachdem ſie dem Miſſethäter eine glückliche Reiſe gewünſcht hatten, hinweg.

Zwanzig Jahr darauf gieng dieſer Geiſtliche durch den Ardennerwald, und befand ſich eben, da der Tag zu Ende gehen wollte, auf einem unrechten Wege. Eine Art von einem Bauer betrachtete ihn ſehr aufmerkſam, und fragte ihn, wo er hin wollte, und verſicherte ihn, daß der Weg, den er gehen wollte, ſehr gefährlich wäre. Er ſetzte hinzu, daß, wenn er mit ihm gehen wollte, er ihn in einen Meyerhof, der nicht weit davon läge, führen wollte, in welchem er die Nacht ruhig zubringen könnte. Der Geiſtliche befand ſich in groſſer Verlegenheit. Die Neubegierde, mit der ihn dieſer Mann betrachtet hatte, erweckte ihm Verdacht; da er aber bedachte, daß, wenn er auch etwas Böſes im Sinne

Sinne hätte, es ihm doch nicht möglich seyn würde, ſeinen Händen zu entgehen, ſo gieng er ihm zitternd nach. Seine Furcht war aber nicht von langer Dauer, denn er erblickte den Meyerhof, von dem ihm der Bauer geſagt hatte; und dieſer Mann, welcher der Eigenthümer davon war, ſagte gleich beym Eintritte zu ſeiner Frau, ſie ſollte einen Kapaun mit den beſten jungen Hühnern im Hofe ſchlachten und ſeinen Gaſt aufs beſte bewirthen. Indem man ſich zum Abendeſſen anſchickte, trat der Bauer wieder mit acht Kindern hinein, zu denen er ſagte: meine Kinder, danket dieſem rechtſchaffenen Geiſtlichen, ohne ihn würdet ihr nicht in der Welt ſeyn, noch weniger aber würde ich mehr auf derſelben ſeyn; denn er hat mir das Leben gerettet. — Der Geiſtliche erinnerte ſich darauf der Geſichtszüge dieſes Mannes wieder, und erkannte ihn für den Räuber, dem er davon geholfen hatte. Er wurde von der Familie mit Liebkoſungen und Dankſagungen überhäuft; und da er allein bey dieſem Manne war, ſo fragte er ihn, wie es zugienge, daß er ſich in ſo guten Umſtänden befände. Ich habe Ihnen Wort gehalten, ſagte der Räuber zu ihm, und da ich mich entſchloſſen hatte, als ein ehrlicher Mann zu leben, ſo kam ich mit Betteln bis an dieſen Ort, der mein Geburtsort iſt. Ich trat bey dem Herrn dieſes Meyerhofs in Dienſte, und nachdem ich durch meine Treue und Ergebenheit die Liebe meines Herrn gewonnen hatte, ſo

gab er mir ſeine Tochter, welche die einzige war. Gott hat meine Bemühungen geſegnet, die ich angewendet habe, als ein rechtſchaffener Mann zu leben; und ich habe mir etwas geſammlet. Sie haben über mich und alles, was mir angehört, zu gebiethen, und ich will nun vergnügt ſterben, nachdem ich Sie geſehen habe und Ihnen meine Erkenntlichkeit bezeigen kann. Der Geiſtliche ſagte zu ihm, er wäre für den Dienſt, den er ihm geleiſtet hätte, ſchon um deßwillen mehr als zu gut belohnet, weil er das Leben, das er ihm erhalten hätte, ſo gut anwendete. Er wollte nichts von dem annehmen, was er ihm anboth; er konnte aber doch dem Bauer nicht verſagen, einige Tage bey ihm zu bleiben; da er denn fürſtlich bewirthet wurde. Dieſer ehrliche Mann nöthigte ihn darauf, ſich wenigſtens eines von ſeinen Pferden zur Vollendung ſeiner Reiſe zu bedienen, und wollte ihn nicht eher verlaſſen, als bis er die gefährlichen Wege zurückgelegt hätte, die in dieſen Gegenden ſehr zahlreich ſind.

22. Die

21. Die beyden verirrten kleinen Schweizer.

Zwey kleine Kinder eines Schweizeriſchen Bauers nicht weit von Echalans liefen, und zwar gegen das Ende des Octobers Abends um vier Uhr, einer nach dem andern auf dem Schnee. Ganz nahe bey der niedrigen Hütte befand ſich ein ziemlich dickes Tannenholz. Sie liefen hinein, giengen immer weiter fort und verloren ſich darinnen, und konnten, da es Nacht worden war, das Haus nicht wieder erreichen. Es wurde ſogleich darinnen unruhig, als man gewahr wurde, daß die beyden Kinder fehlten. Man lief aller Orten hin und ſuchte ſie, man rief ihnen wohl tauſendmal, man zündete endlich groſſe Harzfackeln an, und fieng an, mit Kühglocken den Wald zu durchſuchen. Nur erſt nach einem dreyſtündigen kummervollen und mühſamen Suchen fand man endlich dieſe armen kleinen Verunglückten, die in einem mit Blättern angefüllten Loche ſtacken und über einander lagen. Der älteſte, der neun Jahr alt war, hatte ſeine kleine Weſte aus und ſie ſeinem Bruder angezogen, der ſechs Jahr alt war; und ob er gleich nur ein bloſſes Kamiſol anhatte, ſo hatte er ſich doch auf ihn gelegt, um ihn mit Gefahr, in einer ſo langen, feuchten und kalten Nacht ſelbſt zu erfrieren, zu wärmen, welches er gewiß nicht würde haben aushalten können, wenn ſein Vater nicht ſo glücklich geweſen wäre, ihn zu finden.

Die ehrliche Wäſcherin.

Ein Mann ſchrieb im Monat October 1784. an die Verfaſſer des Pariſer Journals: am 16. dieſes verliere ich eine Brieftaſche. Es befanden ſich für 1200. Livres Papiere aus der Rechnungskaſſe darinnen, die ſo gut waren, als baares Geld. Man räth mir zu Anſchlägen. Ich laſſe ſie mit einer Belohnung von vier Louisdor auſſetzen. Kaum hat ſie der, ſo ſie anſchlägt, an den verſchiedenen Orten angeſchlagen, ſo wird mir meine Brieftaſche ſo, wie ich ſie verloren hatte, von der Frau Pradelle, einer Wäſcherin ſeidener Strümpfe, die in der Gaſſe Saint - Antoine wohnt, wiedergebracht. Dieſe Frau und ihr Mann haben vier Kinder, und doch iſt meine Brieftaſche keine Verſuchung für ſie. Ich gebe die verſprochne Belohnung, und bedaure ſehr, daß ich nicht mehr thun kann.

23. Die heilige Maria, eine Magd.

Der heldenmäßige Muth, den Gott der auserwählten Maria zum Bekenntniſſe des Namens Jeſu Chriſti verliehen hat, muß uns überzeugen, daß er in Ertheilung ſeiner Gnade weder Geſchlecht, noch Stand anſieht. Dieſe Jungfrau war eine Sklavin bey einem Rathsherrn, Namens Tertullius, und die einzige in ſeinem Hauſe, welche das Glück hatte, Jeſum

Chriſtum zu erkennen. Da ſie in Beobachtung ihrer Pflichten treu, im Gehorſam gegen ihre Herrſchaft ſorgfältig, und gefliſſen war, ihnen in allem, was zu ihrem Nutzen dienen konnte, zuvorzukommen: ſo ſetzte ſie das Weſentliche ihrer Gottesfurcht in der Beobachtung ihrer Obliegenheiten. Sie that aber doch alles, was ſie that, um Gottes willen; und da ſie mit einem Stande, der ihr Gelegenheit gab, Jeſu Chriſto nachzuahmen, zufrieden war, als welcher nicht gekommen, ſich dienen zu laſſen, ſondern zu dienen, ſo war ſie nur darauf bedacht, daß ſie ſeinen Augen wohlgefallen möchte. Ob ihr gleich die Beſchäfftigungen ihres Standes ſehr ſauer wurden, ſo beobachtete ſie doch auch dabey ein oftmaliges und ſtrenges Faſten, das ſie ſo heimlich hielt, als ihr möglich war, damit ſie nur Gott zum Zeugen ihrer guten Werke haben möchte. Nachdem es bekannt worden, daß ſie eine Chriſtin ſey, ſo ließ ſie ihr Herr auf eine grauſame Art mit Ruthen ſtreichen, und darauf in einen finſtern Ort einſperren, an welchem man ihr in dreyßig Tagen weiter nichts, als Waſſer und Brod gab.

Nachdem die Maria hierauf auch bey dem Statthalter angegeben worden, ſo wendete er vergebliche Mühe an, ſie zur Verleugnung des chriſtlichen Glaubens zu bringen. Und da alles Volk, das zugegen war, die Standhaftigkeit dieſer Jungfrau ſah, und ihren Muth für eine

Hartnäckigkeit hielt, ſo ſchrie es, ſie müßte lebendig verbrannt werden. Unter dieſem wüſten Geſchrey bath die Maria Gott, ihr die Standhaftigkeit zu verleihen, um die ſie ſo oft für andere gebethen hätte. Der Statthalter konnte ſie ſchlechterdings nicht bereden, Jeſu Chriſto zu entſagen. „Der Gott, dem ich diene, iſt bey „mir, ſagte ſie. Ich fürchte mich gar nicht vor „Ihren Drohungen. Ueber dieſes können Sie „mir mit den Leibesſtrafen, die Sie mich leiden „laſſen, nur ein Leben nehmen, das ich um Jeſu „Chriſti willen zu verlieren wünſche.“ Der Richter wollte ſehen, ob ſie auch ſo ſtandhaft ſeyn würde, als ſie zu ſeyn ſchien, wenn ſie lebhafte Schmerzen leiden müßte; und da er ſie alſo den Henkern übergeben hatte, ſo wurde ſo grauſam mit ihr verfahren, daß das Volk, das nur einen Augenblick vorher ihren Tod verlangte, von Mitleiden gerührt wurde, ſchrie, daß man ſie ſchonen ſollte, und den Richter einer Unmenſchlichkeit beſchuldigte. Der Richter, welcher ſah, daß das Volk aufrühriſch wurde, ließ mit den Martern inne halten, mit denen man den Leib der Maria peinigte, und ließ ſie von einem Soldaten bewachen. Da ſich aber dieſe heilige Jungfrau noch mehr davor fürchtete, daß ſie unter einem ſolchen Wächter ihre Keuſchheit groſſer Gefahr ausgeſetzt ſehen ſollte, als davor, daß man ſie zu Tode martern werde: ſo ergriff ſie heimlich die Flucht, und rettete ſich unter Felſen; und Gott ließ nicht zu, daß man ſie damals unter

ter denſelben fand. Es iſt nicht bekannt, wie es ihr nachhero ergangen; die Kirche verehret ſie aber als eine Märtyrin.

Bey der wahren Gottesfurcht erfüllen wir die Pflichten unſers Standes; und eben darinnen beſteht die vornehmſte Uebung derſelben.

Herr, ſchenke uns Treue zu allen Pflichten unſers Standes, weil wir eben dadurch deinem heiligen Willen nachleben, um deſſen Vollbringung wir dich alle Tage anrufen.

23. Der Räuber und der Umträger.

Ein Einwohner eines deutſchen Fleckens ſah ſich genöthiget, den Bettelſtab zu ergreifen, und da er einen Haufen Kinder um ſich ſah, die Hungers ſterben wollten, ſo faßte er den Entſchluß, ſich in eine benachbarte Stadt zu begeben, und in derſelben Hülfe in ſeiner Dürftigkeit zu ſuchen. Er erſchien in derſelben mit Lumpen bedeckt, und ſtellte allen denen, die im Stande waren, ihm zu helfen, ſeinen kläglichen Zuſtand mit Augen, die in Thränen ſchwammen, vor. Da er aber nur unempfindliche Herzen antraf, die ihn auch nicht einmal würdigten, ihn anzuhören: ſo gerieth er über eine ſolche Grauſamkeit in Zorn, und gieng mit dem Entſchluße in ein Holz, den erſten Reiſenden anzufallen. Es fand ſich gar bald Gelegenheit dazu.

Er hielt einen Umträger an, der ihm, ohne ihm den geringſten Widerſtand zu thun, einen Beutel mit zwanzig Thalern gab. Kaum aber hatte ſie der Räuber in ſeinen Händen, ſo marterte ihn ſein Gewiſſen, er fiel dem Umträger zu Fuſſe, ſtellte ihm mit Thränen den Bewegungsgrund zu ſeinem Diebſtahle vor, und beſchwor ihn auf das angelegentlichſte, mit ihm hin in ſeine Wohnung zu gehen, und die Wahrheit deſſen, was er ihm ſagte, in Augenſchein zu nehmen. Der wehmüthig gewordene Umträger nahm keinen Augenblick Anſtand, mit ihm zu gehen. Er tritt in das alte Haus des Bauers, und trifft in demſelben Kinder, die beynahe nackend waren, auf Stroh lagen und ſterben wollten, und eine Mutter in dem ſchrecklichſten Zuſtande an. Dieſe Mutter wurde aber noch weit mehr niedergeſchlagen, da ihr ihr Mann erzählt hatte, was er eben gethan hatte. Sie fiel auf dieſe Nachricht dem Umträger zu Fuſſe, und flehete ihn mit den nachdrücklichſten Worten um Barmherzigkeit für ihren Mann und ihre Kinder an. Ihr Bitten that gar bald die ganze Wirkung, die ſie ſich wünſchte. Der rechtſchaffene Umträger konnte es bey einem ſo rührenden Anblicke nicht aushalten, er vermiſchte ſeine Thränen mit den Thränen dieſer ehrlichen Leute und ſagte zu ihnen: ich bin euer Freund, nehmet die zwanzig Thaler, ich will es haben. Möchte doch mein Vermögen ſo groß ſeyn, als meine gute Geſinnung gegen euch iſt! Es ſchmerzet mich

mich nichts ſo ſehr, als daß ich euch kein glückliches Schickſal in der Zukunft gewähren kann. Was! antwortete der Bauer, anſtatt mit mir, als mit eurem Feinde umzugehen, wollet ihr mein Beſchützer ſeyn! Nein, ich nehme euer Geld nicht, und ſollten wir Hungers ſterben. — Bey dieſen Worten giebt er ihm den Beutel; der Umträger aber beſteht darauf und nöthigt ihn, ihn zu behalten. Die ganze Familie küßte ſo fort ihrem Wohlthäter die Hand, und dieſer leztere hat nachhero erzählt, daß er noch nie eine Zufriedenheit empfunden hätte, die der gleich geweſen wäre, die er bey dieſer Gelegenheit gehabt habe.

24. Geſpräch mit einem Schweizeriſchen Bauer.

Hören Sie ein Geſpräch an, das ich mit einem Manne zu Altorf gehalten habe. — Sie bleiben doch einige Tage hier, mein Herr? — Zwey Tage, mein Herr. Das iſt für einen ſo kleinen Flecken genug. (Bey dem Worte klein, da ließ er den Kopf ſinken.) — Klein! klein! was nennen Sie denn groß? — Aber, Städte, mein Herr! — Das iſt, Steinhaufen. — Ganz und gar keine Denkmäler. — Hetruriſche Gefäſſe, Grabſteine, Gontran, Albert, und ich weiß nicht, wer. — Sie gehen nicht gut mit mir um, mein Herr, ich wollte Ihnen keine

Mühe machen. Klein! wo freye Leute ſind! — Mein Herr, Sie denken wie ein Römer. — Wie ein Römer! nein, mein Herr; das waren Tyrannen, welche die Welt in Schrecken ſetzten. — Ja, unter ihren Dictatoren, aber in ihrem Anfange. — Das waren Räuber. Befragen Sie die abgeſchiedenen Seelen der Vejer, der Aeneaſe, der Sabiner und aller ihrer Nachbarn im Latium darum. Wir, mein Herr, ſind Republikaner, das iſt, Freunde der Freyheit und des Friedens, die weder ſteigen, noch fallen, weder groſsthun, noch uns ſchimpfen laſſen, die Menſchen ſeyn wollen; das iſt es alles. Sie können, wenn es Ihnen gefällig, noch hinzuſetzen, wir wären Bauern. — Wie man einer iſt, wenn man ſo denkt, wie Sie. Man hat keinen Stand mehr, man iſt ein Menſch. — Ein Bauer, aber frey; auf dieſs Wort kömmt es an. Ich habe Pferde und verkaufe ſie, ich habe Vieh und verkaufe es, ich habe Käſe und verkaufe ſie. Sie ſehen, daſs ich ein Bauer bin, und weiter nichts. Es kömmt nun Ihnen zu, mein Herr, zu unterſuchen, ob in dieſer Beſchreibung nichts nachtheiliges liegt.

Hier endigte ſich ein Geſpräch, aus welchem Sie Sich den Begriff von der Gemüthsart des Volks in dieſen Gegenden beſſer wieder werden machen können, als ich ihn Ihnen beybringen kann.

25. Sel.

25. Seltenes Beyſpiel der Ehrlichkeit.

Ein Präſident in dem Parlamente zu Paris befand ſich eines Tags mit einem von ſeinen Freunden zu S. Sulpice. Es näherte ſich ihm ein ziemlich gut gekleidetes Weib, und bath ihn mit einer ſchaamhaften Mine um ein Almoſen. Der Präſident, welcher ſeinen Beutel in der That vergeſſen hatte, ſchlug es ihr ab, und ſagte zu ihr: er hätte kein Geld bey ſich. Die Frau hielt ohne ſich abweiſen zu laſſen nur noch mehr an. Da ſich nun der Präſident von ihrer Zudringlichkeit losmachen wollte, ſo bath er ſeinen Freund, ihm einige Sous zu leihen; dieſer aber zog in der Abſicht, den Präſidenten in Verlegenheit zu ſetzen, einen Louisdor aus ſeiner Taſche, den er ihm gab. Der Präſident ſah das boshafte Verfahren ſeines Freundes ein, ſagte aber zu der Frau, ohne ſie das Geringſte merken zu laſſen: Frau, ich habe euch ſchon geſagt, ich hätte keine Münze bey mir; hier iſt alſo ein Louisdor, laßt ihn wechſeln und bringt mir die Münze dafür wieder.

Kurz darauf kam dieſe Frau wieder und brachte das für den Louisdor gewechſelte Geld in verſchiedenen Münzſorten. Der Präſident, der die Abſicht gehabt hatte, die Ehrlichkeit der Bettlerin auf die Probe zu ſtellen, und ſah, daß die Rechnung richtig ſey, ſagte zu ihr: Frau, ich muß glauben, daß das, was ihr mir von eurer

Dürf-

Dürftigkeit ſaget, eben ſo gewiß ſey, als ihr ehrlich ſeyd. Behaltet alles, ich ſchenke es euch.

Die Perſon, von welcher dieſe Erzählung herrührt, ſetzt hinzu: ich habe dieſe Begebenheit aus dem Munde des Präſidenten ſelbſt. Seine Abſicht war bey der Erzählung derſelben nicht, der Großmuth ſeines Herzens eine Lobrede zu halten, ſondern nur zu beweiſen, daß ſich rechtſchaffene Seelen mehr als einmal aus Noth zu ſo demüthigenden Schritten, als das Bitten um ein Almoſen iſt, gedrungen ſehen.

Edle Billigkeit einer armen alten Frau.

In einer Stadt in Sachſen giengen die Aelteſten eines Pfarrſpiels, die nach dem in dieſem Churfürſtenthume eingeführten Gebrauche eine allgemeine Kollekte zur Unterſtützung der Armen einzuſammlen und ſie auszutheilen haben, zu einer alten Frau, und wollten ſie in das Verzeichniß der Unglücklichen einſchreiben, die ein Recht an die öffentliche Mildthätigkeit hatten. Sie ſaß an ihrem Spinnrade in einer kleinen ſehr dunkeln Kammer, in welcher das darinnen befindliche Geräthe das Elend der Perſon, die ſie innen hatte, zu erkennen gab. Nachdem ſie von dem Vorhaben der Einſammlenden Nachricht erhalten hatte, ſo gieng ſie ohne das Geringſte zu ſagen hinaus, kam gleich darauf wieder

wieder mit einem Stücke Geld herein und ſagte zu ihnen: „hier iſt ein Groſchen, den ich geborgt „habe; wenn ich aufgeſponnen habe, werde ich „ihn ſchon wieder geben können. Ich kenne „Leute, die noch unglücklicher ſind, als ich. „Nehmet dieſe geringe Beyſteuer an. Ich „werde es, ſo lange ich ein Stück Brod verdie„nen kann, und noch Kraft genug haben werde, „aus dem benachbarten Brunnen Waſſer zu „ſchöpfen, nie geſchehen laſſen, daß mein Name „mit auf die Liſte geſetzt wird. Ich will es durch„aus nicht haben, daß man ſagen ſoll, ich hätte „dem Unvermögenden ſeinen Unterhalt gerau„bet."

26. Moras, Niquet und Alleman.

Es lag eine Tartane, die von Cönne kam, ſeit zwey Tagen vor der Feſtung Breſcou vor Anker, woſelbſt ſie den heftigſten Sturm ausgeſtanden hatte, und da der Kapitaine ſah, daß er ſich wegen des vielen Waſſers, das in ſein Fahrzeug eindrang, nicht länger in dieſem Ankergrunde würde halten können, ſo ließ er es am 7. October 1784. an der Küſte auf den Strand laufen. Er würde dabey ohne den Beyſtand der Bootsleute der Fahrbarke der Feſtung Breſcou Moras, Niquet und Alleman, mit ſeinem ganzen Schiffsvolke unfehlbar um ſein Leben gekommen ſeyn. Dieſe drey unerſchrockenen Männer

ner bothen der Gefahr, die ihnen drohete, Trotz, ſprangen verſchiedenemal ins Meer und ſuchten ein Seil zu ergreifen, das man ihnen aus der Tartane zuwarf. Nachdem ſie ſich endlich deſſelben bemächtiget hatten, ſo hielt ſich das ganze Schiffsvolk an daſſelbe, und ſtieg der Wuth der Wellen ungeachtet an das Land. Der Kapitaine, der zuletzt herausſtieg, war kaum an daſſelbe, ſo brach die Tartane in Stücken. Nachdem der Ritter von Bernard, Lieutenant des Königs in der Feſtung und der Stadt Agde von dieſer muthigen und unerſchrockenen That an den Herrn Grafen von Perigord, Befehlshaber der Landſchaft Languedoc, Bericht erſtattet hatte, ſo hat dieſes wohlthätige Oberhaupt, an welchem der Muth und die Menſchlichkeit ihren gewiſſen Beſchützer finden, von dem Könige ein Geſchenk von 300. Livres für dieſe tapfern Seeleute erhalten.

27. Muth zweyer junger Seeleute zu Lyon.

Ein auf der Brücke der Saone zu Lyon ſtehender Soldat ſchien ſich anfänglich in einer ſehr groſſen Unruhe zu befinden und darauf einige Minuten ganz unbeweglich zu ſeyn. Er hatte ſich mit dem Kopfe auf das Geländer geleget. Er ſetzte auf einmal über daſſelbe und ſprang mitten in das Waſſer. Ein junger Menſch von drey-

dreyzehen bis vierzehen Jahren, Namens Vigoureux, ein Sohn eines Vogelhändlers, ſchreyt ſo gleich: zu mir her, mein Bruder, wir wollen ihn retten. Die beyden jungen Leute ziehen ſich mit unglaublicher Geſchwindigkeit aus, ſpringen in den Fluß, fahren einigemal hinunter, ergreifen endlich den Unglücklichen, der zu Boden ſinken wollte, bey ſeinen Kleidern und bringen ihn unter dem Getöne eines allgemeinen Beyfalls an das Ufer. Der Aeltere hielt ſeinen Bruder bey der Hand und ſagte einigemal mit Entzücken: ich hatte dir es wohl geſagt, wir wollten ihn retten. Sie ſchlugen zwar einige Stücke Geld, die man ihnen zu geben ſich beſtrebte, nicht aus, nahmen ſie aber doch mit einer augenſcheinlichen Gleichgültigkeit an. So bald der Soldat ein wenig wieder zu ſich gekommen war, ſo umarmten ihn ſeine Erretter und wollten das Geld, das ſie empfangen hatten, mit ihm theilen. Bey dieſem letztern Umſtande ſtieg die Rührung, die man empfand, aufs Höchſte. Es ließ ſich ein von Beyfalle und Bewunderung vermiſchtes Geräuſch hören. Wie groß iſt der, ſo einem Menſchen das Leben rettet, in den Augen der Menſchheit!

Heldenmäßige Entſchloſſenheit eines Konſtabels.

Engliſche Schiffe trachteten eine Batterie auf der Inſel Rhe zu zerſtören. Ein franzöſiſcher Konſtabel, welcher ſah, daß ſein Sohn von einer Kugel weggenommen wurde, kehrte ſich nach ſeinem Befehlshaber um, und ſagte zu ihm: „mein Offizier, Gott hatte mir dieſen einzigen „Sohn gegeben, und hat mir ihn nun wieder „genommen. Das ſoll uns aber nicht abhalten, „unſere Arbeit fortzuſetzen.“ Ein anderer Zug der Unempfindlichkeit. Ein Granadier von dem Regimente des Königs wurde gewahr, daß ein Herr von Stande, der hinter ihm auf die Breſche zu Maſtricht zukroch, auf den Bauch gefallen war. Er reichte ihm die rechte Hand, um ihn aufzuheben; in dieſem Augenblicke aber fuhr ihm eine Flintenkugel durch das Gelenke der Hand. Er reichte ihm alſo, ohne zu klagen oder ſich zu entſetzen, die linke Hand, und hob ihn, ohne ein Wort zu ſagen auf. Was für ein Stillſchweigen!

28. Portugieſiſche Anekdote.

Im Jahre 1585. litt eine Portugieſiſche Mannſchaft, die nach Indien gieng, Schiffbruch. Ein Theil davon blieb in dem Lande der Caffern, und der andere begab ſich auf einem von den

Trüm-

Trümmern des Schiffs gebaueten Fahrzeuge aufs Meer. Der Steuermann, welcher merkete, daß das Fahrzeug zu ſehr beladen wäre, erinnerte den Befehlshaber, Eduard von Mello, daß man zu Grunde gehen müßte, wenn man nicht ein Dutzend Schlachtopfer ins Waſſer würfe. Das Loos traf unter andern einen Soldaten, deſſen Name in der Geſchichte nicht angemerket worden. Sein jüngerer Bruder fiel vor dem von Mello auf die Knie und bath inſtändigſt, ihn an ſeines ältern Bruders Stelle treten zu laſſen. „Mein „Bruder, ſagte er, kann mehr ausrichten, als „ich. Er erhält meinen Vater, meine Mutter „und meine Schweſtern. Verlieren ſie ihn, ſo „müſſen ſie alle verhungern. Erhalten Sie ih„nen das Leben durch die Erhaltung des ſeinigen, „und laſſen Sie mich ſterben, der ich ihnen nichts „helfen kann.“ Mello bewilliget es und läßt ihn ins Meer werfen. Der junge Menſch ſchwimmt dem Fahrzeuge ſechs Stunden nach, und erreicht es endlich wieder. Man drohet ihm, ihm das Leben zu nehmen, wenn er trachten würde, hinein zu ſteigen; die Liebe zum Leben aber beſiegt die Drohung. Er nähert ſich. Man will mit einem Degen nach ihm ſtoſſen, den er aber ergreift, und ſo lange feſt hält, bis man ihn einſteigen laſſen würde. Seine Standhaftigkeit rührt Jederman; man erlaubt ihm endlich, bey den andern zu bleiben, und ſo gelang es ihm, ſich und ſeinem Bruder das Leben zu retten.

Der unerſchrockene Provencer.

Ein junger Seemann aus Provence verrichtete eine That, die angeführt zu werden verdient. Johann Bart ſagte bey Enterung des Contreadmiralsſchiffs der Holländer, er wollte dem, der ihm die Contreadmiralflagge brächte, zehen Piſtolen, und dem, der ihm die Flagge von dem Hintertheile des Schiffs brächte, sechs Piſtolen geben. Dieſer Seemann, der mit den andern in das feindliche Schiff geſprungen war, ſteigt alſo auf den groſſen Maſt, um die Flagge herunter zu hohlen. Der Unterbefehlshaber wird ihn gewahr, und thut zwey Schüſſe nach ihm, von denen ihm einer durch die Hand und der andere durch den Schenkel geht. Der Seemann wickelt mit einer bey nahe unglaublichen Kaltblütigkeit ſein Schnupſtuch um ſeine Hand und ſein Halstuch um das dicke Bein, fährt fort zu ſteigen, nimmt die Flagge und wickelt ſie als einen Gürtel um den Leib; ſteigt wieder herunter, und geht über das Hintertheil des Schiffs weg, um auch die Flagge des Hintertheils wegzunehmen. Er hat ſie ſchon halb herunter; der Unterbefehlshaber aber wird es nochmals gewahr und ſtößt mit einer halben Picke nach ihm. Der Seemann ſteigt wieder herunter, nimmt eine Streitaxt, giebt dem Unterbefehlshaber mit der Schärfe einen Hieb, hauet ihm ein Auge aus, wirft ihn zu Boden, fährt fort, die Flagge loszumachen, hängt ſie auch an ſeinen Gürtel, und

trägt

trägt dieſe beyden Flaggen zu Johann Bart, der ihm die verſprochne Belohnung auszahlt.

29. Unerſchrockene Tapferkeit eines franzöſiſchen Soldaten.

Nach der Schlacht bey Rosbach ſetzten die ſchwarzen Huſaren des Königs von Preuſſen, die Todenköpfe hieſſen, den zerſtreuten franzöſiſchen Haufen nach; und da einer von den Preußiſchen Generalen einen Ort erblickte, an welchem noch gefochten wurde, ſo näherte er ſich, und ſah, daß ein franzöſiſcher Granadier mit ſechs von dieſen Huſaren im Handgemenge war. Der Granadier hatte ſich mit einer Kanone verſchanzet und ſchwur unter beſtändigem Fechten, er wollte eher ſterben, als ſich ergeben. Der General, der ſeine Tapferkeit bewunderte, befahl den Huſaren, mit ihren Streichen inne zu halten, und ſagte zu dem Franzoſen: „ergieb dich, tapferer Sol„dat, die Anzahl überwältiget dich, dein Wider„ſtand iſt vergeblich. Er darf es nicht ſeyn, ich „will dieſen Leuten hier genug zu ſchaffen machen „und wieder zu meiner Fahne kommen, oder ſie „ſollen mir das Leben nehmen, ſo habe ich doch „die Schande nicht, gefangen worden zu ſeyn. — „Deine Armee iſt zerſtreuet. — Ich weiß es „nur gar zu wohl, aber zum Henker, hätten wir „einen General gehabt, wie der König von „Preußen oder der Prinz Ferdinand iſt, ſo wollte „ich

„ich im Arſenale zu Berlin meine Pfeiſe Tabak „rauchen. — Ich ſchenke dieſem Franzoſen die „Freyheit, ſagte der Preußiſche General; Huſa„ren, geht mit mir; und du, tapferer Grana„dier, nimm dieſen Beutel und begieb dich wie„der zu deiner Mannſchaft. Hätte der König, „mein Herr, funfzig tauſend Soldaten, wie du, „ſo ſollte ganz Europa nur zwey Herren haben, „nämlich Friedrich und Ludwig. — Ich will „es meinem Hauptmanne ſagen; aber behalten „Sie Ihr Geld. In Kriegszeiten ſchmeckt mir „es nur, wenn ich auf Feindes Unkoſten ſchmau„ſen kann. Sie, Sie ſind würdig, ein Franzos „zu ſeyn.“

Der ehrliche Kutſcher.

Joſeph Chef-de-Moi, ein Miethkutſcher, hatte in ſeinem Wagen einen Sack mit 650 Livres gefunden, den ein Mann darinnen hatte liegen laſſen, und nahm keinen Anſtand, ihn ihm, ſo bald er ihn erblickte, wieder zu geben. Der Eigenthümer des Sacks, der durch dieſe ſeltene Probe der Ehrlichkeit gerührt wurde, both ihm einige Louisdor an, die aber der Kutſcher mit folgenden Worten, die von einer Einfalt zeugen, welche rührt und bey welcher man ſich doch auch des Lachens nicht enthalten kann, ausſchlug: alles, was ich mir von Ihnen auszubitten habe, mein Herr, beſteht darinnen, daß, wenn

wenn Sie wieder einen Wagen nöthig haben, und ich ungefähr zugegen bin, Sie mir den Vorzug geben.

30. Rede bey der Krönung des Roſenmädchens zu S. Symphorien d'Ozon.

Gehet, ſpricht der Herr, in der Stadt auf den Gaſſen herum, und ſehet, ob ihr einen Mann findet, der recht thue und die Wahrheit liebe; ſo will ich ihm gnädig ſeyn. Jerem. 5, 1.

Der Eifer und die Liebe zur Tugend ſcheinen eben dieſen Befehl erhalten zu haben, M. B. und es gereichet eurer Stadt zum Ruhme, daß ihr auf ihr Suchen eine Perſon darſtellen könnet, auf welche ihrer Gottesfurcht, ihrer Sittſamkeit, und ihrer erhabenen Tugenden wegen alle Wahlſtimmen gefallen ſind. Merket aber wohl, wenn ich bitten darf, zu welcher Zeit gab der Herr ſeinem Propheten dieſe Erinnerung? Als die immer fortwährende Abgötterey in allen Ständen der Geſellſchaft eingeriſſen war und die Strafen des Ewigen gereitzet hatte; als eine gänzliche Zerſtörung, eine ſchändliche Gefangenſchaft über dieſes ruchloſe Volk zur Beſtrafung ſeiner

ſeiner Undankbarkeit und ſeines Aufruhrs herein zubrechen im Begriffe war.

Die Zueignung dieſer Anmerkung iſt ohne Zweifel traurig, aber wie iſt ſie gleichwohl ſo merklich! Denn in welchem Jahrhunderte, bey welchen Umſtänden iſt dieſes Beſtreben, die Tugend zu belohnen und ſie öffentlich zu ehren, aufgewacht? Unſere Väter, welche rechtſchaffen, aufrichtig und ohne Falſch waren, welche bey ihrer Einfalt, bey ihrer Redlichkeit, bey dem Geiſte der Religion und der Gottesfurcht, der ſie belebete, nach richtigen Grundſätzen, nach guten Vorſchriften handelten, hatten ſich es gar nicht einfallen laſſen, daß die Reinigkeit der Sitten, die Mildthätigkeit, die Wohlthätigkeit, die Liebe zu ſeinen Pflichten, vorzügliche, lobens- und verehrungswürdige Eigenſchaften wären. Es war das die allgemeine und gewöhnliche Verfaſſung. Sie konnten nur durch den Glanz heldenmäßiger Tugenden gerührt werden.

Nur erſt nachdem die allgemeine Ruchloſigkeit, das Verderben der Seelen, die Hintanſetzung der Religion und ihrer heiligen Lehren, die Verachtung der Redlichkeit und Sittſamkeit alle Bande zerreißen und die Schranken der Gerechtigkeit und Ehrbarkeit überſchreiten zu wollen geſchienen haben; nachdem das Laſter, das dadurch, daß es ungeſtraft geblieben, durch die Gleichgültigkeit noch verwegener geworden, öffentlich die größten Ausſchweifungen begangen hat; nachdem

ſich

ſich die offenbar verſpottete demüthige Tugend nicht mehr hat ſehen laſſen dürfen, ſich zur Vermeidung der immer mehr überhand nehmenden Schmähung des ſiegenden Laſters in die Stille und Einſamkeit begeben hat; nur erſt nach dieſen betrübten Umſtänden, die ſich wie eine Seuche ausgebreitet, immer mehr und mehr auch die Oerter, die bis daher wegen ihrer Unſchuld heiliger geblieben waren, die Dörfer, die Bauernhütten angegriffen haben, haben wohlthätige Männer, Freunde der Religion und der Ehre, die Nothwendigkeit eingeſehen, die Luſt zum Guten aufzumuntern, die freygebliebenen Seelen, die ſich von dem allgemeinen Verderben nicht hinreiſſen laſſen, aufzuſuchen, und ihren Tugenden einen Glanz zu geben, der im Stande wäre, ſie nützlich zu machen.

Sie haben dieſes die Liebe zum Vaterlande zum Grunde ſetzende und chriſtliche Feſt mit dem einnehmendeſten und erhabenſten Gepränge begleitet. Es wird die einer ſo rühmlichen Wahl würdige Perſon öffentlich ernannt, der Kranz wird ihr von den Aelteſten zuerkannt, er wird ihr vor den Altären, in Gegenwart und im Namen des Gottes, von welchem alle vollkommene Gabe kömmt, aufgeſetzt. Sie haben ſich die Hoffnung gemacht, daß dergleichen öffentliche Ehrenbezeigungen einen heiligen Nacheifer erwecken, daß der Ruhm einer Familie, die natürliche und unſchuldige Freude einer Jungfrau,

die in Gegenwart der allgemeinen Verſammlung für ſanftmüthig, rechtſchaffen und liebreich erkannt worden, ein ſtarker Bewegungsgrund ſeyn werde, alle Mütter zu verpflichten, ihres Gleichen zu ziehen, und alle ihre Geſellſchafterinnen, in ihre Fußſtapfen zu treten.

Laßt uns, M. B. dieſe Abſichten loben, die der Liebe zum Vaterlande, die ſie einflößet, und der Religion, die ſie ſich zueignet und ſie heiliget, ſo würdig ſind. Laßt uns jenen großmüthigen und beſcheidenen Mann rühmen, der euch eine ſo ſtarke Aufmunterung gewähret. Ihm war es hauptſächlich vorbehalten, ſich der Sache der Tugend anzunehmen, ſie zu beleben und ihr ihren alten Glanz unter euch wieder zu geben; weil er bey der Einfalt der alten Sitten auch eine väterliche Zuneigung zu euch und eine herzliche Liebe zur Religion beſitzt. Laßt uns den Himmel preiſen, der euch einen Lehrer gegeben hat, welcher würdig iſt, zu dieſer nützlichen Stiftung das Seinige beyzutragen, welcher im Stande iſt, euch den Werth und den wahren Zweck derſelben zu erkennen zu geben, und welcher bey dem allgemeinen Vertrauen und der allgemeinen Hochachtung, die er ſich zu erwerben gewußt, gewiß verſichert ſeyn kann, daß er die ſchätzbaren Früchte derſelben lange Zeit erhalten werde. Aber laßt uns auch bedenken, wie demüthigend es ſey, daß man nöthig gehabt, zu dergleichen Mitteln ſeine Zuflucht zu nehmen. War denn die Tugend

gend in euren Augen nicht ſchön genug? Sie hatte ihre Rechte an eure Herzen verloren, es war das Gepränge einer öffentlichen Huldigung nöthig, wenn euren Vorurtheilen abgeholfen und euer Eifer aufgemuntert werden ſollte. Ach! das iſt kein Sieg, das iſt eine wahre Wiedererſtattung, eine ehrbare Strafe.

Ich muß es gleichwohl geſtehen, und warum ſollte ich das, was in dieſem Augenblicke das Herz eures Wohlthäters mit der ſüſſeſten Freude erfüllet, verſchweigen? Es hat dieſe Stiftung unter euch den allertröſtlichſten Erfolg gehabt. Das allgemeine Beſtreben, die öffentliche Freude, die in dieſem Augenblicke ausbrechen, geben zu erkennen, daß ihr den Werth der Ehre einſehet, welche die Unſchuld und die Tugend mitten in ihrem verborgenen Aufenthalte aufſucht. Das Lob, das ihr dem Roſenmädchen ſo häufig gebet, die herzliche Theilnehmung, die ihr ihr zu erkennen gebet, legen ein Zeugniß von der Güte eurer Herzen ab. Es iſt auch der Nacheifer ſchon ſichtbar geworden. Es giebt viele unter euch, die den Muth haben, nach dem Kranze zu ſtreben, die ſich für würdig erkennen, ihn zu tragen, und ſich die Hoffnung machen, ihn eines Tages zu erhalten. Es wird dadurch der Ruhm einer ganzen Familie befördert. Man wird zwar unter ihren Gliedern nur dasjenige wählen, das ſich durch ſeine Tugenden und gute Werke für andere auszeichnet; ſie müſſen aber alle zu ſeinem Ruh-

me das Ihrige beytragen; und anjeßo ſind die Väter ſchon darauf bedacht, wie ſie ihren Kindern zu den Anſprüchen zur Wahl beförderlich ſeyn mögen, die Brüder und Anverwandten hegen ſchon Ehrfurcht vor einem Namen, der nie mit einem Vorwurfe beflecket werden darf. Es iſt die Ehre in allen Herzen aufgewacht, ſie hat ihre Rechte wieder erhalten.

Es iſt das zwar die Tugend noch nicht. Es iſt dieſe Geſinnung noch zu menſchlich, ſie hat noch zu viel von der Eigenliebe an ſich; ſie bahnet aber doch den Weg zu derſelben, ſie räumet die Hinderniſſe aus dem Wege, und macht die Seelen geſchickt, an ihren heilſamen Eindrücken einen Geſchmack zu finden. Ja es wird euch die ſchimpfliche Verbannung der Laſter, die öffentliche Erhebung der Unſchuld und der Gottesfurcht noch angenehmere Sitten einflößen; und es werden die geſellſchaftlichen Tugenden auch gar leicht den Weg zu den chriſtlichen Tugenden bahnen. Möchte doch dieſe erwünſchte Vermuthung in ihre Erfüllung gehen! möchten die großmüthigen Geſinnungen, von denen wir euch belebet ſehen, zu ihrer Vollkommenheit gedeihen und ſich auch bis zur Würde eures Berufs erſtrecken! Ihr erfahret nunmehro, ihr bekennet öffentlich, daß die Tugend eurer Liebe und eurer Verehrung würdig ſey. Möchte doch euer zukünftiges Verhalten euren Beyfall unterſtützen und eure Lobſprüche beſtätigen!

Haupt-

Hauptſächlich aber iſt euch, meine liebe Toch-
r, dieſes groſſe Werk vorbehalten. Es hat
ch nie Jemand einen rühmlichern Kranz erhal-
n; ihr hattet ihn aber auch ſchon verdienet, ehe
noch verſprochen worden war. Ihr habt
ihn, da ihr mitten unter eurer Familie verbor-
n waret, und euch allein mit euren Pflichten
ſchäftigtet, nach dem Beyſpiel eurer Eltern ge-
hört, ohne vorher zu ſehen, daß ſie einmal durch
re Lehren und durch ihr frommes Verhalten zu
rer Erhebung etwas beytragen würden. Ihr
ibt das Gute geliebet und ausgeübet, ihr ſeyd
ſchon lange thätig, arbeitſam, ſittſam und ge-
rſam geweſen; ehe man noch daran dachte,
eſe Eigenſchaften durch einen öffentlichen Tri-
mph zu erheben. Ihr habt durch eure Anmuth,
rch euer ſanftmüthiges und gefälliges Bezei-
n die Herzen eurer Geſellſchafterinnen und den
eyfall eurer Mitbürger gewonnen, ohne zu wiſ-
n, daß einmal von ihnen gefordert werden wür-
, zu eurem Beſten ein Zeugnis abzulegen.
s iſt kein eiteler Ehrgeiz, keine Hoffnung einer
rlichen Belohnung der Bewegungsgrund eu-
r Handlungen geweſen. Die Tugend war da-
als noch verachtet, die Klugheit wurde noch
r eine Einfalt, der Gehorſam für eine Schwach-
it angeſehen. Die Ergötzlichkeiten wurden nur
r Veränderung angeſtellt, emſige Beſtrebun-
n nur zur Vermeidung des Müſſiggangs unter-
mmen. Ihr aber ſetztet euch über dergleichen
eles Geſchrey hinweg. Ihr folgtet eurem na-
tür-

türlichen Triebe; ihr wirktet mit der chriſtlichen Erziehung, die euch eure Eltern gaben, mit der Gnade mit, mit der euch der Herr zuvorkam. Ihr ſetztet eure Glückſeligkeit nur in dem Vergnügen, Gutes zu thun, nur in dem ſüſſen Frieden, der jederzeit die Unſchuld begleitet. Es iſt das ein um ſo merkwürdigerer Sieg, als ihr dabey von keinem zeitlichen Vortheile unterſtützt wurdet, als ihr eure ganze Stärke nur aus der Rechtſchaffenheit eures Herzens, nur aus der Erlernung eurer Pflichten, und aus der Liebe zu denſelben hernahmet.

Wir überreichen euch demnach den Kranz, der der reineſten, der gründlichſten, der des Lobes und der Belohnungen des Himmels und der Erde würdigſten Tugend zugedacht iſt, mit einem gerechten Zutrauen. Wir machen mit einer feſten Zuverſicht vor den Altären und in der Verſammlung des ganzen Volks bekannt, daß ihr würdig ſeyd, Ehre und Lob zu empfangen, weil ihr dem allgemeinen Verderben widerſtanden habt, weil ihr eure Pflichten gelernet und geübet habt, und weil ihr in Anſehung der Treue in Erfüllung derſelben keinen andern Vortheil vor Augen gehabt habt, als den, daß ihr den Lehren der Religion und der Stimme eures Gottes Gehorſam leiſten möchtet.

(Man ſetzt dem Roſenmädchen den Kranz auf.)

Und nun, meine liebe Tochter, fängt ſich für euch eine neue Ordnung der Dinge an. Die Wohl-

Wohlthätigkeit und Gottesfurcht haben den Schleyer weggenommen, mit dem ihr euch eurer Demuth wegen ſo gerne bedecktet. Ihr ſeyd nun mit dem ſichtbaren Zeichen bekleidet, welches vorzügliche Eigenſchaften und eine erhabene Tugend zu erkennen giebt. Ihr ſeyd nun euren Geſellſchafterinnen, euren Mitbürgern zum Muſter aller Vollkommenheiten vorgeſtellet, ihr ſeyd an ihre Spitze geſtellet und es iſt euch aufgetragen worden, ihnen den Weg zu zeigen, auf welchem man zu einem reinen und gegründeten Ruhme gelangen muß." Das iſt eine feyerliche Verpflichtung, zu welcher ihr euch in dieſem Augenblicke anheiſchig machet. Sie ehren euch, ſie wünſchen euch alles Gute, und ſie werden euch ferner verehren und lieben. Gebet alſo in dieſem Pfarrſpiele jederzeit ein erbauliches Beyſpiel. Sie haben alle ihre Augen auf euch gerichtet. Laßt ſie alſo an euch jene Gleichförmigkeit der Gemüthseigenſchaften, jene Beſcheidenheit der Sitten, jenen Fleiß in Ausübung der Pflichten der Religion wahrnehmen, welche die Wahl der Alten, die euch ausgeleſen haben, den Beyfall, den euch das ganze Volk giebt, den rühmlichen Namen, den euch die Gerechtigkeit beylegt, und den Segen rechtfertigen, mit dem euch der Herr überſchüttet hat.

Denn ſo behält diejenige, die vor euch der Schmuck dieſer anſehnlichen Verſammlung war, die in derſelben eben dieſe Ehrenbezeigungen empfieng,

empfieng, und die immer demüthig und tugendhaft, immer unſrer Ehrfurcht und Ergebenheit würdig geblieben, ihren Ruhm und die Hochachtung eurer Landesleute, ſie vereiniget ſich an dem heutigen Tage mit eurem Triumphe und nimmt an demſelben Antheil. Es wird eine heilige Geſellſchaft von Jungfrauen entſtehen, welche in der That für klug und ſittſam, der öffentlichen Verehrung für würdig erkannt werden, deren Beyſpiel und Einmüthigkeit das Laſter vertreiben, die Liebe zur Ordnung und zur Wohlanſtändigkeit erwecken und verurſachen, daß die Ehrfurcht vor der Tugend und die Ausübung derſelben in dieſer Gegend immer fortdauere.

Euch aber, junge Geſellſchafterinnen, die ihr an dem heutigen Tage der Begleitung eurer Schweſter zum Schmucke dienet, euch geht dieſe Hoffnung an. Es würden verſchiedene von euch eben dieſe Belohnung erhalten haben, wenn mehr als ein Kranz auszutheilen wäre. Es wird aber dieſe Ehre nur aufgeſchoben; und ihr trauet euch Stärke und Muth genug zu, nach derſelben zu ſtreben, und ſie einmal durch eure Standhaftigkeit im Guten, durch Werke der Wohlthätigkeit und der Liebe, welche die allgemeine Hochachtung mit Sorgfalt einſammlen wird, zu verdienen. Ihr ſeyd viel zu gerecht, viel zu beſcheiden, als daß ihr eurer Geſellſchafterin die Ehre mißgönnen ſolltet, (denn die Mißgunſt iſt eine Niederträchtigkeit, welche den Glanz eures ganzen

er Verhaltens in euren eigenen Augen verdun- eln würde;) aber ihr empfindet doch einen ed- n Nacheifer, der euch entzündet; ihr ſehet mit Wohlgefallen vorher, daß dieſer Thron einmal uch für euch errichtet werden wird.

Machet alſo unter einander ein heiliges Bündniß. Laſſet denen unter euch den Vorzug, welchen ihr Alter, ihre Erfahrung und die ihnen werlich zu erkennen gegebene öffentliche Hoch- chtung denſelben der Natur nach einräumet. aſſet Herzen, welche in Anſehung der Tugend inander ſo gleichförmig ſind, auch mit dem Bande der Freundſchaft verbunden ſeyn; und ündiget alle einmüthig durch euer Beyſpiel dem aſter den Krieg an. Vertheidiget das Reich er Gottesfurcht und der Unſchuld. Machet die Glückſeligkeit, die ſie euch gewähren, den un- eränderlichen Frieden bekannt, den ihr dabey enießet. Bauet ſie hauptſächlich auf den ein- igen Grund, bey dem ihr von ihrer Dauer ver- ichert ſeyn könnet, auf die Ehrfurcht vor die Religion und auf die Ausübung ihrer heiligen ehren. Dem alsdenn verſprechen wir euch nicht llein dieſen Kranz, der in der That ſchätzbar iſt, weil ihn die Gerechtigkeit zuerkennt, und weil hr ihn mitten unter dem einmüthigen Beyfalle urer Nachbarn, eurer Freunde und eurer Mit- werberinnen empfanget, ſondern auch jene unver- welkliche Krone, welche der gerechte Richter ſei- nen treuen Dienern vorbehält.

Nun-

Nunmehro aber, meine liebe Tochter, erhebet euer Herz auch noch zu ihm. Er hat euch in eurer Jugend beſchirmet, er hat euer Herz gebildet und eure Neigung zum Guten gelenket. Zu ihm muß alſo auch eure Erkenntlichkeit empor ſteigen. Sehet dieſes Pfand der allgemeinen Hochachtung als eine Aufmunterung, die er euch nach ſeiner Barmherzigkeit aufbehalten hat; dieſen Tag, als den Tag eines neuen Bundes an, der euch noch näher und auf eine noch feyerlichere Art zu ſeinem Dienſte verbindet. Es müſſe dieſe Blume, als das Pfand eurer Unſchuld und eurer Gottesfurcht ein dauerhaftes Denkmal davon ſeyn; ſie müſſe euch zu einer Erinnerung deſſen dienen, was ihr geweſen ſeyd und was ihr ſeyn müſſet. Ihr ſeyd bisher ein Beyſpiel des Pfarrſpiels geweſen, das es erbauet hat; bleibt alſo beſtändig ein Muſter und ein guter Geruch deſſelben. Wir haben euch dieſe Gnade vom Herrn erbethen, da wir ihm dieſes Sinnbild eures Ruhms und unſerer Bewunderung geweihet haben.

31. Lehrreiche Sprüche.

1. Wenn du borgeſt, ſo gieb hundertfältig wieder.

2. Hüte dich, Jemand, er ſey, wer er wolle, zu betrüben; denn die Mühſeligkeiten des Herzens ſind die ſchmerzlichſten.

3. Enthalte dich, Ergötzlichkeiten zu genieſſen, die deinem Bruder Thränen koſten.

4. Meide die Läſterung, als ein Laſter, zu dem wir am geneigteſten ſind, und das uns doch zugleich das gefährlichſte iſt.

5. Haſt du einen Abſcheu vor der Gifmiſcherey, ſo entſetze dich auch davor, daß deine Zunge kein Werkzeug der Verleumdung ſey.

6. Es iſt beßer, ein Mörder, als ein Verleumder zu ſeyn. Der Mörder verurſacht nur einen, der Verleumder aber einen tauſendfachen Tod.

7. Willſt du dich mit der Ausſicht des Grabes recht bekannt machen, ſo ſey tugendhaft.

8. Sey der erſte auf dem Felde, und der letzte in deinem Bette.

9. Halte deine Hand beſtändig zum Almoſengeben bereit.

10. Ehre einen Greis als deinen Vater und liebe ein Kind als deinen Sohn.

11. Die Dauer unſers Lebens muß nur nach den guten Handlungen berechnet werden. Derjenige, der beynahe ein Jahrhundert im Müſſiggange zugebracht hat, hat nicht gelebet. Der Menſch, der Gutes thut, iſt nur der, der da lebet.

12. Es iſt kein Schlaf ſanfter, als der Schlaf eines Mannes, der ſo glücklich geweſen, den Tag über Gutes zu thun.

13. Biſt du im Unglücke, ſo erhebe deine Seele zu Gott, ſo wirſt du getröſtet werden.

November.

1. Rede eines Vaters an ſeinen Sohn, einen jungen Soldaten.

So biſt du denn alſo in den Dienſt des Landesherrn getreten, mein Sohn! Ich habe dir weiter nichts, das dieſen Stand angeht, zu ſagen. . . Und doch kann ich dich bey meiner Liebe zu dir nicht aus den Augen laſſen, und dir die Klippen nicht verſchweigen, an denen du ſcheitern kannſt. Du haſt dich ſehr betrogen, liebes Kind, wenn du, da du Soldat geworden, geglaubet haſt, in einen zügelloſen Stand zu treten, in dem du allen deinen Leidenſchaften freyen Lauf laſſen könnteſt. Du wirſt bey allen Handlungen deines Lebens unter einer ſtrengen Kriegszucht ſtehen. Es wird dir, lieber Freund, nur alsdenn wohlgehen, wenn du ein verſtändiges und ordentliches Leben führſt und alle Pflichten des Kriegsſtandes genau erfülleſt. Nimm in den müßigen Stunden, die dir bey deinem Dienſte übrig bleiben, etwas Nützliches vor. Meide den Umgang mit liederlichen Leuten als eine Peſt, und halte dich nur zu ſolchen, die von ihren Offizieren geſchätzt werden.

Ich kann dir nicht genung einbinden, wider das leichtſinnige und unbeſtändige Beyſpiel auf deiner Hut zu ſeyn, das dir einige Kameraden

dadurch geben werden, daß ſie ausreißen und eben dadurch die Treue brechen, die ſie bey ihrer Anwerbung angelobt haben. Folgſt du dieſem Beyſpiele, ſo haſt du entweder wegen der Strafe, die du leiden mußt, wenn du in Verhaft genommen wirſt, oder wegen der harten Begegnung, die du bey einem fremden Herrn auszuſtehen haſt, wenn du Dienſte bey ihm nimmſt, ein unvermeidliches Unglück zu gewarten. Man wird dich zwar bey ihm annehmen, aber du wirſt da nicht anders, als ein ehrvergeſſener Menſch, als ein Verräther deines Vaterlandes, als ein Mann angeſehen werden, der fähig iſt, eben dieſes Verbrechen von neuem zu begehen; du wirſt folglich des kleinſten Vergehens wegen angehalten, eingeſchloſſen und beſtraft werden. Und wenn du, mein armes Kind, alsdenn keine Freyheit, ja gar keine Hoffnung mehr haſt, aus dieſem kläglichen Zuſtande zu kommen, ſo wird dir weiter nichts, als eine ſchreckliche Verzweiflung übrig bleiben. Ich habe bey einem ausländiſchen Herrn einen unglücklichen franzöſiſchen Ueberläufer darum durch die Spißruthen laufen ſehen, weil er darüber war ertappet worden, daß er ſich hatte erhenken wollen.

So unglücklich iſt ein Soldat, der gute Sitten aus den Augen ſetzet. Hätte er ſein Gewiſſen zu Rathe gezogen, ſo würde es ihm geſagt haben, daß, weil er ſich in dieſen Stand begeben, er ſich auch dem, was er angelobet, gemäß

gemäß verhalten und ſeine Pflichten mit aller Treue beobachten müße. Er würde ſich, anſtatt bey einem ausländiſchen Herrn ein elender Menſch und der Verzweifelung ausgeſetzt zu ſeyn, die Liebe ſeiner Kameraden und die Achtung ſeiner Offiziere erworben haben, welche ſich ein Vergnügen daraus gemacht haben würden, ihn zur Verbeſſerung ſeines Schickſals zu befördern. Er würde endlich als Soldat ein rechtſchaffener Mann, ein ſeinem Vaterlande ehrwürdiges Geſchöpf geworben ſeyn, dem er auch ſo gar mit Verluſt ſeines Lebens gedienet hätte.

Ich will nicht von dir hoffen, mein Sohn, daß du in Beſatzung einer von den ſchlimmen Leuten ſeyn werdeſt, die ihre Zeit mit Saufen, Spielen und mit liederlichen Streichen zubringen. Arbeite, ſey gehorſam, und bleibe für dich, ſo viel dir möglich iſt. Kömmſt du auf Urlaub wieder hieher, ſo kannſt du deine Montur ausziehen, deine alten Kleider, die ich dir aufheben will, wieder anziehen, und mit deinen Brüdern arbeiten. Sollteſt du dir die Arbeit abgewöhnen, ſollteſt du hierher kommen, und mit deinem Verhalten ein böſes Beyſpiel geben, die Karte ſpielen, in die Wirthshäuſer gehen und unſerm Geſinde Netze ſtellen wollen, ſo würde ich der erſte ſeyn, der die Sturmglocke wider dich läuten und dich fortjagen laſſen würde, wie man die Wölfe und Füchſe fortjagt. Nimm, mein lieber Sohn, ich beſchwöre dich, die ſchreckliche Gewohnheit nicht an, die faſt

alle deines Gleichen haben, daß ſie alle Augenblicke ſchwören und, wie ſie gewohnt ſind, den heiligen Namen Gottes läſtern. Es ſtehen mir bey ihren Flüchen die Haare zu Berge, und ich ließe dieſe abſcheulichen Läſterer gerne durch die Spißruthen laufen. Laß dich hauptſächlich in der Beſaßung nicht in eine ſolche eheliche Verbindung ein, die man Zeitlebens zu bereuen hat. Diene deine Zeit aus und gehe hernach wieder in dein Dorf, ſo wirſt du da Gelegenheit finden, eine rechtſchaffene und arbeitſame Frau zu heurathen, für welche wir dir Bürge ſeyn können, und welche weit eher im Stande ſeyn wird, dich glücklich zu machen, als alle Jungfern in der Stadt. So lebe denn wohl, mein armer Freund! Bedenke, daß die Ehre jederzeit einen franzöſiſchen Soldaten beleben müße.

2. Das hölzerne Bein.

Eine Idylle Herrn Geßners.

Auf dem Berge, von welchem der Strohm Ranti in das Thal herabfällt, weidete ein junger Schäfer ſeine Ziegen. Die Hölen des Felſen gaben von ſeiner Schalmeye einen fröhlichen Wiederſchall und das Echo ſeiner melodiſchen Geſänge ließ ſich in den Thälern ſiebenmal hören. Auf einmal erblickte er einen Mann, der

der an dem Berge herankletterte. Dieſer Mann war alt. Sein Haupt war von den Jahren eisgrau geworden. Ein Stab bog ſich unter ſeinen ſchwerfälligen und unſichern Tritten; denn er hatte ein hölzernes Bein. Er näherte ſich dem jungen Menſchen und ſetzte ſich neben ihn auf das Moos eines Felſen. Der junge Schäfer ſah ihn mit Verwunderung an, und ſeine Augen blieben bey dem hölzernen Beine ſtehen. Mein Sohn, ſagte der Greis lächelnd zu ihm, denkſt du nicht, daß ich, da ich ſo unvermögend bin, beßer gethan hätte, wenn ich im Thale geblieben wäre? Du mußt aber indeßen wiſſen, daß ich dieſe Reiſe alle Jahre nur einmal anſtelle; und dieſes Bein, mein Freund, macht mir, ſo wie du es ſiehſt, mehr Ehre, als vielen andern das geradeſte und gelenkeſte. Ich will zwar gerne zugeben, mein Vater, erwiederte der Schäfer, daß es dir mehr Ehre macht; aber ich wette auch, daß andere viel bequemer ſind. Du haſt dich ohne Zweifel ſehr abgemattet. Verlangſt du Milch von meinen Ziegen, oder friſches Waſſer aus der Quelle, die da unten aus der Hölung dieſes Felſen hervorquillt?

Der Greis.

Ich liebe die Redlichkeit, die dir aus den Augen leuchtet. Ein wenig friſches Waſſer wird zu meiner Erquickung hinlänglich ſeyn. Willſt du ſo gut ſeyn, und mir es hierher bringen, ſo will ich dir die Geſchichte dieſes hölzernen

zen Beins erzählen. Der junge Schäfer lief zur Quelle und kam gar bald wieder,

Nachdem ſich der Greis erquicket hatte, ſo ſagte er: wenn ihr jungen Leute ſehet, daß eure Väter verſtümmelt oder voller Narben ſind, ſo bethet den Himmel an und preiſet ihre Tapferkeit. Ohne dieſelbe würdet ihr euren Hals unter das Joch beugen müßen, da ihr dagegen bey der angenehmen Sonnenwärme frölich ſeyn und eure Freudengeſänge erſchallen laſſen könnet. Die Freude und Frölichkeit wohnen auf den Hügeln und im Thale, und eure Lieder erſchallen von einem Berge zum andern. Freyheit, ſüße Freyheit, du verbreiteſt die Glückſeligkeit in dieſem geliebten Lande! Alles, was wir um uns ſehen, iſt unſer Eigenthum. Wir bauen mit Zufriedenheit unſer eigenes Feld. Was wir auf demſelben einſammlen, gehört uns an, und unſere Ernten ſind Freudenfeſte.

Der junge Schäfer.

Derjenige iſt nicht werth, ein freyer Mann zu ſeyn, welcher vergeſſen kann, daß er es dem Blute ſeiner Väter zu danken habe.

Der Greis.

Wer würde aber auch das, was ſie gethan haben, nicht gethan haben, wenn er an ihrer Stelle geweſen wäre? Seit der blutigen Schlacht bey Neſels (*) gehe ich alle Jahre einmal auf dieſen

(*) die Schlacht bey Neſels, im Kanton Glaris, im Jahre 1388.

dieſen Berg, aber ich fühle es, ich fühle es, daß ich zum leztenmal auf denſelben gehe. Von hieraus ſehe ich noch die ganze Ordnung der Schlacht, in der wir durch unſre Liebe zur Frey-heit den Sieg erhielten. Schaue dort hin, von dort her rückte die feindliche Armee an. Etliche tauſend Lanzen ſchimmerten von weitem mit mehr als zweyhundert prächtig geharniſchten Reutern. Die Federbüſche, die ſie auf ihren Helmen hatten, bewegten ſich auf ihren Köpfen und die Erde zitterte unter den Tritten ihrer Pferde. Unſer kleiner Haufe war ſchon getrennet. Es waren unſerer nicht mehr, als drey bis vier hundert ſtreitbare Männer. Das Angſtgeſchrey ließ ſich ſchon von allen Seiten hören, und der Rauch von dem in Brand geſteckten Nefels breitete ſich im Thale aus und gieng auf eine entſetzliche Art über die Berge weg. Inzwiſchen hatte ſich unſer Oberhaupt unten an den Berg geſtellt, auf dem wir uns befinden. Er ſtand da, wo ſich jene beyden Fichten über den Rand des ſteilen Felſen ausbreiten. Er war von einer kleinen Zahl von Kriegsleuten umgeben, und ich glaube ihn noch zu ſehen, wie er ſtandhaft, unerſchütterlich die zerſtreuten Haufen zu ſich rief. Ich höre noch das Geräuſch jener Fahne, die er mit ſeinem Ar-me in der Luft ſchwenkete. Es war dem Ge-räuſche der Winde gleich, die vor einem Stur-me vorhergehen. Man lief von allen Seiten zu ihm. Siehſt du, wie jene Quellen oben von den Bergen herabfallen? Steine, Felſen, um-

gefallene Bäume halten ihren Lauf vergeblich auf. Sie brechen durch, reißen alles mit ſich fort und kommen unten in jenem See zuſammen. Eben ſo liefen wir auf die Stimme unſers Generals herzu, und ſetzten mitten durch den Feind. Wir ſtellten uns um unſern Helden herum und ſchwuren, zu ſiegen oder zu ſterben, und Gott erhörte uns. Der Feind, der in Schlachtordnung anrückte, griff uns heftig an; wir thaten dagegen unſern Angriff auf ihn. Wir hatten ſchon eilfmal an ihn geſetzet; da wir aber allezeit genöthiget wurden, uns unter dieſe Anhöhen zurückzuziehen, ſo ſchloſſen wir unſere Glieder eben ſo unerſchütterlich zuſammen, als der Fels iſt, der uns deckte. Da wir aber endlich durch dreyßig Kriegsleute des Kantons Schweiz verſtärkt worden waren, ſo fielen wir auf einmal über den Feind her, wie ein Berg einſtürzt, wie ein Fels, welcher losbricht, fällt, mitten durch das Gehölze rollt, und die Bäume, die ihm im Wege ſind, mit Krachen in Stücken bricht. Die Feinde, ſo wohl Reiter, als Fußgänger, gerathen von allen Seiten in die ſchrecklichſte Unordnung, und fallen, um unſerer Wuth zu entgehen, über einander her. Da wir wie muthige Löwen fochten, ſo traten wir Tode und Sterbende mit Füßen, um Rache und Tod noch weiter verbreiten zu können. Ich befand mich mitten im Handgemenge. Ein feindlicher Reiter ritt mich in ſeiner Flucht über den Haufen, und ſein Pferd zerknirſchte mir das Bein. Der Kriegsmann,

mann, der zunächſt bey mir focht, wurde mich gewahr, lud mich auf ſeine Schultern, und lief, indem er mich alſo trug, vom Schlachtfelde hinweg. Ein rechtſchaffener Geiſtlicher lag nicht weit davon auf einem Felſen auf den Knien, und rief den Himmel für uns an . . . . Nehmen Sie Sich dieſes Kriegmannes an, ſagte mein Erretter zu ihm; er hat als ein freyer Mann gefochten. Er ſagte es und eilte wieder zur Schlacht zurück. Der Sieg war nun der unſrige, mein Kind, er war der unſrige. Aber verſchiedene von den Unſrigen lagen auch auf Haufen von Feinden ausgeſtreckt. Alſo, ſagte man, liegt der ermüdete Schnitter auf den Garben, die er ſelbſt abgeſchnitten hat. Ich wurde verbunden und wieder hergeſtellt; aber ich habe denjenigen, dem ich das Leben zu danken habe, niemals entdecken können. Ich habe mich vergeblich nach ihm umgeſehen. Ich habe deswegen Gelübde und Wallfahrten gethan, damit mir ihn ein Heiliger oder ein Engel des Paradieſes entdecken möchte. Aber ach! alle meine Bemühungen ſind fruchtlos geweſen. Ich werde ihm in dieſem Leben meine Erkenntlichkeit nicht mehr beweiſen können. Der junge Schäfer hatte dem alten Krieger mit Thränen in den Augen zugehöret. Er ſagte zu ihm: nein, mein Vater, in dieſem Leben wirſt du ihm deine Erkenntlichkeit nicht mehr beweiſen können.

Der Greis rief mit Verwunderung aus; Himmel, was ſagſt du? Weißt du vielleicht, mein Sohn, wer mein Erretter geweſen iſt?

Der junge Schäfer.

Ich müßte mich ſehr irren, wenn es nicht mein Vater geweſen. Er hat mir die Geſchichte der Schlacht oft erzählt, und ich habe ihn oft ſagen hören: ſollte der Mann, den ich vom Schlachtfelde weggetragen habe, noch am Leben ſeyn?

Der Greis.

O Gott, Engel des Himmels! dieſer großmüthige Mann wäre dein Vater?

Der junge Schäfer.

Er hatte eine Narbe hier . . . . (indem er auf ſeinen linken Backen wies.) Er war mit einem Splitter von einer Lanze verwundet worden; und vielleicht wurde er es vorher, ehe er dich aus dem Handgemenge trug.

Der Greis.

Sein Backen war voller Blut, da er mich wegtrug. O mein Kind, o mein Sohn!

Der junge Schäfer.

Er ſtarb vor zwey Jahren; und weil er arm war, ſo ſeh ich mich genöthiget, zu meinem Unterhalte dieſe Ziegen zu hüten. Der Greis um-

umarmte ihn und ſagte: der Himmel ſey dafür geprieſen; ich werde dich für ſeine Wohlthaten belohnen können. Komm, mein Sohn, geh mit mir, laß einen andern dieſe Ziegen hüten.

Sie ſtiegen mit einander in das Thal hinunter und giengen auf die Wohnung des Greiſes zu. Er war reich an Feldern und Heerden, und eine liebenswürdige Tochter war ſeine einzige Erbin. Mein Kind, ſagte er zu ihr, derienige, der mir das Leben gerettet hat, war der Vater dieſes jungen Schäfers. Wenn du ihn lieben könnteſt, ſo würde ich mich glücklich ſchätzen, wenn ich dich mit ihm vereiniget ſehen könnte. Der junge Menſch hatte eine liebenswürdige Geſtalt. Es leuchtete ihm die Lebhaftigkeit und Luſtigkeit aus den Augen, Locken eines goldgelben Haars lagen ihm um ſeine Stirn, und das ihm aus den Augen leuchtende Feuer wurde durch eine ſanfte Beſcheidenheit gemäßigt. Das junge Mädchen bath ſich mit einer redlichen Zurückhaltung drey Tage Bedenkzeit aus, der dritte aber kam ihr ſehr lang vor. Sie gab dem iungen Menſchen ihre Hand, und der Greis vergoß Freudenthränen, und ſagte zu ihnen: mein Segen ruhe auf euch, meine Kinder! heute bin ich der glücklichſte unter den Menſchen.

3. Der

3. Der Engliſche Soldat.

Der Marſchall von Aumont nahm den Aufrührern Crodon in Bretagne weg. Er hatte befohlen, alle Spanier über die Klinge ſpringen zu laſſen, welche die Beſatzung des Platzes ausmachten. Der denen, die die Befehle des Generals nicht vollſtrecken würden, angekündigten Lebensſtrafe ungeachtet, rettete ein Engliſcher Soldat einem von den Spaniern das Leben. Der Engelländer, der deswegen bey dem Kriegsrathe angegeben worden, geſtand zwar die That, ſetzte aber auch hinzu, er wäre bereit den Tod zu leiden, wenn man nur dem Spanier das Leben ließe. Der Marſchall, der hierüber erſtaunte, fragte ihn, warum er ſich die Erhaltung dieſes Menſchen ſo angelegen ſeyn ließe? Mein Herr, antwortete er, die Urſache iſt, weil er bey einer ähnlichen Gelegenheit mir einmal das Leben ſelbſt gerettet hat; die Erkenntlichkeit erfordert alſo von mir, daß ich es ihm heute mit Verluſt des meinigen rette. Der Marſchall, der durch das gute Herz des Engliſchen Soldaten ſehr gerührt wurde, ſchenkte ihm ſowohl, als dem Spanier das Leben, und überhäufte ſie alle beyde mit Lobe.

4. Tu

4. Tugendhafte Handlung zweyer Soldaten des Pariſer Garderegiments.

Jakob Bourgeois, ein Soldat des Garderegiments zu Paris, fand vor einiger Zeit eine Brieftaſche, in welcher Waaren an den Aufſeher der Träger, ungefähr 12000. Livres werth, befindlich waren, und überbrachte ſie dem, dem ſie gehörte, aufs ehrlichſte. Einer von ſeinen Kameraden, Namens Thomas Calonet, war einige Tage darauf ſo glücklich, einem ausländiſchen Prinzen in der Zeit des Verſuchs mit dem Luftballe aus dem Gedränge in den Tuillerien zu helfen, ſchlug die von dem Prinzen ſeinem Erretter angebothene Belohnung aus, und antwortete ihm ehrerbiethig, er hätte weiter nichts, als ſeine Schuldigkeit, gethan. Der König, welcher von der tugendhaften Handlung dieſer beyden Soldaten Nachricht erhalten, hat ihnen ein Geſchenk geben laſſen.

5. Zug der Liebe zum Vaterlande eines Feldwebels vom Regimente Royal-Deux-Ponts.

Nikolaus Brendle, von Forbach in dem deutſchen Lothringen gebürtig, ein alter Feldwebel des Regiments Royal-Deux-Ponts, wurde am 7. December 1782. mit einem Korporal

poral und neun Mann auf ein mit Lebensmitteln für die Flotte des Herrn Marquis von Vaudreuil, beladenes Transportſchiff nach Boſton eingeſchifft. Dieſes mit der Flotte am 24. eben dieſes Monats ausgelaufene Fahrzeug kam am dritten Tage von derſelben ab, wurde am 29. Jenner 1783. von dem Engliſchen Schiffe, der Jupiter, genommen und nach Antigoa geführet, wo es den 8. Hornung ankam. Nachdem das Fahrzeug ans Land gebracht worden, ſo plünderten die Engliſchen Bootsknechte, des Verbots und der Bemühungen des Kapitains und der Offiziere des Jupiter ungeachtet, die Schnapſäcke des Brandle und ſeiner Mannſchaft. Dieſe letztern wollten ſich den traurigen Zuſtand, in dem ſie ſich befanden, zu ihrer Verführung zu Nutze machen, und bothen einem jeden funfzig Guineen und dem Feldwebel noch zehen mehr, und ihren Abſchied nach geendigten Kriege an, nachdem ſie in Engelland angekommen seyn würden, von da ſie wieder in ihr Vaterland zurück gehen könnten. Brandle gerieth in Anſehung dieſer verführeriſchen Anerbiethungen in nicht die geringſte Verſuchung, fieng darauf zu reden an, und ſagte zu ſeiner Mannſchaft in einem geſetzten und lauten Tone: meine Freunde, laßt euch funfzig Guineen nicht blenden; vergeſſet nie, daß ihr zum Regimente Royal-Deux-Ponts gehöret. Bleibet eurem Könige und Vaterlande treu. Ich habe noch fünf und zwanzig Louisdor.

Sie

Sie ſind euer, und ihr könnet ſie anwenden, wie ihr wollet. Der tapfere Brandle hat Wort gehalten. Er hat alles, was er hatte, dazu angewendet, ſeinen Soldaten in den zwey Monaten, da ſie zu Antigoa in der Gefangenſchaft waren, was ſie an Kleidungsſtücken, Wäſche, Schuen und an Lebensmitteln nöthig hatten, zu verſchaffen. Er hat durch dieſen Zug der Liebe zum Vaterlande demſelben neun tapfere Leute erhalten, und hat ſie dem Regimente Royal-Deux-Ponts wieder zugeführet, bey welchem er gegen das Ende des Jahrs 1783. wieder angekommen iſt.

6. Dem Konſtabel Lucot wegen ſeines unerſchrockenen Muths ertheilte ſchätzbare Belohnung.

Der Herr Marſchall von Caſtries, Miniſter des Seeweſens, kündigte ernanntem Lucot das Geſchenk eines goldenen Schauſtücks an, und ſchrieb ihm dabey folgenden Brief.

„Ich habe, tapferer Lucot, vielen Antheil „daran genommen, da ich die Umſtände des „Betragens geleſen habe, mit welchem ihr in „dem Gefechte der Fregatte, die Amazone, „mit der Engliſchen Fregatte, die Margarethe, „euren Muth an den Tag geleget habt. Ich „habe beſonders angemerket, daß, nachdem ihr

„auf eurem Poſten als Konſtabel ſchon eine „große Anzahl gefährlicher Wunden bekommen, „und euch der Befehlshaber des Schiffs einige „mal genöthiget, euch hinweg zu begeben, euch „eine Stückkugel den rechten Arm weggenom„men habe, und daß ihr, nachdem er euch von „neuem Befehl gegeben, euch verbinden zu „laſſen, geantwortet habt: ihr würdet, ſo lange „ihr noch ein Arm übrig hättet, ihn zur Ver„theidigung eures Vaterlandes brauchen. Daß „euch, nachdem ihr euch gleich darauf auf euer „Stück geleget, um es zu richten, eine Flin„tenkugel den untern Kinnbacken zerſchmettert „habe, und dieſes die ſiebenzehende Wunde ge„weſen, die ihr in dieſem Gefechte bekommen „habt. Da euch auf den Bericht, den ich dem „Könige davon erſtattet habe, Seine Majeſtät „über das euch bewilligte Gnadengeld ein ſchätz„bares Merkmaal der Zufriedenheit geben will, „ſo ſchenket ſie euch ein goldenes Schauſtück, „das ich euch überſchicke, um es zu tragen„.

„Ich bin, tapferer Lucot, ganz der Euri„ge, der Marſchall von Caſtries„.

N. S. „Ihr könnet wegen eures Schickſals „unbekümmert ſeyn, tapferer Lucot, der König „wird dafür ſorgen, und ihr könnet euch in al„len Umſtänden eures Lebens getroſt an mich „wenden„.

7. An

An die Soldaten, von der Gottesfurcht und der Religon.

Ein ehrloser Menſch hat keine Furcht vor Gott. Soldaten, ich berufe mich hierinnen auf euch ſelbſt. Wurde jemals ein ehrvergeſſener Menſch ein Soldat? Die allerſchätzbarſten Gaben ſind die Religion, die Tugend und die Ehre: und es iſt euch weſentlich nothwendig, ſie zu beſitzen. Meine Freunde, Gott befiehlt euch, den Königen zu gehorchen, und der König gebiethet euch, Gott zu dienen.

Die Gottesfurcht und die Heiligkeit beſtehen bey einem Kriegsmanne darinnen, daß er alle Pflichten eines Chriſten und eines tapfern Kriegers erfülle. Es waren eben ſo viele unerſchrockene Soldaten, als die Heiligen Arcadius, Maxinus, Alexander, Aemilianus, Pacomus, Donatianus, Rogatianus, Ferreolus, ein Oberſter und einer von ſeinen Soldaten, Namens Julianus, Leo, Victricius, Romanus, Ursus, Varus, Martinus, Georgius und Victor waren, welcher den Märtyrertod auf Befehl des anweſenden Kaiſers Maximianus nach der Thebaniſchen Legion litt, und welcher in der Zeit, da man ihn marterte, die Augen gen Himmel gerichtet hatte, und ſich von demjenigen die Geduld erbath, deßen Gabe ſie iſt. Jeſus Chriſtus erſchien ihm, hatte ſein Kreuz in ſeinen Händen und ſagte zu ihm: „Friede ſey „mit

„mit dir, Victor, ich bin Jeſus Chriſtus, der „ich in meinen Heiligen leide, ſey gutes „Muths, ich ſtehe dir im Kampfe bey.„ So viele tapfere Soldaten werden nur darum in der Kirche verehret, weil ſie gute Chriſten und gute Soldaten geweſen. Ein Soldat kann kein guter Chriſt ſeyn, wenn er nicht ein guter Kriegsmann iſt, und er iſt nie ein beßerer Kriegsmann, als wenn er als ein wahrer Chriſt lebt.

Der Vorläufer Jeſu Chriſti ſagte nicht zu den Soldaten, ſie ſollten ihrem Stande entſagen, ſondern ſie ſollten in demſelben heilig leben. Es giebt keine Tugend, die ein Kriegsmann auszuüben nicht oft Gelegenheit haben ſollte. Werke des Friedens und des Eifers, Werke der Barmherzigkeit und der Andacht, Werke der Gerechtigkeit und der Mildhätigkeit, Werke des Gehorſams und der Mäßigung, Werke der Abtödung und der Buße; ſo wie es kein Beyſpiel giebt, das erbaulicher wäre, als das Beyſpiel eines Kriegsmanns. Die beſten, die rechten Soldaten waren jederzeit die Soldaten Jeſu Chriſti. Ihr Soldaten! iſt einer unter euch geweſen, der ſeine Chriſtenpflichten erfüllet hat, und der jemals ermangelt, Bedenken getragen hätte, auch alle Pflichten eines tapfern Soldaten zu erfüllen?

„Ihr Soldaten, meine Freunde, meine Ge„ſellſchafter, ſagte Dugueſelin zu ſeinen Krie„gern: merket euch drey Stücke:

„Das erſte iſt die Furcht Gottes.

„Das

„Das zweyte, die Sorge mehr für eure „Ehre, als für euer Leben.

„Und das dritte, der Dienſt eures Kö„nigs„.

Der Kaiſer Marcus Aurelius berichtete ſelbſt an den Römiſchen Rath, er hätte ſeine Befreyung und einen merkwürdigen Sieg ſo wohl dem Gebethe, als der Unerſchrockenheit, der chriſtlichen Soldaten zu danken.

Mauritius, Oberſter der Thebaniſchen Legion unter dem Maximianus ſchrieb an den Kaiſer einen Brief, der ſehr kurz, aber auch ſehr merkwürdig, und wohl werth iſt, angeführet zu werden.

„Gnädigſter Herr, wir ſind deine Soldaten, „aber Diener Gottes. Wir haben dir den „Dienſt, und ihm unſere Unſchuld zu danken. „Wir können dir darinnen nicht gehorchen, „daß wir Gott entſagten; dem Gott, welcher „auch dein Gott iſt, gnädigſter Herr, du magſt „es nun haben wollen, oder nicht„.

„Für die Diener der Kirche und alle Gott „gewiedmete Perſonen Ehrfurcht hegen, alle „heilige Dinge in Ehren halten, heilige Or„ter nie entheiligen, nie anders, als auf eine „anſtändige Art, an denſelben erſcheinen, allen „Uebungen der Religion, und hauptſächlich den „furchtbaren Geheimnißen der Meſſe mit An„dacht beywohnen, iſt nach der Meynung des „Generals Montecuculli eine unumgänglich nö„thige Pflicht eines Chriſten, und eine Pflicht,

„welche am meiſten zur Beſtätigung der Pflicht „eines Soldaten dient„.

---

8. Ein und zwanzigſter Unterricht.

D. Erſtreckt ſich die Liebe nur auf den Beyſtand, den man den Armen leiſten kann?

R. Die Liebe beſteht in dem Vergnügen, das wir empfinden, wenn wir unſerm Nächſten in ſeiner Noth und in ſeinem Elende beyſtehen können, und in dem Verlangen, das wir haben, zu ſeiner Wohlfahrt und Zufriedenheit das Unſrige beytragen zu können. Sie kann und muß an allen beſondern Umſtänden, in denen wir uns befinden, Theil haben. Sie kann überall zur Vermehrung des Guten und zur Verminderung des Böſen dienen.

— Wir mögen uns in einem Zuſtande befinden, in welchem wir wollen, ſo bringt es unſer Beruf mit ſich, daß wir Noth, Verdruß und Trübſal leiden müßen. Wir haben nöthig, daß man uns tröſte und uns ſein Mitleiden bezeige, und da kömmt uns die Liebe zu ſtatten. Wir haben eine Eigenliebe, mit der wir vorſichtig umgehen, Fehler, die wir erträglich machen müßen, Vortheile, über die wir halten. Ohne die Liebe würden uns alle dieſe Dinge höchſt unglücklich machen. Wir können die Liebe auch ſogar gegen unſere Obern ausüben; der Arme kann

ſie

ſie für den Reichen hegen, wir ſind ſie aber beſonders denen, die unter uns ſind, denen, die entweder ihrer Armuth wegen, oder ihren Umſtänden nach von uns abhangen, ſchuldig. Es hangen alle Menſchen von einander ab, wir müßen uns alſo durchgehends davor hüten, daß wir unſerm Nächſten ein Leiden zufügen; und eben das iſt das Mittel, das wir brauchen müſſen, wenn wir ein glückſeliges Leben führen wollen.

§. Wir müßen uns eifrig beſtreben, uns vor den Leidenſchaften zu verwahren, die uns um das Vergnügen und die Annehmlichkeit bringen, liebreich zu seyn. Es iſt das beſonders eine Eigenſchaft des Geizes, des Zorns und der Rache. Wenn man nur ein wenig nachdenkt, ſo ſieht man, daß dieſe Leidenſchaften Feinde unſrer Glückſeligkeit ſind. Der Geizige iſt ein Weſen, das die Natur gar nicht hat zu einem Menſchen ſchaffen wollen, er hat keine einzige von den geſellſchaftlichen Eigenſchaften der Menſchheit, er ſieht alle Menſchen als Feinde an, vor denen er ſich in Acht nehmen muß, er hat noch nie ein Erbarmen und Mitleiden in ſeiner Seele empfunden. Er hat eine Freude über das Gute, das er nicht thut, er leidet die Verachtung mit einer Niederträchtigkeit, die einem Menſchen unanſtändig iſt, es quält ihn die Mißgunſt, er iſt niemals mit dem, was er beſitzt, zufrieden, er kennt den Werth des Geldes nur der Furcht nach, die es ihm verurſachet, und er ſtirbt verlaſſen

und in der Verzweifelung, daß er den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft nicht mitnehmen kann, und daß er die Habſucht derer anſehen muß, die ihn genießen ſollen, und die ſein Ende mit Ungedult erwarten. Sein Tod wird als ein Troſt für die Geſellſchaft angeſehen. Der Zorn, welcher gemeiniglich durch das Unrecht unſers Nächſten erreget wird, macht, daß es auf uns ſelbſt zurück fällt, und verurſachet, daß wir noch größres Unrecht leiden müßen, als dasjenige war, worüber wir uns beklagen. Er überſchreitet oder verfehlt ſeinen Zweck, und läßt eine bittere Heftigkeit, oder vielmehr eine Schwachheit hinter ſich, welche fruchtlos geweſen und oft eine lange Reue verurſachet. Die Rache ſcheint ihren Grund in einer Art der Gerechtigkeit zu haben. Man hat eine Beleidigung erlitten, die man nicht verdiente. Es hat ſich ein Feind eine günſtige Gelegenheit oder eine Schwachheit zu Nutze gemacht, dich zu demüthigen. Man nimmt alle ſeine Kräfte zuſammen, ſich zu rächen, und läßt ſich zu der Miſſethat verleiten, Böſes und zwar oft mit kaltem Blute zu thun. Eine ſolche Handlung iſt verhaßt und ihrer Folgen wegen gefährlich. Eine Rache zieht jederzeit eine Rache nach ſich, man kömmt um die Gelegenheit, ſich einen Freund zu machen und macht ſich einen unverſöhnlichen Feind. Man würde ſich durch die Vergebung der Beleidigung erheben, und man erniedriget ſich durch die Rache; und es hat derjenige, der die Menſchen ſo wohl

kannte,

könnte, die Vergebung unſerer Sünden mit der Vergebung unſerer Beleidigungen verbunden. Die größte Anſtrengung der Tugend, der Sieg der Menſchheit beſteht ohne Zweifel darinnen, daß man eine Beleidigung vergiebt, wenn man ſich ungeſtraft dafür rächen könnte. Eine ſolche Handlung iſt ein wahres Merkmaal einer ſchönen Seele und macht ſich gewißlich der Liebe und der Ehrfurcht würdig.

— Laß uns hier noch einmal ſagen, daß es nicht nothwendig ſey, reich zu ſeyn, wenn man liebreich ſeyn will. Wenn das wäre, ſo würden die Reichen zu viele Vortheile haben. Die Reichen ſind wohlthätig, und die Armen können liebreich ſeyn. Ein Armer kann einem andern Armen jederzeit mit ſeinem Mitleiden, mit ſeiner Freundlichkeit, mit ſeiner Freundſchaft, mit ſeinen Geſinnungen und mit ſeinem Verſtande zuſtatten kommen. Es iſt kein Menſch, der nicht das Angenehme beſitzen ſollte, das zur Ausübung der Liebe erfordert wird. Es iſt das ein Glück, das Niemand verſaget wird. Sie beſteht keinesweges nur darinnen, daß man denen, die es nöthig haben, giebt, ſondern ſie iſt eine Empfindung, die niemals ruhet; ſie beſchäftiget ſich mit allem, was unſerm Nächſten das Leben ſüß und angenehm machen, mit allem, was ihm ſchmeicheln und tröſten kann. Ohne dieſe Tugend, ohne dieſe Bereitwilligkeit, das Vergnügen und den Troſt derer, mit denen wir umgehen, zu befördern, würde die Geſellſchaft ver-

verdrießlich, widrig und oft grauſam werden. Die Menſchen ſind beſonders gegen alles empfindlich, was von ihres Gleichen herkömmt. Die Liebe reizt uns, für dieſe Empfindlichkeit, Ehrfurcht zu hegen, oder wir müßen die Hoffnung aufgeben, Freundſchaft, Theilnehmung und Menſchlichkeit einzuflößen. Man gelangt nur durch die Nachſicht, nur durch die gegenſeitige Gedult mit unſern Fehlern, nur durch die Freundlichkeit und Gefälligkeit zu dem Glücke, Freunde zu haben, und dieſe ſchäzbaren Tugenden ſind ein Gefolge der Liebe. Dieſe unaufhörliche Liebe iſt ſo nothwendig, daß man auf den Einfall gekommen iſt, die Höflichkeit zum Bilde derſelben zu machen.

9. Der junge Noguet.

Den 9. November 1777. Nachmittag um vier Uhr war Herr Perrier, welcher die Verfertigung der Feuerpumpen, die man auf der Seine zu Paris errichtet, übernommen hat, zu Rouen damit beſchäfftiget, daß er ein Schiff ausladen, und die eiſernen Röhren, die zu dieſem Kunſtwerke kommen ſollen, in ein Poſtfahrzeug laden ließ. Die beyden Fahrzeuge lagen gerade vor dem Zimmerplaze Herrn Huberts, desjenigen Zimmermanns, der die Zimmerarbeit verrichtete, das große Fahrzeug zwiſchen den eingeſchlagenen Pfählen dieſes Zimmerplazes.

plaßes, und das andere Schiff an dieſem Fahr-zeuge quer herunter. Sie lagen nur bis auf eine Entfernung von ungefähr ſechs Schuh an einan-der. Herr Perrier will von einem in das an-dere gehen, verliert das Gleichgewicht, und fällt rücklings zwiſchen die beyden Fahrzeuge herunter. Ein junger Menſch von vierzehen Jahren ſpringt ihm nach, und ergreift ihn in dem Augenblicke, da er zu Grunde ſinken will, bey dem Schoſe ſeines Kleids. Einen Augenblick ſpäter hätte er unter dem Fahrzeuge um ſein Leben kommen müßen. Die Bootsknechte und Seeleute, die mit bey dieſem Ausladen zu thun hatten und Zeugen von dieſem Falle waren, konnten ihm nicht im geringſten zu Hülfe kommen. Der Knabe hatte nicht überlegt, daß da kein Raum zum Schwimmen ſey und daß er ſich ſelbſt der größten Gefahr ausſetzte, um das Leben zu kom-men; ſondern er hatte nur ſein Herz zu Rathe gezogen. Man zog ſie alle beyde aus dem Fluße, der damals ſehr kalt war. Man brach-te Herrn Perrier in die Hütte des Fahrzeugs, in der man ein gutes Feuer machte, und in der er andere Wäſche und Kleider anzog. Der Knabe trat mit Freuden wieder an ſeinen Platz, und zog an dem Seile, bey dem er gebrauchet wurde; und man konnte es mit Mühe bey ihm ſo weit bringen, daß er zu dem Baumeiſter gieng und bey ihm ein anderes Hemd anzog. Die That, die er gethan hatte, kam ihm ganz na-türlich vor; er lachte darüber und ſchien ſich wei-

ter

ter keinen Ruhm daraus zu machen. Herr Perrier, der wohl einſah, daß er ihm das Leben zu danken hatte, both ihm eine anſehnliche Belohnung an baarem Gelde an; er ſchlug ſie aber großmüthig aus. Und da Herr Perrier ernſtlich darauf beſtand, ſo antwortete ihm der Knabe, er hätte einen armen Vater, der viele Kinder hätte, und wollte er ihm eine Güte thun, ſo ſtünde es bey ihm. Herr Perrier, der von dem Betragen dieſes Knaben ganz eingenommen wurde, ließ den Vater holen, beſchenkte ihn auf eine edle Art, und bath ſich ſeinen Sohn von ihm aus, den er in der Abſicht, für ſeine Erziehung und für ſein Glück zu ſorgen, mit nach Paris nahm. Der Vater heißt Heinrich Roguet, und iſt ein Bortenwirker, der zwar arm, aber doch ein rechtſchaffener und angeſehener Mann iſt.

Der Zimmermeiſter ſowohl, der dieſes Kind aus Mitleiden umſonſt in die Lehre genommen hatte, als alle, die Gelegenheit gehabt haben, es kennen zu lernen, geben ihm das Zeugniß, daß es überaus verſtändig und gutwillig ſey.

10. Großmüthiger Zug.

In dem Gefängniſſe zu Bar-ſur-Seine ſeufzete ſeit acht Monaten ein Einwohner, den ein einziger Gläubiger Schulden wegen in demſelben ſitzen

ſetzen ließ. Gegen das Ende des Novembers 1775. wurde auch Herr Douge, ein Einwohner zu Gie-ſur-Seine, unrechtmäßigerweiſe in Verhaft genommen und in eben dieſes Gefängniß geſetzt, in dem er zehen Tage bleiben mußte. Er wirkte einen Befehl vom Hofe aus, der ſeine Gefangenſetzung für ungerecht erklärte, und befahl, daß man ihn loslaſſen ſollte. Der Handwerksmann, der Zeit des Aufenthalts des Herrn Douge ſehr viele Proben ſeiner Güte erhalten hatte, lief zu ihm und bezeigte ihm ſeine Freude, ſeufzete aber auch dabey und ließ ſich gegen ihn merken, wie ſehr auch er ſich das Ende ſeiner Gefangenſchaft wünſchte. Herr Douge gieng fort, und ohne ſich gegen dieſen Unglücklichen, den er verlaſſen hatte, etwas merken zu laſſen, zu dem Gläubiger, bezahlte ihn, und kam darauf wieder und kündigte dem Gefangenen an, er wäre frey und könnte herausgehen. Ach! Mein Herr, ſagte der letztere indem er ihn umarmte zu ihm, was für Dank bin ich Ihnen ſchuldig! aber ich werde mich meiner Schuld gegen Sie nimmermehr entledigen können. — Gebt euch zufrieden, antwortete ihm ſein Wohlthäter. Iſt die Arbeit eurer Hände mehr als zureichend, euch und euren Kindern Brod und Kleider zu ſchaffen, ſo könnet ihr mir es wieder geben . . . . wo aber nicht, ſo ſeyd ihr mir nichts ſchuldig.

11. Der

11. Der Waſſerträger in der Vorſtadt Saint Germain.

Ein Waſſerträger in der Vorſtadt Saint Germain gieng von Gaſſe zu Gaſſe und ſchrie ſeine Waare aus. Ein Mädchen hält ihn unten an einem Spaziergange auf, ſpricht ihn um ſeine Fuhre Waſſer an, und ſagt zu ihm, er müßte es ihr in das fünfte Stockwerk hinauftragen; aber, ſetzte ſie hinzu, ich muß es euch vorherſagen, ich kann nicht mehr, als einen Sou, dafür geben. Einen Sou! ſagte dieſer, in ein fünftes Stockwerk hinan zu ſteigen; in Wahrheit, dadurch verdient man wenigſtens zwey. — Ich gebe es zu, ſagte das Mädchen in einem durchdringenden Tone; man kann aber nicht mehr geben, als man hat, und ich habe nicht mehr. — Was! ihr habt nicht mehr? — Ach! es iſt mehr als zu wahr. — Gut, gut, es verſchlägt nichts, ich will es euch hinauftragen. Er ſteigt mit Mühe eine enge Treppe hinauf und kömmt in die Kammer, erblickt die vier Wände und an Haußgeräthe ein elendes Bette, auf welchen ein ſchlechter Strohſack lag, und einige halb zerbrochene irdene Töpfe, in welche er ſeine Bürde Waſſer ausgoß, mit einem Worte, allen Anſchein des äußerſten Elendes. — Ihr ſeyd alſo wohl ſehr arm, meine liebe Freundin? — Ihr ſehet es, ich habe oft kein Brod; und glaubet ihr, daß, wenn ich die Mittel hätte, ich *mit euch* um euren ſauren Schweiß würde gehandelt

delt haben? Hier iſt, was ich euch verſprochen habe. Ich habe es euch geſagt, das iſt alles, was ich habe. Der ganz wehmüthig gewordene Waſſerträger gab ihr ihr Geld wieder, griff ſelbſt in ſeine Taſche, zog ungefähr zwölf Sous in kleinem Gelde heraus, und ſagte dagegen zu ihr: hier iſt, was ich heute verdient habe. Ich hoffe, Gott wird mir helfen, dafür anderes Geld zu verdienen, und ſtieg vergnügt wieder hinunter.

12. Das herzhafte Geſtändniß.

In einer Stadt in Italien fiengen einige Schuknechte, nachdem ſie getrunken hatten, Händel miteinander an. Da es zum Bezahlen kam, gab einer der hitzigſten unter dem Handgemenge ſeinem Kameraden einen Stich mit dem Meſſer und gieng davon. Beym Hinausgehen traf er nicht weit von der Thür des Wirthshauſes einen von ſeinen Mitgeſellen an, welcher, weil er klüger, oder betrunkener war, als die andern, unter einem Baume eingeſchlaffen war. Er legte das blutige Meſſer neben ihn und gieng fort. Dieſer Unglückliche wurde mit Ungeſtüm von den Sbirren aufgeweckt, welche die Obrigkeit befehlichet hatte, dem Mörder nachzuſetzen. Das Meſſer zeugte wider ihn. Er wurde in Verhaft genommen, vor den Richter geführt, auf die

Fol-

Folter gelegt, konnte nicht widerſtehen, bekannte ſich für den Miſſethäter, und wurde als ein ſolcher zur ſchwerſten Leibesſtrafe verdammt. Zum Glücke für ihn befand ſich der wahre Mörder, da man ihn zum Richtplatz führte, gegenwärtig. Dieſer ſchreckliche Anblick machte ſein Gewiſſen rege, er drang durch die Menge Volk hindurch und ſchrie, man ſtrafe einen Unſchuldigen. Er verlangt, durch die Ausſage ſeiner Kameraden zu beweiſen, daß er allein der Miſſethäter ſey.

Es wird nicht geſagt, ob ihm dieſes ſein großmüthiges Geſtändniß auch die Begnadigung zuwegegebracht habe.

12. Der wiedergefundene Sack.

Gegen den Anfang des Novembers 1786. trug ſich in der Nähe des Gaſthofs, in dem ich wohne, eine Anekdote von der Art derer, die ich ſammle, und die verdient, hier ihren Platz zu finden, zu.

Ein Geldträger, der ein rechtſchaffener Mann war, auf den man ſich verlaſſen konnte, hatte acht Säcke, in deren jedem 12000. Livres befindlich waren, bis an das Ende des erhöhten Wegs zu Antin zu ſchaffen, und lud ſie auf einen Karren, bey dem er blieb und kein Auge davon verwendete. Da er an dem beſtimmten Orte ankam, fand er deren doch nur ſieben, und da bey ihm

allen

alles darauf ankam, daß er ſeine Sachen aufs genaueſte ausrichtete, ſo wollte er über dieſen Verluſt in Verzweifelung fallen. Da er aber ein rechtſchaffener Mann war, ſo hatte er auch gute Freunde, und brachte in kurzem beynahe die ganze verlorne Summe zuſammen. An dem folgenden Tage gieng einer von ſeinen Kameraden zu einem Weinhändler an dem erhöheten Wege zu Antin, und vernahm daſelbſt, es hätte ein Fleiſcher Burſch einen Sack mit 12000. Livres auf der Gaſſe gefunden, und ihn, damit man den Eigenthümer deſſelben ausfündig machen möchte, bey dem Gaſtwirthe niedergelegt. Der gute Freund eilete zu dem Geldträger, man rief den Fleiſcher, welcher ſeine Niederlage beſtätigte, und welcher dafür eine Belohnung von 25. Louisdor empfieng.

Dieſer rechtſchaffene Fleiſcher wird dieſe kleine Summe ruhig und vergnügt genießen können. Hätte er aber die 12000. Livres für ſich behalten, ſo würde er nicht nur dadurch nicht reich geworden ſeyn, indem auf mit Unrecht erworbenem Gute der unausbleibliche Fluch liegt, ſondern es würde auch ſeine ganze Lebenszeit bis an ſeinen Tod, auch ſo gar ſein Schlaf würde mit ſchrecklichen Gewiſſensbiſſen vergiftet worden ſeyn. Laßt uns wohl bedenken und nie vergeſſen, daß allein die Tugend und die Rechtſchaffenheit die Menſchen glücklich machen können, daß uns allein das Andenken guter Handlungen ein reizendes Vergnügen und die höchſte Glückſelig-

keit gewähre, und daß die arme Tugend, und wenn ſie auch in Ketten und Banden ſitzen ſollte, weit glücklicher ſey, als das in vergoldeten Pallästen wohnende und das herrlichſte Wohlleben genießende Laſter. Die äußerlichen Umſtände machen das Glück nicht aus, ſondern wir haben es in uns, wenn unſere Seele unſchuldig und unſer Gewißen ruhig iſt.

14. Von den Soldaten.

D. Was iſt ein Soldat?

R. Er iſt ein Bürger, der ſich auf ſeine Ehre verpflichtet, ſein Vaterland zu vertheidigen.

D. Worinnen beſtehen die Pflichten, welche dieſe Art der Verpflichtung erfordert?

R. Darinnen, daß er ſein Wort treulich hält, der Ehre wegen über die Geſetze der Unterwerfung hält, und ſich würdig macht, von ſeinen Obern geſchätzt zu werden.

D. Ein guter Soldat iſt alſo wohl ein ſehr ſchätzbarer Mann?

R. Ja, allerdings, der Stand, in dem man zur Vertheidigung anderer ſein Leben in Gefahr ſetzt, iſt ein ſehr edler Stand.

D. Und doch kömmt es mir nicht ſo vor, als ob man den Soldatenſtand überhaupt betrachtet ſehr hoch achtete!

R.

R. Die Urſache iſt, weil ſich die Soldaten überhaupt ganz und gar nicht ſo verhalten, wie ſie ſich verhalten ſollten. Man fürchtet ſich vor ihnen, wenn ſie trunken ſind, und eben das iſt die wahre Urſache der ſchlechten Achtung, die man für ſie heget. Wenn es die Soldaten gern ſehen, daß man ſie in der That ſo hoch ſchätzen möge, als ſie hochgeſchätzt werden ſollten, ſo ſollten ſie auch darauf bedacht ſeyn, ſich auf eine ſolche Art aufzuführen, daß ſie ſich Jedermanns Vertrauen erwerben können. Sie würden alsdenn ſehen, daß die wahre Ehre nicht darinnen beſtehe, daß ſie ſich betrinken, zuſchlagen, ſchimpfen und miteinander Händel anfangen, ſondern vielmehr darinnen, daß ſie ſelbſt die Geſetze beobachten, die ſie durch ihre Waffen zu vertheidigen haben. Sie würden, ſage ich, ſehen, daß der wahre Ruhm nicht darinnen beſtehe, daß ſie ſich ſchlechter Urſachen wegen einander erwürgen, ſondern daß ſie mit den Feinden des Staats tapfer fechten.

D. Iſt es möglich den Soldaten eine ſolche beſcheidene Geſinnung einzuflößen?

R. Ja, nichts iſt ſo möglich; man darf ihnen nur erklären, was die wahre Ehre ſey.

D. Geſchieht es nicht bisweilen, daß die Soldaten das Ausreißen für einen Scherz anſehen?

R. Ja, bey Gelagen, da geſchmauſet und geſoffen wird, iſt das Ausreißen die größte und niederträchtigſte Miſſethat, die ein Soldat be-

gehen kann. Denn er hält ſein Ehrenwort nicht, und iſt ein Verräther des Beſten ſeines Vaterlandes. Ein Ausreißer iſt ein höchſtverachtungswerther Menſch, die Urſachen, die ihn auch zum Ausreißen zu nöthigen geſchienen haben, mögen nun beſtehen, worinnen ſie wollen. Er iſt ein Menſch, auf deßen Wort man ſich nicht mehr verlaſſen kann, der nicht werth iſt, künftig noch den Namen eines Soldaten zu führen und jemals eine Bedienung in der Geſellſchaft zu verwalten, denn er iſt ein Niederträchtiger, Verräther und Dieb zugleich.

D. Aber es kann einem Soldaten auch bisweilen Unrecht geſchehen!

R. Ja, das kann allerdings geſchehen; aber die Ungerechtigkeit anderer macht uns noch nicht von unſern Verpflichtungen los. Ein Mann von Ehre erträgt eine Ungerechtigkeit, die er nicht verhindern kann, mit Gedult, ja er beſtrebt ſich mit noch größerm Eifer, ſich ſo zu verhalten, daß man genöthiget werde, ihm die Gerechtigkeit, die ihm zukömmt, wiederfahren zu laſſen; und das pfleget denn auch gar bald zu geſchehen.

D. Es iſt nicht anders möglich, als daß in allen Geſellſchaften auch böſe Leute mit darunter ſind.

R. Ich gebe gerne zu, daß das nicht wohl anders ſeyn könne; aber die guten Kameraden müßen einander aufſuchen, mit einander umgehen, und die Trunkenbolde, Liederlichen und Zän-

fer verlaſſen; denn dergleichen Geſellſchaften können nur ſehr ſchlimme Händel nach ſich ziehen.

D. Was hat ein Soldat zu thun, der das Unglück gehabt hat, einen Fehler zu begehen?

R. Er muß ſelbſt den Anfang machen, ihn ſeinem Befehlshaber zu geſtehen, er muß ſich, wenn ihm die Strafe geſchenkt wird, beſtreben, ihn durch ein beßeres Verhalten wieder gut zu machen, oder ſich derſelben ohne Murren unterwerfen.

D. Was hat ein Soldat in der Zeit zu thun, die ihm bey ſeinen Uebungen und bey ſeinem Dienſte übrig bleibt?

R. Eine nützliche Arbeit von der Art, wie ſie ſeine Befehlshaber ihm erlauben, vorzunehmen, damit er ſich die Gewohnheit, müßig zu gehen, und alſo auch alle andere laſterhafte Gewohnheiten, die der Müßiggang nach ſich zieht, nicht angewöhnen möge, dergleichen das Saufen und das Beſuchen böſer Geſellſchaften iſt.

D. Was würde es für Folgen haben, wenn ſich die Soldaten alſo verhielten?

R. Es würde, wie ich nochmals ſage, die Folge haben, daß ſie geſchätzet und hochgehalten werden würden. Ein Vater würde, wenn er ſeinen ungerathenen Sohn ſtrafen will, ihm nicht mehr drohen, ihn unter die Soldaten zu ſtecken; denn er würde es als eine Ehre für ihn anſehen, wenn er ihn das Soldatenkleid tragen ſehen würde. So ſehr man ſie zu meiden ſcheint, ſo gerne würde man mit ihnen umgehen; denn man

würde alsdenn verſichert ſeyn, nur rechtſchaffene und ſich wohlverhaltende Leute an ihnen zu erblicken.

15. Zwey und zwanzigſter Unterricht.

D. Indem man dich, wie bisher geſchehen, unterrichtet hat, ſo hat man weiter nichts zum Zwecke gehabt, als daß man dir dein wahres Beſtes zu erkennen geben und dir die Mittel anzeigen möchte, glücklich zu werden. Man hat ſich beſtrebt, die guten Neigungen deiner Seele zu entwickeln, und dich zu veranlaſſen, die böſen auszurotten. Die Liebe faßt bey nahe alle die guten Eigenſchaften in ſich, die uns und andere glücklich machen können. So wie ſie aber auch den Begriff einer Aufopferung mit ſich bringt, ſo müßen wir verſichert ſeyn, daß, wenn wir wirklich, entweder von dem, was wir beſitzen, oder von unſern innerlichen Neigungen etwas aufopfern, wir dafür reichlich entſchädiget werden. Es iſt das nur eine Berechnung, bey der wir allezeit unſern Vortheil finden. Sag mir, ob du nicht in deinem Herzen davon verſichert biſt?

A. Ich ſehe ein, daß es ein wahres Vergnügen ſey, wenn man einem Armen Gutes thun kann, eine wahre Luſt ſey, einem Nothleidenden beyzuſtehen; und das Erbarmen und

Mit-

Mitleiden treiben mich an, mich nach den Mitteln dazu umzuſehen. Ich bin überzeugt, daß die Freundlichkeit, die Gefälligkeit und die Nachſicht die einzigen Mittel ſind, ſich Liebe zu erwerben. Das Glück, Freunde zu haben, verdient, daß man alles aufopfere, und ich ſelbſt fühle den Beruf in mir, die Liebe gegen andere auszuüben.

— Die Vorſtellung der Noth und des Unglücks unſers Nächſten geht natürlicherweiſe einem jeden Menſchen zu Gemüthe, den nicht etwa eine Leidenſchaft ſinnlos macht. Sehen wir, was andere leiden müßen, hören wir die Erzählung davon, ſo leiden wir ſelbſt, die Vorſtellung davon läßt uns keine Ruhe, wir möchten gerne die Größe deßelben mindern, wir möchten gerne durch den Troſt des Nothleidenden ſelbſt getröſtet werden, wir möchten gerne im Stande ſeyn, Beyſtand und Troſt zu leiſten. Es iſt das ein Bedürfniß unſers Herzens. Glückt es uns, ihm abzuhelfen, ſo empfinden wir darüber einen ſüßen Troſt. Iſt unſer Mitleiden nicht fruchtlos, ſo ſind wir dergeſtalt darüber vergnügt, daß uns dieſe tröſtende Liebe zu einer wahren Gemüthsergötzung gereichet und uns in einen Zuſtand verſetzt, der weit glückſeliger iſt, als wenn wir uns demſelben entzögen, wenn wir aus Furcht vor ein kleines leibliches Uebel unſer Mitleiden erſticket und ihm widerſtanden hätten.

H. Laß uns eine Vergleichung zwiſchen zweyen Menſchen anſtellen, davon der eine eine unbarmherzige Seele hat, die Nothleidenden

verſtößt, ſie meidet, und ſich aus Liebe zu ſeinem eigenen Wohlſeyn von ihnen entfernt; der andre aber ſich dagegen nach ihnen umſieht, ihnen entgegen geht, ſie tröſtet, ihnen beyſteht, ohne ſich vor dem Verluſte und vor der Mühſeligkeit zu ſcheuen, die ihm der Anblick der Noth und des Elendes verurſachen kann. Laßt uns ein Beyſpiel an dem Leviten und Samariter in dem Gleichniße nehmen. Der Levit erblickt von weitem einen Menſchen, der von Räubern übel zugerichtet, verwundet und ausgezogen worden, der ſich in Lebensgefahr befindet und um Hülfe bittet. Der Levit wendet aber ſeine Augen weg, er bleibt gegen das Geſchrey des Nothleidenden taub, er nimmt einen andern Weg und läßt dieſen Menſchen in ſeiner Noth ſtecken. Was muß dieſer unbarmherzige und grauſame Levit, nachdem er fort gegangen, denken? Die Vorſtellung des armen Verunglückten, den er aus Ermangelung ſeines Beyſtandes ſterben läßt, verfolgt ihn. Sein Gewiſſen ſagt ihm, er werde von ſeinem Tode und von der Noth, die er ausſtehe, Rechenſchaft geben müßen. Er hat zwar einige Mühſeligkeiten und einige Unruhe vermieden, er hat das elende Vergnügen, daß er ſein Geld geſparet, und daß er es ſich weder ſeine Zeit, noch ſeine Geſchäfte habe koſten laſſen dürfen; aber er muß bey ſich ſelbſt ſagen, er ſey unbarmherzig und grauſam, ſein Gewiſſen ſagt ihm das mehr, als einmal, er kann ohne Erröthen nicht von dem Unglücke, das geſchehen,

reden hören, er befürchtet, man werde ihn geſe-hen haben. Begegnet ihm einmal wieder ein unglücklicher Zufall, ſo ſieht er ein, daß ihm Recht geſchehe, wenn man eben ſo unbarmher-zig mit ihm verfährt, er hat auch ſchon den Na-men eines grauſamen und gottloſen Menſchen und man meidet ihn. Noch mehr, er hört den Samariter, der dem unglücklichen Verwundeten beygeſtanden, der um ihn zu retten alles fahren laſſen, alles hintangeſetzt hat, loben und rüh-men. Der verachtete Levit muß ſehen, daß der Samariter geliebt und hochgeſchätzt wird; und der letztere iſt wegen der Liebe, die er ausgeübt hat, ſelbſt glücklich. Er hat einem Menſchen das Leben wieder gegeben, er hat ihm in ſeiner Noth unter die Arme gegriffen, er hat ſich einen Freund gemacht, der ein beſtändiger Zeuge ſei-ner Menſchenfreundlichkeit und Liebe iſt. Geht es dieſem Samariter wohl, ſo freuet man ſich darüber; hat er aber in ſeinem Leben ein Un-glück, ſo beklagt und tröſtet man ihn. Er hat in ſeinem Leben die Hochachtung und Freund-ſchaft ſeines Nächſten zu genießen gehabt und ſtirbt er, ſo hat er Belohnungen zu erwarten. Was hat alſo der Levit damit gewonnen, daß er ſeine Mühe und ſein Geld geſparet? was kann ſeine unbarmherzige Seele für ein Vergnügen haben? Wir können dieſes Beyſpiel auf alle La-ſter, auf alle Menſchen anwenden, welche nur ihrer Liebe zu ſich ſelbſt, nur ihrer Neigung zu ih-rem zeitlichen Wohlſeyn Gehör geben, die Noth

anderer aber für nichts achten, und in ihrem verderbten Herzen das ſüße Vergnügen, ihnen beyzuſtehen, gar nicht empfinden können. Ihr Leben wird für eine Laſt und für eine Verwirrung in der Geſellſchaft angeſehen.

16. Asphalion. Eine Idylle des Theocritus, eines griechiſchen Poeten.

Die Armuth allein, mein lieber Diophantes, macht fleißige Leute, nur ſie lehrt die Menſchen die ſaure Arbeit ausſtehen. Die quälenden Sorgen laſſen dem arbeitſamen Handwerksmanne nicht die geringſte Ruhe; und kaum hat ihm der Schlaf die Augen zugedrückt, ſo wird ſeine Ruhe ſchon wieder unterbrochen.

Zwey Fiſcher lagen in ihrer Hütte auf einem Binſenbette und hatten ſich mit den Köpfen an einen Schirm von Baumblättern gelehnet. Um ſie herum lag ihr Handwerksgeräthe, Körbe, Schilfrohr, Angeln und ein altes auf Walzen ruhendes kleines Schiff. Unter ihrem Kopf lag ein Stück von einer Matte, Kleider und Mützen; und hierinnen beſtand ihr ganzes Vermögen und der Gewinn von aller ihrer Arbeit. Sie hatten kein einziges ehernes Gefäß, auch nicht einmal einen kleinen Hund. Die Armuth war ihre einzige Geſellſchafterin.

Der Wagen des Monds hatte ſeinen Lauf noch nicht halb zurückgelegt, ſo weckte die Liebe zur Arbeit dieſe einfältigen Männer auf, und ſie hielten eines Tags, da ſie ſich bey ihrem Erwachen in den Augen rieben, folgendes Geſpräch.

Asphalion. — Ich glaube, man irret ſich, mein lieber Geſellſchafter, wenn man ſagt, die Nächte wären im Sommer, da uns Jupiter längere Tage giebt, kürzer. Ich habe unzählich viele Träume gehabt, und doch bricht die Morgenröthe noch nicht an. Sollte ich mich betrügen? Was bedeutet das? Die Nächte werden ganz gewiß länger?

B. — Was, Asphalion! du beklagſt dich über den Sommer, über dieſe ſchöne Jahrszeit! Der Lauf der Zeit iſt keinesweges in Unordnung gekommen. Sag, ſag vielmehr, es ließe dich die Unruhe nicht ſchlafen, und das ſey es, was die Nacht lang gemacht habe.

Asphalion. — Haſt du die Träume auslegen gelernet? Ich habe unvergleichliche gehabt, davon du deinen Theil haben mußt; weil wir auch unſere Fiſche theilen. Niemand hat mehr Verſtand, als du; und wenn man die Träume recht auslegen will, ſo muß man viel Verſtand haben. Ueber dieſes haben wir ja Zeit. Denn was kann man machen, wenn man am Ufer des Meers auf dem Leibe liegt und nicht ſchlafen kann?

B. — Rede, ich will es haben, erzähle deinem Freunde, was du geſehen haſt.

Asphalion. — Ich bin nach unſerer Arbeit und nach der geringen Mahlzeit, die wir, wie du weißt, geſtern Abends gehalten haben, eingeſchlafen, und es hat mir ſogleich geträumet, ich wäre an dem Rande des Meers gegangen und hätte auf die Fiſche gelauert. Ich zog die verführeriſche Lockſpeiſe auf dem Waſſer gelinde an. Den Liebenden träumt von dem, was ſie lieben, und mir träumt von Fiſchen. Er fängt ſich. Ich ſah ſein Blut flieſen. Meine Angelruthe krümmte ſich von der Anſtrengung, ich ſtreckte meine Hand aus und wußte nicht, wie ich eines ſo anſehnlichen Fangs habhaft werden ſollte, der an einem ſo kleinen Stückchen Eiſen hieng. Ich war auch in Furcht, er möchte mich beißen. Warte nur, ſagte ich, beißeſt du mich, ſo ſollſt du wieder gebißen werden. Ich ziehe ihn endlich glücklich heraus. Es war ein goldener Fiſch, von gediegenem Golde. Nun befürchtete ich nur, es möchte ein Günſtling des Neptuns, oder vielleicht der Schatz der Amphytrite ſeyn. Ich mache ihn gemächlich los, um ja nicht das Geringſte vom Golde an dem Eiſen zu laſſen. Und da ich ihn auf dem Ufer ausgeſtreckt liegen ſahe, ſo habe ich geſchworen, ich wollte nie wieder einen Fuß auf das Meer ſetzen, ich wollte immer auf dem Lande bleiben, und auf demſelben von dieſem Schatze wie ein König leben. Und darüber bin ich aufgewacht. Nimm den Schwur recht in Acht, lieber Freund, den ich gethan habe. Ich entſetze mich recht davor.

B. — Mach dir nur gar keinen Kummer! Dein Schwur iſt eben ſo wenig etwas Wirkliches, als dein goldener Fiſch, den du weder geſehen, noch gefangen haſt. Die Träume ſind weiter nichts, als Unwahrheiten. Nunmehro, da du nicht mehr ſchläfſt, ſondern völlig aufgewacht biſt, ſo gehe hin und ſieh dich an eben dieſem Orte um. Du wirſt, wenn du nicht Hungers ſterben willſt, mit deinem ſchönen goldenen Träume wohl wieder an unſere gemeinen Fiſche gehen müßen.

17. Der junge Amintas.

Eine Idylle Herrn Geßners, eines deutſchen Poeten.

Amintas kam des Morgens ſehr früh aus dem benachbarten Walde, und trug ſeine Axt unter dem Arme, und auf ſeinem Rücken eine ſchwere Bürde Ruthen, die er abgehauen hatte, einen Zaun damit zu machen, als er eine junge Eiche erblickte, die an den Rand eines reißenden Bachs gepflanzet war. Die Gewalt des Waſſers hatte die Wurzeln von dem Erdreiche, damit ſie bedeckt waren, entblößt, und der Baum ſchien traurig ſeinen nahen Einſturz zu erwarten. „Ach! ſagte Amintas, es wäre ewig Schade, „wenn ein ſo ſchöner Baum von dieſem reißen-

„den Strohme ſollte niedergeriſſen werden. Nein, „es ſoll nicht geſagt werden, dein Gipfel ſey von „ſeinen Wellen verſchlungen worden, und müße „ihrer Wuth zum Spiele dienen!„ Er legte zugleich die Ruthen, die er auf ſeinen Schultern hatte, auf den Boden, und ſagte, ich kann da- für ſchon andere holen, ſchnitt ſie zu, und fieng an, davon um den Baum einen ſtarken Damm zu bauen, den er mit feuchter Erde anfüllete. Da der Damm fertig war und die entblößten Wurzeln wieder mit Erde bedeckt waren, ſo nahm er ſeine Axt wieder auf ſeine Schultern, warf darauf noch einen zufriedenen Blick auf ſeine Ar- beit und lächelte unter den Schatten der von ſei- nen Händen erhaltenen Eiche. Er machte ſich fertig, wieder in den Wald zu gehen und neue Ruthen daraus zu holen; glaubte aber aus der hohlen Eiche eine annehmliche Stimme zu hö- ren, und hörte ſie auch wirklich, die ihn anredete, und zu ihm ſagte: „was! ich ſollte dich ge- „hen laſſen, ohne dir meine Erkenntlichkeit zu „bezeigen! Sag mir, wohlthätiger Schäfer, „was wünſcheſt du, das ich für dich thun ſoll? „Ich weiß, daß du arm biſt, und nicht mehr „als zehen Schafe zu hüten haſt. — O! wer „du auch biſt, ſagte der dürftige Schäfer Amin- „tas, giebſt du mir die Erlaubniß, eine Bitte „an dich ergehen zu laſſen, ſo verhilf meinem „Nachbar Palemon, der ſeit der Ernte krank „iſt, wieder zu ſeiner Geſundheit.„

Seine Bitte wurde von dem engliſchen Geiſte, der ihn angeredet hatte, gnädig erhöret. Palemon wurde wieder geſund, Amintas aber erfuhr den Schutz der Gottheit noch weit mehr bey ſeinen Schafen, bey ſeinen Bäumen und bey ſeinen Früchten. Er wurde ein reicher Schäfer. Die Götter laſſen eine Wohlthat nie unbelohnet; ſie ſehen alles, was die Blicke der Menſchen in ſich faſſen.

18. Der erkenntliche Hund.

Eine neue Anekdote.

Eine Kammerjungfer, Namens Julie, erblickte bey ihrem Spatziergange auf dem Bollwerke einen armen ſchwarz und weißen Budelhund, den kleine muthwillige Jungen an einem Stricke ſchleppeten und ihn in den Fluß werfen wollten. Der arme Hund ſah ſehr garſtig aus und war voller Unflat. Julien jammerte ſeiner und ſie ſagte zu den kleinen Jungen: ich will euch ein Stück Geld von zwölf Sous geben, wenn ihr mir den Hund geben wollet. Eine gute Freundin, die bey ihr war, ſagte: pfuy, über den Unflat! was willſt du mit dem abſcheulichen Thier machen? es ſieht entſetzlich aus! — Das iſt wahr, ſagte die gute Julie, aber es iſt ein armes Thier; nehme ich mich ſeiner nicht an, ſo

wird ſich Niemand über ihn erbarmen. Sie ließ den Hund waſchen und ſteckte ihn unter ihre Schürze. Jederman hielt ſich über ſie auf, da ſie wieder nach Hauſe kam; aber das hielt ſie nicht ab, dieſes arme Thier eine Zeit lang zu behalten. Eines Tags, da ſie ſich niedergelegt hatte und einſchlafen wollte, ſprang ihr Hund auf ihr Bette, und fieng an, ſie beym Ermel zu ziehen. Er bellte, Julie wachte auf, fürchtete ſich, rief und es kamen Leute. Der Hund bellte darauf noch ſtärker und ſah unter das Bett. Er wurde ganz wüthend, und da ſich die Bedienten gebückt hatten und die Urſache dieſes Lärmens entdecken wollten, so erblickten ſie einen Spitzbuben, der ſich ganz hinten in dem Bettwinkel verſteckt hatte. Er wurde alſo ergriffen und geſtand, er wäre in der Abſicht dahin gekommen, das Haus zu beſtehlen und die Julie umzubringen. Ihr armer Hund rettete ihr alſo das Leben. So richtig iſt es, daß ein geleiſteter Dienſt niemals unvergolten bleibt.

Die folgende Anekdote wird dem Leſer morgen die Wahrheit dieſes ſchönen Grundſatzes beweiſen.

Der Sklave und der Löwe.

Eine alte Anekdote.

Man gab dem Volke, ſagt der Grieche Appion das Schauſpiel eines Kampfs der wilden Thiere auf dem großen Circus. Da ich eben zu Rom war, ſo gieng ich mit dahin. Nachdem die Schranken aufgezogen worden waren, ſo wurde der Kampfplatz mit einer Menge brüllender Thiere und ſchrecklicher Ungeheuer angefüllet, welche alle außerordentlich groß und wild waren, und man ſah hauptſächlich Löwen von einer entſetzlichen Größe ſpringen. Ein einziger zog alle Blicke auf ſich, und ſeine entſetzliche Größe, muntern Sprünge, großen und ſtarken Muskeln, lange und zu Berge ſtehende Mähne, und ſein düſteres und fürchterliches Brüllen machten, daß alle Zuſchauer in ihren Reihen zitterten. Unter den Unglücklichen, die dazu verdammt waren, ihr Leben wider die Wuth hungriger wilder Thiere zu vertheidigen, erſchien auch ein gewißer Androkles, der ehedem ein Sklave eines Statthalters geweſen war. So bald ihn der Löwe erblickte, ſo blieb er auf einmal für Erſtaunen ſtehen; geht darauf mit einer ſanftmüthigen Mine auf dieſen armen Unglücklichen eben ſo zu, als ob er ihm bekannt wäre. Er näherte ſich ihm und bewegete ſeinen Schwanz auf eine demüthige Art, wie ein Hund, der ſchmeicheln will. Er drängt ſich an den Leib des für Schrecken halb-

toden Sklaven und leckt ihm freundlich ſeine Füße und Hände. Die Liebkoſungen des entſetzlichen Thiers gaben dem Androkles wieder Leben, und er öffnet nach und nach ſeine geſchloßenen Augen. Sie begegnen den Augen des Löwen. Und hier hätte man ſehen ſollen, wie ſich der Menſch und der Löwe, eben ſo wie bey einer erneuerten Bekanntſchaft, einander Merkmale der lebhafteſten Freude und der liebreichſten Zuneigung gaben. Ganz Rom, das dieſem ſchönen Schauſpiele zuſah, erhob für Verwunderung ein Geſchrey, und der Kaiſer ließ den Sklaven vor ſich kommen und ſagte zu ihm: warum biſt du der einzige, der von der Wuth dieſes Ungeheuers verſchont geblieben? —

— Androkles ſagte zu ihm: habe die Gnade, mich anzuhören, gnädigſter Herr! Meine Begebenheit iſt folgende:

Da mein Herr Afrika als Statthalter beherrſchte, nöthigte mich endlich das grauſame und ungerechte Verfahren, das ich alle Tage von ihm auszuſtehen hatte, die Flucht zu ergreifen; und damit ich den Verfolgungen eines Herrn, der in dieſem Lande zu gebiethen hatte, entgehen möchte, ſo ſah ich mich nach einer unzugänglichen Einöde in den ſandigten Wüſteneyen um, und war entſchloßen, mir auf dieſe oder jene Art das Leben zu nehmen, wenn ich keine Nahrung mehr haben ſollte. Die unerträgliche Sonnenhitze veranlaßte mich, einen Zufluchtsort zu ſuchen, und da ich eine tiefe und finſtere Höhle

fand, ſo verbarg ich mich in derſelben. Ich war kaum in dieſelbe hinein, ſo ſah ich dieſen Löwen kommen. Er empfand große Schmerzen, wenn er auf eine blutige Pfote auftrat und erhob wegen ſeiner heftigen Pein ein entſetzliches Brüllen. Der Anblick des wieder in ſein Raubloch gehenden Ungeheurs verurſachte mir anfänglich das tödlichſte Schrecken; ſo bald er mich aber erblickte, ſo ſah ich, daß er ganz ſanftmüthig auf mich zugieng. Er näherte ſich, hielt mir ſeine Pfote hin, zeigte mir ſeine Wunde und ſchien mich um Hülfe zu bitten. Ich zog ihm einen großen zwiſchen ſeinen Klauen ſteckenden Dorn heraus, ich nahm mir ſo gar das Herz an der Wunde zu drücken und alles verdorbene Geblüt heraus zu preſſen, und da ich mich endlich ganz wieder von meinem Schrecken erholet hatte, ſo gelang es mir, ſie zu reinigen und auszutrocknen. Nachdem hierauf das Thier durch meine Bemühung wieder Ruhe bekommen und keine Schmerzen mehr hatte, ſo legte es ſich nieder und gab mir ſeine Pfote in die Hände und ſchlief ſanft ein. Von dieſem Tage an haben wir drey Jahr lang in dieſer Höhle mit einander gelebet. Der Löwe hatte ſich nach Nahrungsmitteln umgeſehen, und brachte mir richtig die beſten Stücke von dem Raube, den er zerriſſen hatte, und da ich kein Feuer hatte, ſo ließ ich ſie von der gewaltigen Sonnenhitze in Afrika braten.

Da mir aber gleichwohl die Geſellſchaft dieſes Thiers und dieſe Lebensart verdrießlich zu werden anfieng, ſo erſah ich die Zeit, da es auf ſeinen Raub ausgieng, und entfernte mich aus der Höhle, und fiel, nachdem ich drey Tage gegangen, den Soldaten in die Hände. Nachdem ich aus Afrika nach Rom geſchafft worden, ſo mußte ich vor meinem Herrn erſcheinen, der mich ſogleich verdammte, von wilden Thieren gefreſſen zu werden; und ich kann nicht anders denken, als daß mir dieſer Löwe, welcher ohne Zweifel auch gefangen worden, ſeine Erkenntlichkeit auf eine thätige Art zu erkennen geben will.

Dieß iſt die Rede, welche Appion dem Androkles in den Mund legt. Sie wurde ſo gleich niedergeſchrieben. Man gab dem Volke davon Nachricht, und auf ſein verdoppeltes Geſchrey wurde dem Sklaven das Leben geſchenkt und ihm der Löwe gegeben. Man ſah den Androkles, fährt der Geſchichtſchreiber fort, ſeinen Erretter an einem ſchlechten Bande an der Hand führen und mit ihm mitten durch Rom ziehen. Das überaus erfreuete Volk warf ihm häufig Blumen zu und gab ihm reichlich Geſchenke.

20. Der

20. Der Hafen zu Dieppe iſt vor kurzem ein Zeuge eines neuen Zugs der Herzhaftigkeit und Menſchenfreundlichkeit geworden.

Da in einem ſehr großen Sturme die bey dem Heringsfange gebrauchten Dieppiſchen Fahrzeuge im Begriffe waren, wieder in den Hafen einzulaufen, ſo hatte eines unter ihnen das Unglück, auf den Strand zu laufen. Die Lootsleute hatten den Muth nicht, der Gewalt eines heftigen Nordweſtwindes zu widerſtehen, und das Fahrzeug hätte ohne den außerordentlichen Muth des Beſitzers des nächſten Fahrzeugs, Namens Modard, zu Grunde gehen müßen. Dieſer unerſchrockene Seemann macht den furchtſamen Lootſen die empfindlichſten Vorwürfe, ſpringt darauf in einen Kahn, bewegt theils durch ſein Drohen, theils durch ſein Bitten verſchiedene von ſeinen Leuten, mit ihm zu fahren, rudert gewaltig, biethet dem Sturme Troß, kömmt zum Fahrzeuge, das im Begriffe iſt, entzwey zu brechen, bindet ein Ankerſeil daran, hat mit Hülfe ſeiner durch ſein Beyſpiel ermunterten Bootsleute das Glück, es wieder in den Wind zu bringen, und führt es, ob gleich ſeine Maſten in Stücken gebrochen waren und es kein Steuerruder mehr hatte, unter dem jauchzenden Zurufe eines unzähligen Volks rühmlichſt in den Hafen.

Kaum hat Modard das Land betreten, ſo eilt ihm der Herr Payn, der Schwiegervater des Eigenthümers gedachten Fahrzeugs, entgegen, biethet ihm ſeinen Beutel an, und will ihn nöthigen, einige Louisdor anzunehmen. Er ſagte aber mit der Freymüthigkeit eines Seemanns; ich habe nichts aus Eigennutz gethan; ich habe für Herr Flambart nur alles gethan, was er zu meinem Beſten gethan haben würde, und blieb ſtandhaft bey ſeiner Verweigerung.

11. Provins, den 21. November, 1786.

Rechtſchaffene und empfindſame Seelen werden jederzeit den Aufmunterungen zur Tugend ihren Beyfall geben. Sie ſehen es mit Vergnügen, wenn der Stiftungen dieſer Art mehr werden. Die Bekanntmachung ſolcher Werke der Wohlthätigkeit iſt eine Einladung zu ihrer Nachahmung, und man wird ſich beeifern, folgendes anzuzeigen.

Es hat am 21. November, 1786. zu Provins Maria Joſepha Julie Oudin in einem Alter von 20. Jahren auf das einmüthige Zeugniß, ſo von ihrer Klugheit, von ihrer löblichen Aufführung und von ihrer Tugend abgeſtattet worden, den Kranz erhalten. Die Fräulein Maria Louiſe von Clement von der Pujade

hängete ihr eine ſilberne Gedächtnißmünze an, auf welcher ein Kranz mit der Aufſchrift zu ſehen war:

Praemium virtutis

M. J. J. Oudin.

und auf der Rückſeite eine Lilie, über welcher man die Worte las:

Verum animae ſpeculum.

Lachau, ein freywilliges Opfer.

Nachdem auf einem Kaperſchiffe das Waſſer und alle Arten der Lebensmittel aufgegangen waren, ſo ſagte ein armer Franzos, Namens Lachau: „meine Freunde, ich biethe euch „mein Leben an, damit ihr das eurige einige „Tage verlängern könnet. Vielleicht läßt gar „die Windſtille nach, die uns ſo lange auf der „See anhält, und ihr könnet in einer Gegend an „Land kommen, wo ihr Hülfe findet„. Der Wind änderte ſich auch in der That die Nacht darauf, und man kam in den Antilliſchen Inſeln an Land. . . Der großmüthige Lachau war aber ſchon verzehret.

22. Der heilige Moyſe.

Der aus Aethyopien gebürtige Moyſe hatte eine außerordentliche Größe und Leibesſtärke, in ſeiner Jugend aber auch nur laſterhafte Neigungen. Er war anfänglich Sklave bey einem Bürger, der ihn ſeiner Diebereyen und liederlichen Streiche wegen von ſich jagte. Er wurde darauf der Anführer einer Räuberbande und begieng verſchiedene Mordthaten. Man erzählt, daß er in der Zeit, da er noch dieſes laſterhafte Leben geführet, einmal wider einen Schäfer ſehr aufgebracht geweſen, der ihn mit ſeinen Hunden an der Ausführung eines böſen Vorhabens verhindert hatte, und ihn überall aufgeſücht habe, um ihn umzubringen. Nachdem er erfahren hatte, daß er ſich auf der andern Seite des Nils, der in dieſer Gegend tauſend Schritt breit war, befände, ſo nahm er ſeine Kleider auf ſeinen Kopf und ſeinen Degen zwiſchen die Zähne, und ſchwamm alſo über dieſen Fluß. Da ihn der Schäfer hatte kommen ſehen, ſo rettete er ſich. Da alſo Moyſe ſeinen Zorn nicht an ihm hatte auslaſſen können, ſo nahm er vier von ſeinen beſten Hämmeln das Leben, band ſie an einen Strick, ſchwamm wieder über den Nil herüber und zog ſie hinter ſich her. Nachdem er in ein kleines Dorf gekommen war, ſo ſchlachtete er ſie, nahm den beſten davon und aß ihn, und machte die übrigen mit den Fellen zu Gelde, um ſich Wein zu kaufen, den er ſehr

häufig

häufig krank. Er gieng darauf über funfzehen Meilen weit bis an den Ort, da ſeine Kameraden auf ihn warteten.

So war Moyſe beſchaffen, da er noch ſich ſelbſt gelaſſen war. Er führte dieſe Lebensart bis in das 25. bis 30. Jahr ſeines Alters fort. Um dieſe Zeit aber ſah ihn Gott mit Augen des Erbarmens an, und zog ihn aus dem Abgrunde des Elendes, in welches er bey dem Verderben ſeines Herzens gerathen war. Man weiß nicht genau, bey was für einer Gelegenheit eine ſo wundervolle Veränderung mit ihm vorgegangen; Gott aber rührte ihn ſo gewaltig, daß er auf einmal ſeinen Unordnungen entſagte, und ſich in die Wüſte Scete begab und in derſelben Buße that.

Eben in dem Anfange ſeiner Bekehrung wurde er von vier Räubern, die ihn nicht kannten, angefallen, da er ſich in ſeiner Zelle allein befand. Moyſe, welcher ſeines ſtrengen Faſtens ungeachtet noch ſeine ganze Stärke hatte, nahm ſie alle viere, band ſie wie eine Schütte Stroh zuſammen und trug ſie auf ſeinen Schultern in die Kirche, in welcher die Brüder beyſammen waren. Hier, ſagte er zu ihnen, ſind Leute, die mich angefallen haben. Da es mir nicht erlaubt iſt, Jemand Leid zu thun, ſo möchte ich gerne von euch wiſſen, was ihr für gut befindet, daß ich mit ihnen anfangen ſoll. Dieſe beſchämten Räuber bekannten ihren Fehler vor Gott; und da ſie erfahren hatten, daß derjenige,

der alſo mit ihnen umgangen, Moyſe, dieſer ſo berüchtigte Räuberhauptmann ſey, ſo verherrlichten ſie den Namen Jeſu Chriſti, und wurden, nachdem ſie durch das Beyſpiel ſeiner Buße bewogen worden, der Welt, wie er, zu entſagen, unvergleichliche Einſiedler.

Moyſe, den bey der Betrachtung ſeiner Sünden jederzeit ein Zittern ankam, überließ ſich den ſtrengſten Uebungen der Buße. Er aß ohne einige andere Nahrung des Tags nicht mehr, als zwölf Unzen Brod, arbeitete viel und lag dem Gebethe fleißig ob. Der Geiſt der Liebe, von dem er durchdrungen war, und die Betrachtung ſeines eigenen Elendes machten ihn in Beurtheilung anderer ſehr zurückhaltend. Man erzählt in Anſehung deßen, daß ein Sceteiſcher Einſiedler einen großen Fehler begangen habe, und daß ſich die Väter hierauf verſammlet und berathſchlaget hätten, was hierbey zu thun ſey. Man berief den Moyſe dazu, der ſich anfänglich weigerte, ſich dabey einzufinden, nach wiederhohltem Anhalten aber hingieng und einen Korb voll Sand auf ſeinem Rücken mit hintrug. Da die andern Einſiedler hierüber erſtaunten und ihn fragten, was das bedeuten ſollte, ſo ſagte er: „das ſind meine Sünden, die ich hinter mir „habe und ſie nicht ſehen kann; und man läßt „mich hierher kommen, ein Urtheil über die „Sünden anderer zu fällen„. Dieſes Gleichniß machte, daß ein jeder in ſich gieng, und

ſich

ſich Niemand getrauete, den Schuldigen zu verdammen.

Die Wüſte Scete lag ziemlich nahe bey den Mazikern, einem wilden und ſehr grauſamen Volke. Die Einſiedler waren ihren Anfällen beſtändig ausgeſetzt; weswegen Moyſe zu ihnen ſagte; „beobachten wir die Verordnungen „unſerer Väter, ſo verſpreche ich euch vermittelſt „des Vertrauens, das ich auf Gott geſetzt habe, „daß die Feinde nicht nach Scete kommen wer„den; werden wir aber nachläßig, ſo wird die„ſe Stätte verwüſtet werden.„ Was er vorhergeſagt hatte, traf ein. Es riß nach und nach die Nachläſſigkeit in dieſer Einſiedeley ein, und Gott ließ der Wuth dieſer Völker den Zaum, den er bis daher angehalten hatte. Eines Tags, da ſich Moyſe mit ſieben Einſiedlern unterredete, ſagte er zu ihnen: „die Feinde werden heu„te in Scete einfallen; ergreifet demnach die „Flucht. Und du, mein Vater, ſagten ſie zu „ihm, willſt du nicht auch die Flucht ergreifen? „Er aber antwortete ihnen: ich warte ſchon lan„ge auf dieſen Tag, damit ich beſtätigen möge, „was Jeſus Chriſtus, mein Herr geſagt hat: „alle, die mit dem Schwerde zuſchlagen, ſollen „durch das Schwerd getödet werden.„ Er wollte ſagen, daß, da er vormals Mordthaten begangen hätte, er nach dem Worte Jeſu Chriſti nichts anders zu gewarten habe, als ſein Leben durch einen gewaltſamen Tod zu endigen. Die Brüder ſagten zu ihm: „wir wollen ebenfalls

„die

„die Flucht nicht ergreifen und mit dir ſterben.
„Ich bin hieran nicht Schuld, erwiederte der
„Heilige; ihr müßet wiſſen, was ihr zu thun
„habt.„ Indem ſie ſich alſo mit einander unterredeten, fielen die Feinde über ſie her, und brachten ſie alle, bis auf einen einzigen um, der ſich aus Furcht hinter Matten verkrochen hatte. Das war das Ende des heiligen Moyſe im 75. Jahre ſeines Alters und im Anfange des fünften Jahrhunderts.

23. Der herzhafte Peter Euſtachius.

Es brach am 23. November 1784. in dem Dorfe Sainte-Gemme, in dem Pfarrſpiele Maronval, eine Feuersbrunſt aus, welche vier Wohngebäude verzehrte, und welche ohne den heldenmäßigen Muth eines Winzers zu Cherisy, in dem Steueramte Dreux, Namens Peter Euſtachius, ſchreckliche Folgen hätte haben können. Dieſer herzhafte Mann gieng nach Sainte Gemme, ob er gleich eine halbe Meile davon wohnt, und that dem Fortgange des Feuers mit einer unglaublichen Unerſchrockenheit Einhalt. Es fehlte aber nicht viel, ſo wäre er ein Schlachtopfer ſeines Eifers geworden, indem er einen Augenblick unter einem Theile der in Brand gerathenen Gebäude begraben liegen mußte. Man zog ihn in einem Zuſtande unter dieſem

Schutthaufen hervor, in welchem man einigermaaßen an ſeinem Leben verzweifeln mußte.

Der Herr Intendant zu Paris, der von dem Muthe des Peter Euſtachius Nachricht erhielt, ertheilte ihm ein Geſchenk von 150. Livres. Und der Herr Generalcontroleur, dem man auch von dieſen Umſtänden Bericht gegeben hatte, gab nicht nur den Abſichten des Herrn Intendanten ſeinen Beyfall, ſondern dieſer Miniſter war auch der Meynung, daß dieſer Zug der Herzhaftigkeit öffentlich bekannt gemacht werden müßte.

24. Großmuth einer armen Spinnerin.

Folgende in verſchiedenen öffentlichen Schriften angeführte Begebenheit giebt deutlich zu erkennen, daß es in dieſem Leben wenig Umſtände gebe, bey denen man nicht Mittel finden ſollte, den Nothleidenden beyzuſtehen. Möchten doch diejenigen, die ihr reichliches Auskommen haben, nachdenken und unterſuchen, ob es ihnen unmöglich ſey, in dem Reichthume, der ihnen kaum für ihre Bedürfniſſe hinreichend zu ſeyn ſcheint, etwas Ueberflüßiges zu finden.

An verſchiedenen Orten in dem Churfürſtenthum Sachſen hat man im Gebrauche, von Zeit zu Zeit zur Unterſtützung der Armen Geld einzuſammlen. Die Aelteſten eines Pfarrſpiels, die dieſe Gelder einzuſammlen haben, ſind zugleich

dieſen

diejenigen, die ſie austheilen. Sie giengen eines Tages in der Abſicht zu einer alten Frau, ſie mit in das Verzeichniß der Nothleidenden einzuſchreiben, die ein Recht an die öffentliche Mildthätigkeit hatten. Sie ſaß an ihrem Rade in einer kleinen ſehr finſtern Stube, deren Geräthſchaften die Dürftigkeit derienigen, die ſie bewohnte, zu erkennen gaben. Nachdem ſie das Vorhaben des Kollektanten vernommen hatte, ſo gieng ſie, ohne das Geringſte zu ſagen, hinaus, und kam kurz darauf mit einem Stücke Geld wieder herein und ſagte zu ihnen: hier iſt ein ganzer Thaler, den ich eben geborgt habe. Ich konn ihn ſchon wieder geben, wenn ich aufgeſponnen habe. Mir ſind unglücklichere Leute bekannt; nehmet alſo dieſe geringe Beyſteuer an. Ich werde es niemals zugeben, daß mein Name in eurem Verzeichniße ſtehe, ſo lange ich noch einen Biſſen Brod verdienen kann und Kräfte genug habe, aus dem nächſten Brunnen Waſſer zu holen. Ich will nicht haben, daß man ſagen ſoll, ich hätte den Unvermögenden das Brod geſtohlen.

25. Zug

25. Zug der Uneigennützigkeit und Gewiſſenhaftigkeit.

Ein junger Menſch, Namens Saint-Johann-Z . . . . hört, daß einer ſeiner Anverwandten, der ſeit verſchiedenen Jahren bey dem Herrn . . . . in Dienſten geweſen, einen Diebſtahl begangen habe, der zu beträchtlich war, als daß er deswegen nicht bey den Gerichten hätte belanget werden müßen; und läuft ſogleich zu dem Herrn ſeines Anverwandten und bittet ihn fußfällig und mit Thränen, den Schuldigen nicht bey den Gerichten anzuklagen, biethet ihm ſeinen Beutel an, und erbiethet ſich, da in demſelben nicht ſo viel befindlich war, daß der gethane Schaden dadurch hätte vergütet werden können, ſo viel Jahre getreu zu dienen, als nöthig waren, den Diebſtahl ſeines Vetters gänzlich zu erſetzen. Dieſer Zug der Uneigennützigkeit, Großmuth und Gewiſſenhaftigkeit war fähig, Mitleiden zu erregen. Er hatte alſo auch die Wirkung, die er haben mußte. Der beſtohlne Herr nahm das Geld, das ihm angebothen wurde, nicht an, beobachtete das Stillſchweigen, und gab ſich Mühe, dem jungen Menſchen, der ſolche Geſinnungen von ſich blicken ließ, eine Bedienung zu verſchaffen.

26. Columbus, Sohn eines Wollkämmers.

Christoph Columbus wurde im Jahre 1442. zu Cogoretto, einer Stadt auf der Genueſiſchen Küſte geboren. Einige Seereiſen und das Aufſehen, welches damals die Unternehmungen der Portugieſen machten, verurſachten, daß er Luſt zu der Schiffahrt bekam. Er kam auf die Gedanken, es müße noch etwas Größeres ausgeführt werden können, als man bishero unternommen hatte, und zog blos aus der Betrachtung einer Landkarte von unſerer Halbkugel, oder aus einem über die Beſchaffenheit der Welt gemachten Vernunftſchluße, die Folge, es müße noch eine andere ſeyn. Er faßte den Entſchluß, ſie zu entdecken. Nachdem ihn Genua, ſein Vaterland, für einen Träumer angeſehen, und Johannes der II. König von Portugall, ſeine Dienſte ausgeſchlagen hatte, ſo gieng Columbus an den Spaniſchen Hof, an welchem ihm die Königin Iſabella drey Schiffe anvertrauete, nachdem er ſich vorher von dem gemeinen Volke zum öftern ſehr verächtlich hatte begegnen laſſen müßen. Es iſt ſo gar noch in Spanien eine alte Sage, welche zu erkennen giebt, daß, da Columbus mit der tiefſinnigen Mine, die er bey dem großen Vorhaben, das er im Sinne hatte, nothwendig haben mußte, durch die Gaſſen gegangen, die verſtändigſten Leute den Finger mitten auf die Stirn geleget, den Kopf

geſchüt-

geſchüttelt und bey dieſer Geberdung zu einander geſagt hätten, Columbus müßte im Kopfe nicht richtig ſeyn. Von den Kanariſchen Inſeln aus, vor welchen er ſich vor Anker legte, brachte er nur 33. Tage bis zur Entdeckung der erſten Amerikaniſchen Inſel im Jahre 1492. zu. In der Zeit dieſer kurzen Ueberfahrt murrete ſein Schiffsvolk einmal über das andere. Es gab ſo gar Leute darunter, welche ungeſcheuet ſagten, es wäre der kürzeſte Weg, dieſen Wagehals, der nichts zu verlieren hätte, in das Meer zu werfen, und ſie würden keine Verahtwortung davon haben, wenn ſie nur ſagten, er wäre über über dem Sterngucken hineingefallen. So bald aber ſeine Reiſegefährten auf der Inſel Guanahani, als einer von den Lucaiſchen, gelandet hatten; ſo riefen ſie dieſen Wagehals, den ſie ins Waſſer werfen wollten, zum Admiral und Vicekönig aus. Die über den Anblick dreyer Spaniſcher Schiffe in Schrecken gerathenen Einwohner der Inſel flohen auf das Gebürge. Columbus konnte nur einer Frau habhaft werden, welcher er Brod, Wein, Eingemachtes und einige Koſtbarkeiten geben ließ. Dieſe gute Begegnung veranlaßte die Wilden, wieder herbey zu kommen. Die Kaſtilianer gaben ihnen für Gold Dinge, die man in Europa nicht einmal von der Erde aufgehoben haben würde, zerbrochene irdene Töpfe, Stücke Glas und Porcellan. Der Cacique oder das Oberhaupt dieſer Inſulaner erlaubte ihnen auf der Inſel, welcher ſie den

Namen Hiſpaniola gegeben hatten, eine hölzerne Feſtung zu bauen. Columbus ließ acht und dreyßig von ſeinen Leuten auf derſelben und fuhr wieder nach Europa zurück. Ferdinandus und Iſabella empfiengen ihn, wie er es verdiente. Sie ließen ihn als einen Grand von Spanien ſich in ihrer Gegenwart niederſetzen und bedecken, ertheilten ihm und ſeiner ganzen Nachkommenſchaft den Adel, ernannten ihn zum Großadmiral und Vicekönig der neuen Welt, und ſchickten ihn im Jahre 1493. mit einer Flotte von 17. Schiffen wieder zurück. Er entdeckte neue Inſeln, nämlich die Caraibiſchen und Jamaika. Er hätte auf dieſer letzten Inſel Hungers ſterben müßen, wenn er nicht eine ſonderbare Liſt gebraucht hätte. Man hatte auf derſelben bald eine Mondfinſterniß. Er ließ alſo die benachbarten Wilden zu ſich kommen, hielt ihnen ihre Unbarmherzigkeit gegen ihn vor, drohete ihnen, daß ſie gar bald zu einem ſchrecklichen Beyſpiele der Rache des Gottes der Spanier würden dienen müßen, und ſagte ihnen vorher, daß noch dieſen Abend der Mond blutroth werden, ſich verfinſtern und ihnen ſeinen Schein entziehen würde. Die Finſterniß nahm wirklich einige Stunden darauf ihren Anfang. Die Wilden erſchracken, erhoben ein entſetzliches Geſchrey, fielen dem Columbus zu Fuße und ſchwuren ihm, ſie wollten ihn an nichts Mangel leiden laſſen. Columbus ließ ſich eine Zeit lang bitten, ſtellete ſich darauf beſänftiget an,

und

und verſprach ihnen, ſeinen Gott anzurufen, daß er den Mond wieder ſcheinen ließe. Er bekam eine kurze Zeit darauf wieder ſeinen Schein, und die Ungläubigen, die ihn ſchon für einen Menſchen von einer höhern Natur anſahen, ließen ſich bereden, daß er nach ſeinem Willen über Himmel und Erde zu gebiethen habe. Da er nach dieſer Entdeckung wieder zurückfuhr, ſo wurde er von einem grauſamen Sturme überfallen, und ſah mit den Seinigen nichts, als den Tod, vor ſich. Ob er nun alſo gleich von allen Schrecken des Todes umgeben war, ſo bedachte er doch nur, und bedauerte nur eine einzige Sache, daß nämlich die Frucht ſeiner Fahrten für die Menſchheit verloren ſeyn ſollte. Er geht alſo in ſein Zimmer und ſetzt ſchleunigſt unter den Brauſen des Sturms und dem Geſchrey des Schiffsvolks auf Pergament ein Tagebuch von ſeiner Schiffarth auf, wickelt es in Wachsleinwand, ſteckt es darauf in ein wächſernes Behältniß und wirft es in einem wohlverwahrten Faße ins Meer, und hoffte, daß der Himmel einen ſo koſtbaren Schatz erhalten und ihn auf einige Art zu Menſchen gelangen laſſen werde. Eben nach der Zurückkunſt von dieſer Fahrt im Jahre 1505. beſchämte er die Neider durch einen ſehr bekanntgewordenen artigen Einfall. Sie ſagten, es wäre nichts leichter, als ſeine Entdeckungen, bey welchen es auf eine kleine Verwegenheit und auf viel Glück angekommen wäre. Er verlangte von ihnen, ſie ſollten ein Ey auf ſeiner Spitze aufrecht

recht ſtehen laſſen, und da das kein einziger bewerkſtelligen konnte, ſo brach er die Spitze des Eys entzwey, drückte es ein wenig auf und ließ es alſo gerade ſtehen. Nichts war leichter, ſagten die Umſtehenden. — Ich zweifle nicht hieran, erwiederte Columbus, aber doch iſt Niemand auf dieſen Einfall gekommen, und eben ſo habe ich auch Indien entdeckt. Eben dieſe Neider hatten ihn bey Ferdinand und Iſabellen angeſchwärzet. Es wurden ihm bey ſeiner zweyten Reiſe auf ſeinen eigenen Schiffen Richter mitgegeben, die auf ſein Verhalten Achtung geben ſollten, und dieſe brachten ihn an Händen und Füßen geſchloſſen wieder mit zurück. Man hielt ihn vier Jahr auf, weil man entweder befürchtete, daß er das Entdeckte für ſich behalten möchte, wie ſeine Feinde hatten beybringen wollen, oder weil man ihm Zeit laſſen wollte, ſich zu rechtfertigen. Endlich hatte man ihn wieder in ſeine neue Welt geſchickt, und eben auf dieſer dritten Fahrt hatte er das feſte Land zehn Grade unter der Linie und die Küſte, auf die man Carthagena erbauet hat, entdeckt. Columbus endigte, nachdem er von dieſer letzten Reiſe zurückgekommen war, kurz darauf zu Valladolid im Jahre 1506. und vier und ſechzigſten ſeines Alters ein Leben, das mehr glänzend als glücklich war. Man hat ihm zu Genua eine Ehrenſäule errichtet. Das Wappen, das ihm Ferdinandus gegeben hatte, beſtand in einem ſilbernen und himmelblauen Meere, das auf der

Seite drey goldene Inſeln und oben darauf eine Weltkugel zum Helmſchmucke hatte. Ferdinand Columbus, ſein Sohn, hat das Leben ſeines Vaters beſchrieben, das von Cotolendi ins Franzöſiche überſetzt worden . . . .

Americus Veſpucius, ein Kaufmann von Florenz, hat die Ehre davon getragen, daß die neue Halbkugel der Welt nach ſeinem Namen genennet worden. Er behauptete, das feſte Land zuerſt entdeckt zu haben. Wäre es auch ausgemacht, daß er dieſe Entdeckung gemacht hätte, ſagt der Verfaſſer der allgemeinen Weltgeſchichte, ſo würde doch dieſe Ehre nicht ihm gebühren. Sie gehört unſtreitig demjenigen, der den Verſtand und Muth hatte, die erſte Reiſe zu unternehmen.

27. Rede eines Vaters an ſeine Kinder von dem Glücke des tugendhaften und von dem Unglücke des laſterhaften Menſchen.

Meine lieben Kinder!

Ein Menſch, der das Unglück gehabt hat, einen wichtigen Fehler zu begehen, wird unabläſſig von den Vorwürfen ſeines eigenen Gewiſſens gequälet; und würde er auch nur von dieſer Plage beunruhiget, ohne daß wir bey ihm

auch die Furcht voraussetzen, in Verhaft genommen und nach den menſchlichen Geſetzen beſtraft zu werden, ſo wäre er doch ſchon höchſt unglücklich. Die Verbrecher mögen prahlen, wie ſie wollen, daß ſie nichts von den Bißen eines böſen Gewiſſens empfänden; ſo können es doch die laſterhafteſten unter ihnen nicht weiter bringen, als daß ſie die Stimme des Gewiſſens betäuben; das müßen ſie alle eingeſtehen. Wie höchſt unglücklich muß nun nicht erſt ihr Zuſtand ſeyn, wenn zu dieſer innerlichen Quaal auch noch die beſtändige Unruhe, in Verhaft genommen, auf die Tortur, zur Leibesſtrafe und zum Tode gebracht zu werden, die entſetzliche Schmach kömmt, nach welcher ſie weder Unterſtützung, noch Troſt, noch Mitleiden zu hoffen haben, nach welcher ſie an ihres Gleichen nur noch gerechte Feinde erblicken, die ihren Untergang zu wünſchen haben, die im Namen der ganzen Gerechtigkeit ihre Beſtrafung zur Vergütung ihrer entſetzlichen Ausſchweifungen begehren? Können alle Güter, alle Schätze der ganzen Welt mit der beſtändigen Quaal eines Unglücklichen in Vergleichung geſetzt werden, dem wie einem andern Cain das Zeichen der Verwerfung an ſeiner Stirn geſchrieben ſteht, der nicht weiß, wo er ſein Haupt hinlegen ſoll, der, wenn er auch einige Augenblicke unter der Ermüdung und dem Schlafe erliegt, von fürchterlichen Träumen beunruhiget wird, dem ſeine Einbildung, die immer im Aufruhre iſt, nur Bilder von Verurtheilungen und Leibes-

ſtrafen

ſtrafen vorſtellt, der bey ſeinem Erwachen auch noch auf ſeinem Kopfküßen die ſchreckliche und nur allzuwahre Unruhe findet, daß er, was ihm geträumet hat, einmal würklich werde erfahren müßen, der bey jedem Schritte zittert, der ſich nicht unterſtehen darf, ſich Jemand anzuvertrauen, der bey dem Anblicke einer jeden menſchlichen Figur, die ſich ihm nähert, erblaßt, der ſich auch vor ſeinen Mitſchuldigen fürchtet, und der endlich eines ſo beſchwerlichen und unruhvollen Lebens überdrüßig wird, wider ſich ſelbſt in Wuth geräth, verzweifelt, aufhört, ſich in Acht zu nehmen, und endlich das Gefängniß, die Tortur und den Tod der Sklaverey vorzieht, in der er wegen der Biße und der Quaal ſeines Gewiſſens ſteckt . . . . Das iſt alſo Glückſeligkeit, nach welcher Unglückliche, die ſich von ihren Leidenſchaften und von ihrer böſen Begierde blenden laſſen, auf dem Wege des Laſters ſtreben.

Und nun, meine lieben Kinder, ſtellet euch das Gegentheil von allem vor, was ich von dem laſterhaften Menſchen geſagt habe, wann ihr die Glückſeligkeit des tugendhaften Mannes erkennen lernen wollet. Eine vollkommene Ruhe, eine vollkommene Stille, das iſt ſein Zuſtand. Er ſchläft im Frieden ein, bey ſeinem Erwachen findet er auch den Frieden wieder, ſeine Stirn iſt heiter, er ſieht alles, was um ihn iſt, mit Vergnügen an. Er erblickt an ſeinen Mitbürgern nur Brüder, die er liebt, und von denen er wie-

auch die Furcht vorausſetzen, in Verhaft genommen und nach den menſchlichen Geſetzen beſtraft zu werden, ſo wäre er doch ſchon höchſt unglücklich. Die Verbrecher mögen prahlen, wie ſie wollen, daß ſie nichts von den Bißen eines böſen Gewiſſens empfänden; ſo können es doch die laſterhafteſten unter ihnen nicht weiter bringen, als daß ſie die Stimme des Gewiſſens betäuben; das müßen ſie alle eingeſtehen. Wie höchſtunglücklich muß nun nicht erſt ihr Zuſtand ſeyn, wenn zu dieſer innerlichen Quaal auch noch die beſtändige Unruhe, in Verhaft genommen, auf die Tortur, zur Leibesſtrafe und zum Tode gebracht zu werden, die entſetzliche Schmach kömmt, nach welcher ſie weder Unterſtützung, noch Troſt, noch Mitleiden zu hoffen haben, nach welcher ſie an ihres Gleichen nur noch gerechte Feinde erblicken, die ihren Untergang zu wünſchen haben, die im Namen der ganzen Gerechtigkeit ihre Beſtrafung zur Vergütung ihrer entſetzlichen Ausſchweifungen begehren? Können alle Güter, alle Schätze der ganzen Welt mit der beſtändigen Quaal eines Unglücklichen in Vergleichung geſetzt werden, dem wie einem andern Cain das Zeichen der Verwerfung an ſeiner Stirn geſchrieben ſteht, der nicht weiß, wo er ſein Haupt hinlegen ſoll, der, wenn er auch einige Augenblicke unter der Ermüdung und dem Schlafe erliegt, von fürchterlichen Träumen beunruhiget wird, dem ſeine Einbildung, die immer im Aufruhre iſt, nur Bilder von Verurtheilungen und Leibes-

ſtrafen vorſtellt, der bey ſeinem Erwachen auch noch auf ſeinem Kopfküßen die ſchreckliche und nur allzuwahre Unruhe findet, daß er, was ihm geträumet hat, einmal würklich werde erfahren müßen, der bey jedem Schritte zittert, der ſich nicht unterſtehen darf, ſich Jemand anzuvertrauen, der bey dem Anblicke einer jeden menſchlichen Figur, die ſich ihm nähert, erblaßt, der ſich auch vor ſeinen Mitſchuldigen fürchtet, und der endlich eines ſo beſchwerlichen und unruhvollen Lebens überdrüßig wird, wider ſich ſelbſt in Wuth geräth, verzweifelt, aufhört, ſich in Acht zu nehmen, und endlich das Gefängniß, die Tortur und den Tod der Sklaverey vorzieht, in der er wegen der Biße und der Qvaal ſeines Gewiſſens ſteckt . . . . Das iſt alſo Glückſeligkeit, nach welcher Unglückliche, die ſich von ihren Leidenſchaften und von ihrer böſen Begierde blenden laſſen, auf dem Wege des Laſters ſtreben.

Und nun, meine lieben Kinder, ſtellet euch das Gegentheil von allem vor, was ich von dem laſterhaften Menſchen geſagt habe, wann ihr die Glückſeligkeit des tugendhaften Mannes erkennen lernen wollet. Eine vollkommene Ruhe, eine vollkommene Stille, das iſt ſein Zuſtand. Er ſchläft im Frieden ein, bey ſeinem Erwachen findet er auch den Frieden wieder, ſeine Stirn iſt heiter, er ſieht alles, was um ihn iſt, mit Vergnügen an. Er erblickt an ſeinen Mitbürgern nur Brüder, die er liebt, und von denen er wie-

der geliebet und verehret wird. Sie nehmen alle Antheil an ſeinem Glücke. Die Geſetze und ihre genaue Schärfe verurſachen ihm keine Furcht, denn ſie ſind nur zur Verſichrung ſeiner Ruhe gegeben. Ob er gleich arm iſt, ſo genießt er doch das Wenige, das er beſitzt, mit Vergnügen. Hat er auch Widerwärtigkeiten, Krankheiten und Unglücksfälle zu erdulden, ſo findet er doch an ſeinem eigenen Gewiſſen beſtändig einen wahren und treuen Freund, der ihn tröſtet und unterſtützt. Er liebet das Leben, das einem rechtſchaffenen Manne allezeit angenehm iſt, ſo unglücklich er auch der Zufälle wegen ſeyn mag, die nicht in ſeiner Gewalt ſtehen.

Ihr ſehet alſo, meine lieben Freunde, daß es eine ausgemachte Sache iſt, daß das ganze Glück des Menſchen hier in dieſer Welt auf den innerlichen Frieden des Gewiſſens ankömmt, das ein ſtrenger Richter iſt, der ſich durch nichts hintergehen läßt. Bey demſelben genießt man alles und erduldet alles; ohne denſelben aber genießt man nichts und erduldet nichts. Der Menſch hat alſo nur eine Sache zu thun, ſich nur einen Zweck zu ſetzen, er muß ſich nämlich vor allen Dingen ſein Gewiſſen zum Freunde machen. Iſt er nicht ein gebohrner Narr, ſo wird er leicht einſehen, daß allein hierauf ſein wahres Beſtes ankomme, ſeine Umſtände mögen nun beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen, und nichts wird ihn von der Erfüllung ſeiner Pflichten abbringen können.

28. Menalkas und Alexis.

Menalkas war alt. Er ließ ſchon Alters halber ſein achtzigjähriges Haupt hängen. Ein ſilberfarbenes Haar hieng ihm um ſeine Stirn. Sein weißer Bart gieng ihm bis auf die Bruſt, und er mußte ſeiner wankenden Füße wegen an einem Stabe gehen. Eben ſo wie der, welcher ſich nach der Arbeit eines ſchönen Sommertags vergnügt in den kühlen Schatten eines Baums legt und in Erwartung eines ſanften Schlafs den Göttern dankt, ſo hatte Menalkas ſeine übrigen Tage dem Dienſte der Unſterblichen und der Ruhe gewiedmet; denn er hatte gearbeitet und Gutes gethan, und erwartete alſo zukünftig die Ruhe des Grabes ſtille und heiter. Menalkas ſah, daß ſich der Segen über ſeine Kinder ausgebreitet hatte. Er hatte ihnen zahlreiche Heerden und reiche Viehweide verſchafft. Sie hegten alſo auch alle eine liebreiche Sorgfalt für ihn und bemühten ſich um die Wette, ihm ſeine alten Tage angenehm zu machen, und ihm die Mühe zu vergüten, die er in ihrer Jugend an ſie gewendet hatte. Denn das iſt eine Pflicht, welche die Götter nie unbelohnt gelaſſen haben. Oft ſetzte er ſich vor ſeine Hütte an die angenehme Sonnenwärme und betrachtete ſeine ſorgfältig gebaueten Gärten und in einem unüberſehlichen Umfange ſeine mühſam beſtellten und reichlich tragenden Aecker. Er nöthigte die Vorübergehenden mit einer freundlichen und ein-

nehmenden Mine, bey ihm ſtehen zu bleiben. Er hörte die Neuigkeiten in der Nachbarſchaft noch mit großer Theilnehmung an und freuete ſich, wenn er von einem Ausländer von den Sitten und Gebräuchen entfernter Länder hören konnte.

Seine Kindeskinder, die in ſeinen alten Tagen ſein angenehmſter Zeitvertreib waren, kamen und hüpften um ihn herum. Er ordnete ihre Spiele an, ſchlichtete ihre kleinen Händel und gewöhnte ſie gegen Menſchen und gegen das kleinſte Thier gut, gefällig und mitleidig zu ſeyn. Bey den verſchiedenen Spielen, die er ſie lehrte, miſchte er immer eine einfältige und rührende Lehre ein. Er machte ihnen ihre Spielſachen ſelbſt. Sie liefen beſtändig zu ihm hin und ſchrien . . . o! mache uns noch das . . . und darnach noch das . . . Wenn ſie es erhalten hatten, ſo fielen ſie ihm um den Hals, hüpfeten für Freuden, und der Greis lächelte, wenn ſie recht vergnügt waren. Er lehrte ſie das Rohr zu ſchneiden, und Flöten und Schalmeyen daraus zu machen, auch lehrte er ſie die Geſänge, die ſie den Schafen und Ziegen auf der Weide, und auch bey dem Eintreiben ſingen mußten. Er ſetzte ihnen Lieder auf, welche die kleinen ſangen und die größern die Flöte dazu blieſen. Bisweilen erzählte er ihnen auch eine merkwürdige Geſchichte. Man ſah ſie alsdenn alle mit halbaufgeſperrten Mäulern und mit an ſeinen Lippen

hangenden Augen auf der Erde oder der Thürſchwelle ſitzen.

Eines Tags, da er ſich vor ſeine Hausthür geſetzt hatte und ſich an der Morgenſonne wärmen wollte, befand ſich ſein Enkel Alexis allein bey ihm. Der ſchöne junge Menſch war nur erſt dreyzehen Jahr alt. Auf ſeinen Wangen blüheten die Roſen der muntern Jugend und der Geſundheit, und ſeine Haare hiengen in goldgelben Locken um ſein Haupt. Der Greis unterredete ſich mit ihm von der Glückſeligkeit, den Menſchen Gutes zu thun und den Dürftigen beyzuſtehen. Er ſagte zu ihm: es iſt kein einziges Vergnügen ſo groß, als das man nach einer guten Handlung empfindet. Der glänzende Aufgang der Morgenröthe, der angenehme Untergang der Sonne, der durch die dunkeln Schleyer der Nacht hindurchdringende Mond, erfüllen unſer Herz mit einer ergötzenden Empfindung; aber die Empfindung, die uns die Wohlthätigkeit einflößt . . . . o mein Sohn, iſt noch weit ergötzender. Thränen der Freude und der herzlichen Liebe benetzten die Wangen des jungen Alexis. Der Greis erblickte ſie mit Entzücken . . . Du weineſt, mein Sohn, ſagte er zu ihm, und ſah ihn mit liebevollen Augen an, meine Reden allein können dieſe gewaltige Wirkung nicht gehabt haben. Es muß etwas in deinem Herzen vorgehen, das ihnen dieſe Kraft giebt.

Alexis trocknete die Thränen von ſeinen Roſenwangen ab, aber es traten ihm immer wieder neue

neue in die Augen. Ach! ich ſehe es ein, ja ich ſehe es ein, daß nichts ſo iſt, als wenn man Gutes thut.

Menalkas wurde wehmüthig, ſchloß die Hand des jungen Menſchen in die ſeinige und ſagte zu ihm: ich ſehe es dir im Geſichte an, ich nehme an deinen Augen wahr, daß deine Seele gerührt iſt, und daß ſie nicht etwa nur durch das, was ich dir anjetzt geſagt habe, gerührt worden iſt.

Der junge Schäfer wurde beſtürzt und wendete ſeine Augen weg. Sind deine Reden nicht rührend genug, daß ſich nicht davon ein ſanfter Thränenthau ſollte über meine Wangen ergießen können?

Ich ſehe wohl, mein Sohn, antwortete ihm Menalkas, ich ſehe wohl, daß du mir, und zwar vielleicht das erſte mal, etwas zu verbergen ſuchſt, das dein Herz in Bewegung ſetzt, das du ſchon auf deinen Lippen haſt.

Wohlan denn, ſagte Alexis und hielt ſeine Thränen zurück, ich will dir alles erzählen; ohne dich aber würde ich es ewig in meinem Herzen verborgen gehalten haben. Denn habe ich es nicht von dir ſelbſt gehört? Derjenige, der ſich des Guten, das er gethan hat, rühmt, iſt nur halb gut. Das war die Urſache, warum ich vor dir verbergen wollte, was mein Herz in Bewegung ſetzt; was mich zu meinem großen Ergötzen überzeugt, daß das Vergnügen Gutes zu thun die ſüßeſte Empfindung des Lebens ſey. Es hatte ſich eines von unſern Schafen verlaufen.

ſen. Ich wollte es auf dem Berge ſuchen und hörte da eine ſeufzende Stimme. Ich ſchlich mich auf die Gegend zu, wo die Stimme herkam, und erblickte einen Mann. Er nahm eine ſchwere Bürde von ſeinen Schultern und legte ſie mit Seufzen auf die Erde. „Ich kann „nicht, nein, ſagte er, ich kann nicht weiter fort„kommen. Was für ein kummervolles Leben „habe ich! Ein blutſaures und trauriges Stück „Brod iſt es alles, was ich von meiner Arbeit „habe. Schon einige Stunden gehe ich mit „dieſer Laſt, die mich zu Boden drückt, in dem „heißen Mittage irre, und finde nicht einmal ei„ne Quelle, aus der ich meinen Durſt löſchen „könnte, nicht einmal einen Baum, auch nicht „einmal eine Staude, mit deren Frucht ich mich „laben könnte. O Götter! ich erblicke nichts „um mich her, als ſchreckliche Wüſteneyen, auch „nicht einmal einen Fußſteig, auf dem ich zu „meiner Hütte kommen könnte, und meine wan„kenden Knie wollen mich nicht weiter tragen . . . „Und gleichwohl murre ich nicht, o ihr Götter! „ihr habt mir jederzeit beygeſtanden.„ Indem „er ſo ſeufzete, legte er ſich ſchmachtend auf ſeine Bürde. Hierauf lief ich, ohne von ihm geſehen zu werden, aus Leibeskräften auf unſere Hütte zu, füllete geſchwind einen Korb mit gedörrten und neuen Früchten, goß meine größte Flaſche voll Milch und gieng auf das geſchwindeſte wieder auf den Berg, und traf dieſen Unglücklichen noch an. Er genoß damals einen recht ſanften Schlaf. Ich näherte mich ihm ſacht,

ſacht, ganz ſacht, ſetzte den Korb und die mit Milch gefüllte Flaſche neben ihn und verſteckte mich in dem Gebüſche. Er wachte gar bald wieder auf. Er ſah auf ſeine Bürde und ſagte: was für eine ſüße Erquickung giebt nicht der Schlaf! Nunmehr will ich ſehen, wie ich dich weiter fortſchleppe. Haſt du mir nicht gedient, mein Haupt auf dich zu legen? Vielleicht werden die Götter meine Schritte leiten, daß ich bald das Rieſeln einer Quelle höre, oder daß ich zu einer Hütte komme, deren freundſchaftlicher Beſitzer mich aufnimmt. Eben da er die Bürde wieder auf ſeine Schultern nehmen wollte, erblickte er die Flaſche und den Korb. Er läßt die Laſt wieder von ſeinen Armen fallen .... Gott! was ſeh ich? rief er aus. Ach! das Bedürfniß, das mich quält, hintergeht meine Sinnen. Ich träume ohne Zweifel, und wenn ich aufwache, ſo wird alles verſchwunden ſeyn; doch nein, ich wache ja. Götter! das iſt kein Traum. Er ſtreckt die Hand nach den Früchten aus. Ich wache. Was für eine Gottheit, o! was für eine gnädige Gottheit hat dieſes Wunder gethan! Dir gieße ich die erſten Tropfen von dieſer Milch aus, dir weihe ich dieſe beyden Aepfel, welches die ſchönſten im Korbe ſind. Nimm, ach! nimm das Gelübde meiner Dankbarkeit gnädig an ..! Du ſiehſt, daß meine Seele davon durchdrungen iſt. Bey dieſen Worten ſetzte er ſich, aß und vergoß Thränen der Freude. Nachdem er ſich gelabet hatte, ſtand er auf und dankte Gott nochmals, der ſo gnädig

für ihn ſorgte. Wo, ſagte er, ſollten die Götter einen wohlthätigen Sterblichen hierher geführet haben? Warum ſoll ich ihn nicht ſehen und umarmen? Wo biſt du? damit ich dir danken, damit ich dich ſegnen kann! Gott! ſegne ihn! ſegne den groſsmüthigen Menſchen und die Seinigen und alles, was ihm lieb iſt. Ich habe ſatt, und will dieſe Früchte mitnehmen. Meine Frau und meine Kinder ſollen auch davon zu eſſen bekommen und meinen unbekannten Wohlthäter mit mir ſegnen. Er gieng fort und ich weinte für Freuden. Ich lief indeßen durch das Gebüſche, um ihm zuvor zu kommen, und ſetzte mich an den Weg, wo er vorbey gehen mußte. Er kam, grüßte mich und ſetzte ſich zu mir: höre, mein Sohn, haſt du Niemand eine Flaſche und einen Korb mit Früchten auf dieſes Gebürge tragen ſehen? . . . . Nein, ich habe Niemand eine Flaſche und einen Korb mit Früchten auf den Berg tragen ſehen. Aber, ſagte ich zu ihm, wie biſt du in dieſe Wüſteney gekommen? du haſt dich gewiß verirret, denn es geht gar kein Weg hierher . . . Ach! freylich, mein Kind, habe ich mich zum Unglücke verirret; und hätte mich nicht eine wohlthätige Gottheit, (ach! iſt es ein Sterblicher, ſo werden ihn die Götter dafür ſegnen,) hätte mich nicht eine wohlthätige Gottheit gerettet, ſo hätte ich auf dieſen Bergen Hungers und Durſts ſterben müßen . . . laß mich dir alſo den Weg zeigen! laß mich deine Bürde tragen, ſo kannſt du mir deſto leichter nachgehen. Nachdem er ſich lange geweigert hat.

hatte, ſo gab er mir die Bürde, und ich brachte ihn auf den Weg, der in ſein Dorf geht. Das iſt es, lieber Vater, worüber ich noch für Freuden weinen muß. Was ich gethan habe, hat mich wenig Mühe gekoſtet; und ſo oft ich mich deßen erinnere, ſo iſt mir dieſe Erinnerung ſo angenehm, als die reine Morgenluft. Wie glücklich muß ſich alſo der Menſch ſchätzen können, der viel Gutes gethan hat!

Der Greis umarmte den jungen Menſchen mit dem ſüßeſten Entzücken. Ach! nunmehro will ich gerne ſterben, weil ich die Wohlthätigkeit und Gottesfurcht in meiner Hütte laſſe!

29. Zug kindlicher Liebe.

Die Einwohner zu Sacy in Niederbourgogne ſind ſehr arbeitſam. Unter dieſen befand ſich ein Greis, Namens Johann Dumont, der einen Stiefſohn und zwey leibliche Söhne, Namens Paſchalis, Stephan und Milo oder Edmund, hatte. Johann Dumont hatte an den Nachwehen eines gebrochenen und übel wieder eingerichteten Beins viel auszuſtehen; dieſer Mann war aber ſo arbeitſam, daß er ſeinen Pflug ſelbſt regierte, an deßen Gabel er ſich unter dem Ackern anhielt, und auf eben dieſe Art auch die Arbeit im Weinberge verrichtete. Er

ließ

ließ ſich auf einem von ſeinen Ackerpferden in denſelben führen, und kroch unter der Arbeit mit der Spitzhaue, einer Art eines krummen Werkzeugs, deßen man ſich in dieſem Lande bedient, immer fort. Und ſo erreichte er ein ſehr hohes Alter; wurde aber in demſelben zur Arbeit unvermögend. Sein Stiefſohn Paſchalis hegte eine herzliche Liebe für Johann Dumont, er war aber arm und hatte viele Kinder, und ſeine Zeit war alle eingetheilt. Und doch wollte dieſes vortreffliche Herz ſeinem Stiefvater gerne Nutzen ſchaffen. Er überrechnete alſo, wie vielen Schlaf er nothwendig haben müßte, wenn er beym Leben bleiben wollte; fand, daß drey Stunden zulänglich wären, und arbeitete alſo in der Nacht für den Greis. Er bearbeitete ihm ſeine Weinberge, ſchnitt ihm ſein Getraide, und ſpannete in der Nacht bey Mondenſchein ſeine Kühe an, da indeßen ſeine Pferde ruhen konnten, und beſtellete ihm ſein Feld. Es wurde es eine lange Zeit Niemand im Dorfe gewahr. Johann Dumont wußte es ſelbſt nicht, und ſagte, ſein guter Engel beſtellete ihm ſeine Aecker und Weinberge in der Nacht. Nur Edmund R·ſtif, eben derjenige, deßen Lebensbeſchreibung unter dem Titel: das Leben meines Vaters, gedruckt worden, wurde es gewahr. Er gieng einmal von ſeiner Zurückkunft über Nitry unten an einem Weinberge Johann Dumonts vorüber. Er hört, daß die Erde bey Mondenſchein umgegraben wird, nähert ſich leiſe und ſieht, daß

Paſchalis die Winterarbeit verrichtet. — Ey! es iſt ja ſehr ſpät, Paſchalis! „O Herr Reti! „es wäre Schade, wenn man den ſchönen Mondenſchein ſo unbenutzt vorbey gehen laſſen wollte!„ Edmund Reſtif ſah auf einmal das ganze ſchöne Verhalten des Paſchalis ein. — Mein guter Burſch, ſagte er zu ihm, du haſt Kinder und wirſt dich um das Leben bringen. —„ O! „nein! ich habe das ſchon vier Jahr gethan, und „bin ganz geſund . . . aber es iſt nun wohl „Zeit, daß ich nach Hauſe gehe„; und ſie giengen darauf mit einander fort.

Edmund fragte den Paſchalis, und dieſer rechtſchaffene Bauersmann antwortete ihm Folgendes.

Ihr wiſſet, daß Johann Dumont meine Mutter, die Wittwe eures Pathen Paſchalis Berthiers, meines armen Vaters . . . . dem Gott Ruhe und Barmherzigkeit verleihen wolle . . . . . geheurathet hat. Meine Schweſter Franciſca und ich waren noch ganz klein. Unſere Mutter hatte ſo zu ſagen nichts, und er hatte Aecker und Weinberge, und ſagte zu ihr: ich will euch heurathen, damit eure Kinder Brod haben mögen, und er hat uns Brod geſchafft. Meine Mutter ſagte zu uns: habt den Johann Dumont ja recht lieb, der Vatersſtelle an euch vertritt; und ich ſagte: ja, liebe Mutter. Er hat gearbeitet, ſo lange er konnte; er hat uns eben ſo ſehr, ja noch mehr, als ſeine beyden leib-

lichen Kinder, lieb gehabt. Ich ſah das in meiner Jugend, und daß Johann Dumont gebrechlich war, und ſagte bey mir ſelbſt: „wenn „ich groß werde, und Johann Dumont alt „wird, ſo will ich an ihm eben das thun, was „er an meiner Mutter, an mir und meiner „Schweſter gethan hat, da ich noch klein war.„ Ihr ſehet alſo, daß es meine Schuldigkeit iſt, da beſonders ſeine beyden Söhne ſchwächlich ſind. Ich war unvermögend, und er arbeitete für mich, er iſt nunmehr unvermögend und ich arbeite für ihn. Ich ſchlafe drey Stunden, und das iſt genug. Ich entziehe mir den Schlaf, der der meinige iſt, und wende ihn an ihn, und nehme dadurch meiner Frau und meinen Kindern nichts.

Edmund ſpürte bey Anhörung des Paſchalis, daß ihm die Augen übergiengen. Da er zu reden aufgehört hatte, drückte er ihm die Hand und rief aus: „o was für eine gute neue „Zeitung habe ich dem guten Christoph Berthier, deinem Großvater, da droben von ſei„nem Enkel zu bringen! Gehe hin, würdiger „Sohn, Gott wird dich ſegnen.„ Und Gott ſegnete auch den Paſchalis. Er hatte ſein reichliches Auskommen.

30. Lehrreiche Sprüche.

1. An was für einer Probe kann man die wahren Ergötzlichkeiten von den falſchen unterſcheiden? Jene laſſen einen gewiſſen lieblichen Geruch, etwas Wohlriechendes, das nicht vergeht, in der Seele zurück; dieſe aber hat man kaum genoßen, ſo ſind ſie auch wieder vergeſſen, oder denkt man auch wieder an ſie, ſo geſchieht es doch mit einer unangenehmen Wiedererinnerung.

2. Bey einer großgemachten Tugend fehlt nicht viel, daß ſie nicht einem Laſter ähnlich werden ſollte.

3. Wenn ſich die Unwiſſenheit auch auf das Herz erſtreckt, ſo hat ſie alsdenn die ganze Stärke ihrer dummen Blindheit erreicht. Die Unwiſſenheit iſt meiſtentheils im Begriffe, Böſes zu thun.

4. Es iſt nicht möglich, daß man richtige Einſichten haben, und die Tugend nicht lieben und ausüben ſollte.

5. Wer die Ordnung liebt, wird tugendhaften Geſchöpfen zum Muſter dienen können.

6. Der gefährlichſte Zeitpunkt der Krankheit iſt, wenn man ſein Uebel nicht mehr fühlt. Wer das Laſter ohne Gewiſſensbiße begehen kann, wird ſchwerlich wieder tugendhaft.

7. Die

7. Die Religion iſt der erſte Zaum des Menſchen, die Klugheit nur der Zweyte.

8. Es findet kein Ruhm ohne Tugenden ſtatt, aber viele Tugenden ohne Ruhme.

9. Du beſchwereſt die Altäre mit Räuchwerke und wohlriechenden Dingen. Bringe Gott ein reines Herz, das wird ihm das angenehmſte Opfer ſeyn.

10. Die Vorſicht darf ſich nicht auf die gewöhnlichen Bedürfniße einſchränken. Du mußt dir zu zufälligen Bedürfnißen etwas zurücklegen, welche oft plößlich kommen können.

11. Und die mitleidige Liebe ſollte dich nicht antreiben, einen Theil von deinem Vermögen zur Unterſtüßung der Dürftigen, die deine Brüder ſind, zurückzulegen? Wer ſeine Ohren vor dem Schreyen der Nothleidenden verſtopft, wird auch ſchreyen, aber nicht gehöret werden.

12. Der Arme ſeßt ſeine Hoffnung auf dich. Machſt du ihm vergebliche Hoffnung, mit welchem Rechte kannſt du dein Vertrauen auf die Güte Gottes ſeßen? Den Armen beiſtehen heißt dem Herrn mit Wucher leihen.

December.

1. Rede von der Göttlichkeit der chriſtlichen Religion.

Die chriſtliche Religion beſteht in einer heiligen Gemeinſchaft zwiſchen Gott und dem Menſchen, von welcher Jeſus Chriſtus das Band, die Heiligung des Menſchen die Frucht, und das ewige Leben der letzte Zweck iſt. Unſere heilige Religion iſt ein koſtbares Erbe, das wir von unſern Vorfahren empfangen haben, ſo wie ſie es ſelbſt von Gott empfangen hatten. Uns kömmt es zu, es zu bewahren und mit Ehren zu vertheidigen. Eine Standesperſon ſieht die erſten Urkunden ihres Adels und des Alterthums ihres Hauſes immer mit einem neuen Vergnügen wieder. Wir dürfen alſo auch gegen die Beweiſe, die unſere heilige Religion beſtätigen und ihre Gröſse und Göttlichkeit feſt ſetzen, nicht gleichgültig ſeyn.

Man ſieht, dem Himmel ſey Dank, noch eine gewiſſe Anzahl Chriſten, welche die Wohlthaten Gottes erkennen, und nichts unterlaſſen, die erhabene und rühmliche Würde, mit der ſie beehret ſind, zu behaupten. Da ſie von Ehrfurcht für die Religion durchdrungen ſind, ſo laſſen ſie ſich dieſelbe zu einer Vorſchrift ihres

Verhaltens dienen, und erfüllen ihre Pflichten mit der größten Erbauung. Es iſt aber doch auch nicht zu leugnen, daß in unſerm Jahrhunderte viele von ſolchen Leuten aufgeſtanden ſind, die mit ihrem verblendeten Verſtande und durch die Leidenſchaften verderbtem Herzen der Religion die tiefſten Wunden geſchlagen haben. Nichts iſt, das die Ruchloſigkeit nicht unternommen haben ſollte, ſie über den Haufen zu werfen. Der Gehorſam gegen unbegreifliche Wahrheiten, den ſie verlangt und die Aufopferungen, die ſie erfordert, machen den Stolz und die Habſucht aufrühriſch; und eben das iſt die Quelle der ungereimteſten Lehrgebäude.

Man ſucht ſich eher zu betäuben, als Licht zu erhalten. Das Spielen, die Schauſpiele, die Romane und die menſchlichen Wiſſenſchaften nehmen alle Zeit weg, und es bleibt keine dazu übrig, daß man dem Nothwendigſten, das man wiſſen muß, nachdächte. Man will von dem zukünftigen Leben nichts wiſſen, eben als ob man die unſelige Ewigkeit dadurch, daß man die Augen von ihr wegwendet, vernichten könnte. Je größer das Uebel iſt, deſto mehr müßen junge Leute in den Stand geſetzt werden, ihren Glauben zu bewahren, welcher der koſtbarſte unter allen Schätzen iſt.

Es iſt eine große Menge Schriften verfertiget worden, in welchen die Beweiſe des Chriſtenthums in ein ſo helles Licht geſetzt worden ſind, daß man, wenn man nicht mit ſehenden

Augen blind ſeyn will, wahrnehmen muß, daß es einen göttlichen Urſprung habe. Diejenigen, welche angeführet werden ſollen, werden im Stande ſeyn, die heilſamſten Eindrücke zu machen; wenn es dem Herrn, dem es allein zukömmt, die Gemüther zu erleuchten und die Herzen zu rühren, gefällig iſt, ſeinen Segen dazu zu geben.

2. Urſprung der chriſtlichen Religion.

Jemehr man über die chriſtliche Religion nachdenkt, deſto mehr entdeckt man an ihr Merkmaale der Größe und der Weisheit, welche hinreißen, einnehmen, und das Herz mit Liebe und den Verſtand mit Bewunderung durchdringen. Sie beſteht ſeit undenklichen Zeiten. Sie hat mit der Welt einen und denſelben Urſprung. Der erſte Menſch iſt auch der erſte Chriſt. Der Glaube an einen Heiland, der aus ihrer Verheiſſung entſtand, iſt auf dem Erdboden nie zuſchanden geworden. Die an einander hangende Reihe von Jüngern erſtreckt ſich von Adam bis zu uns. Die Ankunft dieſes Heilandes hat keine neue Religion verurſachet, ſondern ſie hat nur das Siegel der Vollkommenheit auf die alte gedruckt. Giebt es eine Religion, die, wie die chriſtliche, bis zum Urſprunge des menſchlichen Geſchlechts zurückgehen ſollte?

Die

Die Erde war mit Miſſethaten beflecket. Die von ihren Leidenſchaften hingerißenen Menſchen hatten auch ſo gar den Begriff von einem wahren Gott verloren. Die klügſten Völker bethen auch ſo gar die ſchlechteſten Thiere an, als man vor achtzehen Jahrhunderten in einem Lande, deßen Name Judäa iſt, einen Mann auftreten ſah, dergleichen man noch nicht geſehen hatte. Was für eine erhabene Heiligkeit zeigte ſich nicht in ſeinem Leben! was für eine Reinigkeit in ſeinen Sitten! was für Güte in ſeinen Gemüthseigenſchaften! was für eine Verleugnung der irrdiſchen Güter! was für ein Eifer für die Ehre Gottes! Es war kein Laſter, von dem er nicht frey geweſen wäre, keine Tugend, die er nicht im höchſten Grade beſeſſen hätte.

Das Alterthum hat unter ſeinen Weiſen nichts ſo Großes, unter ſeinen Helden nichs ſo Erhabenes aufzuweiſen. Er thut ſeinen Mund nur auf, die Menſchen von ihren Pflichten zu unterrichten, er ſtreckt ſeine Hand nur aus, Gutes zu thun, ſeine Augen ſehen ſich nur nach Unglücklichen um. Läßt er ſich ſehen, ſo geſchieht es, um Segen zu verbreiten, und verbirgt er ſich, ſo geſchieht es, um Kronen auszuſchlagen. Er bringt ſeine Nächte im Gebethe, ſeine Tage in der Arbeit zu. Er erzeigt ſich allein wider das Laſter voller Unwillen, ſtill, wenn er gemißhandelt wird, erhaben über die Verleumdung durch die Ueberzeugung von ſeiner Unſchuld, und höher als alles in einer wundervollen Standhaftigkeit.

Dieſer außerordentliche Mann nennt ſich Gottes Sohn und Gott ſelbſt. Er giebt alle Beweiſe, die man hiervon verlangen kann. Es wird den Menſchen ſeit 4000. Jahren ein Heiland verſprochen, und eben das iſt der verheißene Meſſias. Er zeigt die Erfüllung der Propheten durch ſeine Werke und in ſeiner Perſon. Er übet eine unumſchränkte Gewalt über die ganze Natur aus, er gebiethet den Winden und dem Meere. Der Saum ſeiner Kleider macht die Kranken geſund, vor ſeiner Stimme zittern die Teufel, die Brode vervielfältigen ſich; die Blinden, die Stummen, die Tauben erſtaunen, daß ſie ſehen, hören und reden können; die Lahmen gehen, die Toden ſtehen auf. Dieſer Menſch, welcher Gott iſt, kündigt an, er wolle den Himmel und die Erde verſöhnen und zur Büßung der Sünden der Menſchen ſein Blut vergießen. Er ſtirbt und ſteht wieder auf.

Und hier befinden wir uns nun vor der Wiege des enthülleten Chriſtenthums. Ehe Jeſus Chriſtus gen Himmel fährt, verſammlet er ſeine Jünger auf einem Berge; und eben hier empfangen ſeine erſten Chriſten, deren mehr, denn fünf hundert waren, das letzte Lebewohl von ihrem Herrn, Stifter und Haupte. Er allein iſt unter den Menſchen berechtiget geweſen, zu ſagen: ich bin der Sohn Gottes, mein Vater und ich ſind nur eins, ich habe alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Ich ſende euch, wie mich mein Vater geſendet hat; ich wer-

de bey euch ſeyn, bis an das Ende der Welt. Was für eine Sprache, was für eine Geſchichte hat je dergleichen Entwickelung gehabt! Jeſus ſegnet die Verſammlung, erhebt ſich mitten in die Luft, fährt gen Himmel und verſchwindet. Das iſt die Anrichtung der chriſtlichen Religion, das iſt die Gründung der Kirche.

3. Fortpflanzung der chriſtlichen Religion.

Die unerhörte Geſchwindigkeit, mit welcher ſich die chriſtliche Religion ausgebreitet hat, iſt eines von den Merkmaalen, welche ihre Göttlichkeit noch mehr beweiſen. Jeſus Chriſtus hatte verkündiget, er wollte, wenn er von der Erde erhöhet werden, das iſt, wenn er an das Kreuz geſchlagen worden ſeyn würde, alles zu ſich ziehen. Joh. 12, 32. Die Apoſtel hatten ihren Lauf noch nicht vollendet, und der heilige Paulus ſagte doch ſchon zu den Römern, ihr Glaube wäre in der ganzen Welt bekannt. Röm. 1, 8. Eine beſtändig fortgepflanzte Nachricht ſagt uns, es habe der heilige Thomas das Evangelium in Indien und die übrigen in den übrigen entfernten Ländern geprediget. Nichts iſt gegründeter, als die Zueignung, welche der h. Paulus auf die Apoſtel von der Stelle des Pſalmiſten macht; es iſt in alle Lande ausgegangen

gangen ihr Schall und bis an das Ende der Welt ihre Worte. Röm. 10, 18. Pſ. 18, 5.

In nicht gar einem halben Jahrhunderte und durch den Dienſt, den zwölf arme Fiſcher leiſteten, bekam der ganze Erdboden eine andere Geſtalt. Die Jüdenſchule geräth in Erſtaunen, die Opfer der Böcke und der Stiere hören auf, der Tempel zu Jeruſalem wird verbrannt, das Heydenthum wird erſchüttert, ſeine Götterſprüche ſchweigen und ſeine unreinen Geheimniße werden ausgerottet. Satan, der in den Geſtirnen ſeine Wohnung aufgeſchlagen hatte, und ſich in denſelben anbethen ließ, wird wie ein Bliz aus denſelben geſtürzet und in die Abgründe verbannet. Seine Tempel werden zugeſchloßen oder zerſtöhrt, ſeine Altäre über den Haufen geworfen und ſeine Ehrenſäulen zu Staube gemacht. Die Erkenntniß des wahren Gottes und der erhabenſten Wahrheiten tritt an die Stelle unzählicher ſchmeichelhafter und eingewurzelter Irrthümer. Es entſteht ein neues Volk und das von den Propheten ſo hochgerühmte neue Opfer fängt an, in der ganzen Welt eingeführt zu werden.

Kurz, die chriſtliche Religion, die den Sinnen und Leidenſchaften nicht im Geringſten ſchmeichelt, die für das gegenwärtige Leben nichts als Kreuz und Verfolgungen verſpricht, wird eingeführet, ausgebreitet und beſtätiget. Hier wurde weder Beredſamkeit, noch Anſehen, noch Reichthum, noch menſchliche Wiſſenſchaft erfordert. Man wendete weder Gewalt, noch Staats-

Klug-

Klugheit, noch Kunſtgriffe an. Man predigte die Wahrheit und litt für dieſelbe, und ihre Feinde wurden überwunden. Die vornehmſte Erinnerung, welche die Jünger Jeſu Chriſti bekamen, war dieſe, daß man ſie wie Lämmer mitten unter die Wölfe ſende. Sie faßten ſie ſo wohl, daß ſie ſich ohne den geringſten Widerſtand als unſchuldige Schlachtopfer erwürgen ließen. Die mahometaniſche Religion wurde nur durch Eroberungen und durch die Waffen, die Ketzerey nur durch Aufruhr wider die rechtmäßige Obrigkeit eingeführt; das Geſetz Jeſu Chriſti aber iſt allein durch die Gedult, durch die Leiden und durch die Demuth beſtätiget worden.

Umſonſt erfanden die Kaiſer alle Tage wider die Gläubigen Arten des Todes, die der Natur unbekannt waren. Umſonſt errichtete man dem Diocletianus, als einem Zerſtöhrer des Chriſtenthums, Siegeszeichen, um ihm zu ſchmeicheln und ſeine Wuth anzureizen. Der Glaube bleibt mitten unter ſo vielen Prüfungen unerſchütterlich. Jedes Bekenntniß koſtete der Religion einen Blutzeugen, aber jeder Blutzeuge gewährte ihr auch einen Haufen Bekenner. *Sanguis martyrum*, ſagt Tertullian, *ſemen chriſtianorum.* Das Blut der Märtyrer iſt ein Saame der Chriſten. Das Licht des Evangelii bekam unter dem Marterthum ſeinen Schein, ſo wie die Fackeln der Soldaten des Gedeons an zu ſcheinen fiengen, nachdem die irrdenen

Ge-

Gefäße, in denen ſie ſie hatten, zerbrochen worden waren. Die Kraft des Evangelii, die durch den Schall der Trompeten des Gedeons abgebildet worden, jagte alle Mächte der Finſterniß in die Flucht.

Denn da die Götzendiener ſahen, daß ſie an dem Chriſtenthume eine unerſchütterliche Standhaftigkeit verfolgten, ſo empfanden ſie einen Trieb, den Grund einer ſolchen Religion zu unterſuchen, die mit ſo vielem Eifer geprediget, mit ſo vieler Stärke vertheidiget und mit ſo vieler Zuverſicht, auch mit Gefahr der grauſamſten Martern und des Todes bekennet wurde. Die Unterſuchung, die ſie über dieſelbe anſtellten, lehrte ſie ſie erkennen, und es brauchte weiter nichts, als ſie zu erkennen, wenn ſie ſie verehren und annehmen ſollten. War irgend etwas fähiger, aufzumuntern, als wenn man zarte Weibsperſonen und reiche und vornehme Jünglinge alle Hoffnungen der Welt mit Füßen treten und ſich den Martern und dem Tode aufopfern ſah?

Was für ein ſchöneres Muſter für junge Leute ſollte man haben können, als den heiligen Epipodius und den H. Alexander? Der erſte war ein Grieche von Geburt und der zweyte von Lyon gebürtig. So wie ſie beyde von vornehmen Eltern geboren waren, ſo lebten ſie auch von ihrer Kindheit an und in den Schulen mit einander in einer vertrauten Freundſchaft, und der Zweck ihrer Vereinigung war, ſich mit einander zu ermuntern, ihre Unſchuld zu bewahren, in der

der Gottesfurcht zuzunehmen und ſich durch gute Werke zur Gnade des Marterthums zuzubereiten. Was für Klugheit zeigt ſich nicht an dieſen beyden vortrefflichen jungen Leuten! Da die Verfolgung angieng, ſo begaben ſie ſich in die Stille und verbargen ſich. Sie fuhren auch in ihrer Einſamkeit fort, ſich zu ſtärken und ſich zu dem großen Zeugniße zuzubereiten, das ſie Jeſu Chriſto geben ſollten und das ſie mit der Vergießung ihres Bluts beſiegelten. Selig ſind, die in ihrem noch zarten Alter mit ihres Gleichen nur darum in Freundſchaft leben, damit ſie ſich zur Tugend ermuntern mögen, und die nach dem Beyſpiele derer, die wir bewundern, bey Zeiten die Eitelkeit der Ergötzlichkeiten, die Nichtigkeit der Gütrr, die ihnen die Welt anbiethet, und die Glückſeligkeit, um Jeſu Chriſti willen zu leiden, einſehen lernen.

4. Beſtändigkeit der chriſtlichen Religion.

Iſt die chriſtliche Religion ihres Urſprungs und ihrer Fortpflanzung wegen verehrungswürdig, ſo iſt ſie es nicht weniger ihrer Beſtändigkeit wegen. Auch dieſes erhabene Merkmaal giebt die mächtige Hand, die ſie regieret und ſchützt, auf eine herrliche Art zu erkennen. Sie ſieht, daß alles um ſie her, daß die Sitten, die Geſetze, ja die Reiche ſelbſt eine ander Geſtal-

bey

bekommen; die Religion aber bleibt allein, ſo wie der Gott, den ſie anbethet, unveränderlich. Die von Jeſu Chriſto und den Apoſteln ſo oft vorhergeſagten Ketzereyen kamen. Kaum ſieng die Kirche an, durch den Frieden des Conſtantinus zu ſich zu kommen, ſo traten auch die alten abgeſagten Feinde Jeſu Chriſti auf und richteten eine entſetzliche Verheerung in der Kirche an. Nach den Arianern kamen in den folgenden Jahrhunderten die Pelagianer, Neſtorianer, Eutichianer, Monotheleten und Bilderſtürmer. Dieſe verſchiedenen Ketzereyen gaben Veranlaſſung zu großen Verfolgungen; die Kirche aber blieb wie ein Fels, an den die Wellen ſchlagen, allezeit feſt und unbeweglich. Ihr göttliches Haupt verlieh ihr den Sieg und ſie erhielt dadurch einen deſto größern Glanz. Es wurden die angefochtenen Lehrſätze deutlicher und genauer erklärt.

Der h. Irenäus macht in Gallien die Blendwerke der Gnoſtiker zuſchanden, welches Ketzer waren, die das Chriſtenthum und Heydenthum auf eine ſchreckliche Art untereinander mengten. In den mittägigen Gegenden rettet Tertullianus die Heiligkeit des alten Teſtamentes wider die gotteslāſterlichen Sätze der Marcioniten. Origenes erleuchtet mit dem Lichte ſeiner Lehre die Kirche im Morgenlande, und wirft alle Läſterungen der Weltweiſen über den Haufen. Verſchiedene Vertheidiger ſetzen an verſchiedenen Orten die Heiligkeit des Chriſtenthums und die Ungerech-

tigkeit ſeiner Verfolger in das gehörige Licht. Der h. Cyprianus wird ein unüberwindlicher Vertheidiger der heilſamen Strenge der Buße. In Egypten greiſt der h. Athanaſius und in Gallien der h. Hilarius den Arianiſchen Irrthum mit dem erwünſchteſten Erfolge an. In Ponto und Cappadocia machen der h. Baſilius und Gregorius die Feinde der heiligen Dreyeinigkeit vollends zuſchanden. In Afrika vertheidigte der h. Auguſtinus die Einigkeit der Kirche und alle heilige Rechte der Gnade. Er allein wirft alle Feinde der Wahrheit über den Haufen. So erwählt ſich alſo Jeſus Chriſtus ſeine Werkzeuge, nach dem es die Gelegenheit erfordert, nach ſeinem Wohlgefallen, und macht ſie geſchickt zu ſeinen Werken.

Die jederzeit angefochtene und nie überwundene chriſtliche Religion iſt alſo ein beſtändiges Wunder. Sie erhält ſich mitten in der Bewegung menſchlicher Dinge zu allen Zeiten mit einer unüberwindlichen Stärke. Wir ſehen ſie ſeit beynahe 1800. Jahren in einer ununterbrochenen Zeitfolge bis zu Jeſu Chriſto zurückgehen, in welchem ſie das Erbe des alten Volks erlanget hat, und ſich mit den Erzvätern und Propheten vereiniget befindet. Was für ein Troſt für die Kinder Gottes, aber auch was für ein deutlicher Beweis in Anſehung der Wahrheit iſt es, wenn ſie ſehen, daß man von dem Pabſte, der anjetzo auf eine ſo würdige Weiſe auf dem Stuhle der Kirche ſitzt, ununterbrochen bis zu dem H. Petro

zurück gehen kann, der von Jeſu Chriſto zum Fürſten der Apoſtel eingeſetzt worden; von dem man, wenn man ſich an die Hohenprieſter hält, die unter dem Geſetze gedienet haben, wieder bis Aaron und Moyſe, und von da bis zu den Erzvätern und bis zum Anfange der Welt zurück geht. Was für eine Reihe! was für eine unendliche Fortpflanzung, was für ein wundervoller Zuſammenhang!

Die Kirche geht nach einem ſchönen Gedanken des h. Auguſtinus unter den Verfolgungen dieſer Welt und den Tröſtungen Gottes einher. Da ſie der Arche, welche das menſchliche Geſchlecht von der Sündfluth rettete, ähnlich iſt, ſo haben die Trübſale, die Mühſeligkeiten und die Widerſprüche, die über ſie ergangen ſind, nur gedienet, ſie zu erheben und ſie majeſtätiſcher und ſichtbarer zu machen. Jemehr Ströhme der Himmel und die Erde ausſchütten, deſto geſchwinder geht ſie. Je höher die Waſſer über die Berge gehen, deſto weniger Klippen trifft ſie an. Je außerordentlicher die Ueberſchwemmung iſt, deſto ebener macht ſie ihr den Weg und ſetzt ſie in den Stand, dahin zu gelangen, wo ſie Gott hinführt. Es iſt der Weisheit und dem Entwurfe Gottes gemäß, daß Anfechtungen über die Kirche ergehen. Ihre Unterdrückung und die Gewölke, die über ihr wegziehen, ſind Vorbereitungen ihres Triumphs. Es iſt ein Vergnügen, ſich in einem vom Sturme fortgetriebenen Schiffe zu befinden, ſagt der berühmte Paſchalis,

wenn man verſichert iſt, daß es nicht unterge- hen werde. Die Verfolgungen, welche über die Kirche ergehen, ſind von dieſer Art. Die Fein- de der Kirche mögen ſo mächtig ſeyn, als ſie wollen, ſo kann man ſie jenen vom geſchmolzenen Schnee oder von einem Platzregen entſtandenen Ströhmen vergleichen. Sie ergießen ſich mit Ungeſtüm in die Thäler, in welchen ſie alles fort- zuführen und zu verwüſten drohen; aber nach einigen Tagen, ja oft nach einigen Stunden laſ- ſen ſie das Bett trocken, deßen Ufer ſie nicht faſ- ſen konnten, und verſchwinden nach vielem Brau- ſen eben ſo, als wenn ſie niemals da geweſen wären.

Bey dem Anblicke der Aergerniße, welche in der Kirche überhand nehmen, bey dem Anblicke der Angriffe, die man hauptſächlich ſeit hundert Jahren auf die Religion thut, bey dem Anblicke der Demüthigungen, welche die Wahrheit zu erfah- ren hat, muß man, wie der h. Gregorius ſagt, demungeachtet ihrentwegen nicht in Furchten ſeyn. Der Irrthum hat das Schickſal, daß er mit ſei- nen eigenen Händen das Schwerd bereiten muß, das ihm den tödlichen Streich beybringen ſoll. Es iſt die auf einander folgende Reihe der Ver- theidiger der Wahrheit nie unterbrochen worden, und wird auch nie unterbrochen werden.

Die Ungläubigen haben, ſie mögen nun ſeyn, wer ſie wollen, keinen einzigen Beweis zur Un- terſtützung ihres Lehrgebäudes, da hingegen un- ſtreitige Thatſachen und augenſcheinliche Bewei-

ſe der Grund unſerer Religion ſind. Unter allen Schwierigkeiten, die ſie wider ſie erregen, iſt keine einzige, die nicht ſchon, nicht allein von den alten Lehrern der Kirche, ſondern auch durch unzähliche Schriftſteller in dieſen letzten Zeiten, gehoben worden wäre. Was für einen erwünſchten Eindruck hat nicht in dieſer Abſicht der unvergleichliche Unterricht des berühmten Primas der Gallier gemacht! Die Ueberſetzungen deßelben, die man ſchon in verſchiedenen Sprachen gemacht hat, geben zu erkennen, daß er in der Kirche auf alle Jahrhunderte ein reicher Schatz des Lichts und ein ſchätzbares Denkmaal der Erbauung ſeyn werde.

Man hat übrigens einen Schluß, der ſehr natürlich iſt, und den ich jederzeit für ſehr geſchickt gehalten habe, dem Unglauben und der Ruchloſigkeit das Maul zu ſtopfen; und den ich von dem h. Auguſtinus entlehne. Entweder haben es die Apoſtel durch eine große Menge Wunderwerke dahin gebracht, daß man die chriſtliche Religion angenommen hat, und in dieſem Falle iſt unſere Religion und die Stiftung der Kirche Gottes Werk; oder ſie haben das ohne Wunderwerke ausgerichtet, ob es gleich das allergrößte Wunderwerk iſt, daß zwölf einfältige, ſchwache und ungelehrte Fiſcher dem ganzen Erdboden auf dieſe Weiſe haben eine andere Geſtalt geben können, und auch in dieſem Falle kann das nur das Werk des allmächtigen Gottes ſeyn.

Es

Es iſt nun aber nicht genug, daß wir uns durch den Glauben an die Heiligkeit unſerer Religion halten und die Lehre derſelben lieben: ſondern wir müßen auch unverbrüchlich darüber halten und ihren Vorſchriften folgen. Da wir nicht Gelegenheit haben, Jeſu Chriſto durch Vergieſſung unſers Blutes ein Zeugniß zu geben, ſo laßt uns Mühe anwenden, daß unſer Leben mit unſerm Glauben übereinkomme, und daß ſich die Liebe zu unſerer Religion durch Werke offenbare, die wahrhaftig chriſtlich ſind.

5. Der Landmann, ein Wohlthäter ſeines Vaterlandes, oder der weltweiſe Bauer, vom H. Beranger und als ein Drama verfaßt von dem Kinderfreunde (1).

Der Herr von Solis war bey Zeiten des Stadlebens überdrüßig geworden, und hatte ſich ein kleines Landhaus gekauft, in welchem er ſich vornahm ſeine Tage in Ruhe zuzubringen und ſie theils zum Studiren, theils zur Ausübung der Wohlthätigkeit anzuwenden. Seine ihm angebohrne Gemüthsart, die zur Schwermuth geneigt war, war die Urſache, warum er

 gerne

(1). Die Grundlage dieſer Erzählung iſt in allem richtig, und ich habe ſie in einer kleinen Schrift in Verſen in Reime gebracht, welche in verſchiedenen Sammlungen eingerückt worden.

gerne allein ſpatzieren gieng. Er hatte ſchon die um ſeine Wohnung liegende Gegend durchſtrichen. Eines Tags aber führten ihn ſeine umherſchweifenden Schritte in ein kleines Thal, deſſen bloßer Anblick ſchon ſehr geſchickt war, ihn bey der Neigung ſeines Herzens einzunehmen. Da es mit hohen Hügeln umgeben war, an deren Abhange in einer angenehmen Abwechſelung Weinberge, Hütten, Gärten und Geſträude in die Augen fielen, ſo ſchien es der Aufenthalt der ländlichen Glückſeligkeit zu ſeyn. Die Stille dieſes Aufenthalts wurde weiter durch nichts, als durch das dumpfige Geſäuſel eines Bachs unterbrochen, deßen Waſſer oben von einem Felſen herabfiel und in dem ſich die prächtigen Farben des Regenbogens zeigten, wenn die Sonne in einer gewißen Höhe ihre Strahlen darauf warf. Sein Schaum breitete ſich wie eine ſilberfarbene Decke um das durch ſeinen Herabfall ausgehöhlte Becken aus. Er theilte ſich hierauf in verſchiedene kleine Bäche, welche die Hand der Menſchen durch unzählige krumme Gänge auf das Grüne geleitet hatte, um mit ſeinem wohlthätigen Waſſer die Wieſen anzufeuchten.

Die natürlichen Schönheiten dieſer Gegend waren es nun aber nicht allein, worüber das Herz des Herrn von Solis die angenehmſten Regungen empfand. Das Thal war, ſo lang und breit es war, mit neuen Hütten bedeckt, von denen jede ihr Ackerland, ihren Blumen- und Baumgarten um ſich hatte. Die Güter wa-

ren durch nichts, als durch bloße Zäune von Johannisbeerſtauden von einander abgeſondert, welche ſo wohl die Güte des Bodens, als auch das gegenſeitige Zutrauen der Einwohner zu erkennen zu geben ſchienen. Der Herr von Solis freuete ſich, daß ein einzelner Mann dieſe anmuthige Ebene nicht für ſich allein an ſich gebracht haben könne. Er machte ſich die angenehme Vorſtellung, daß verſchiedene Familien in derſelben die Annehmlichkeiten eines guten Auskommens in der Ruhe genießen könnten. Er prieß alſo den Herrn der Gegend in ſeinem Herzen für glücklich, daß er über glückliche Lehnleute die Herrſchaft hatte, und glaubte ihn wegen ſeiner Wohlthätigkeit loben zu müſſen; weil man dieſen reichen Anbau ohne Zweifel nur ſeiner Aufmunterung und ſeinem Beyſtande zu danken hätte. Er hatte, da er ſich ſo rührenden Gedanken gänzlich überlaſſen hatte, nicht wahrnehmen können, daß ſich über ihm dunkle Wolken zuſammenzogen. Es nöthigte ihn ein mit Blitzen vermiſchter Regen, ſich gar bald nach dem Trockenen umzuſehen. Er eilte und klopfte an die Thür des erſten Meyerhofs. Eine alte Frau, die aber ſo ausſah, daß ihr ihr Alter ein ehrwürdiges Anſehen gab, machte ihm auf. Sie empfieng ihn auf eine freymüthige und liebreiche Art. Ich freue mich, ſagte ſie zu ihm, daß Sie unſerer Hütte am nächſten geweſen ſind, ob ich mir gleich wohl vorſtellen kann, daß Sie unſere Kinder eben ſo gut aufgenommen haben würden. Denn

da ſie das Ungewitter mitten in der Ebene überfallen hat, ſo konnten Sie nicht wohl zu Jemand anders, als zu einem von unſerer Familie kommen. Ich ſehe aber, daß ſie ganz außer Athem ſind. Erholen Sie ſich. Ich will Ihnen ein gutes Feuer machen, damit Ihre Kleider trocken werden können.

Indem ſie ihren Reisbüſchel anzündete, ſah ſich der Herr von Solis aufmerkſam inwendig in der Hütte um. Er ſah, daß in derſelben eine Ordnung und ein wohlhabendes Ausſehen herrſchte, daran er ſich ergötzte. Er hatte aus den Worten der guten Frau vernommen, daß ein großer Theil der Wohnungen in der Ebene von ihren Kindern beſeßen würde. Seine Neubegierde wurde dadurch von neuem rege gemacht. Er war ſchon im Begriffe, ſie durch ſeine Fragen zu befriedigen, als er in der daran ſtoßenden Kammer eine Stimme hörte, welche ſagte: liebe Frau, ſorgſt du denn auch recht für den Reiſenden? Ja, ja, lieber Freund, ſey ruhig, antwortete ſie ihm.

Es redet alſo Ihr Mann mit Ihnen, ſagte der Herr von Solis zu ihr?

Ja, mein Herr, er iſt da in dieſer Kammer.

Wollen Sie erlauben, ihm meinen Beſuch abzuſtatten?

Sehr gerne, mein Herr, es wird Ihnen vielleicht beyden nicht zuwider ſeyn, einander kennen zu lernen. Gehen Sie hinein, gehen Sie hinein.

Den

Der Herr von Solis erblickte beym Hineingehen einen Greis, der auf einem Bette lag, deßen Decke überaus reinlich war. Er hatte nichts auf dem Kopfe. Seine Haare, die ſo weiß waren, als der Schnee, hiengen ihm auf die Schultern herab. Seine Geſichtsbildung, welche die Zeit in Ehren gehalten hatte, gab die Ruhe und die Güte ſeiner Seele zu erkennen. Das Lächeln befand ſich auf ſeinen Lippen und das Feuer ſchimmerte noch aus den Augen. Der Herr von Solis, der durch eine ſo einnehmende Geſtalt zu ihm hingezogen wurde, näherte ſich ihm und ſagte zu ihm:

H. v. Solis.

Was fehlt Ihnen, guter Greis, ſind Sie krank?

Der Greis.

Nein, mein Herr, Gott ſey Dank, ich bin es nicht. Aber wenn man achtzig Jahre auf dem Nacken hat, ſo kann man niemals ſagen, man befände ſich wohl, wenn man auch geſund iſt. Es iſt indeßen noch nicht lange, daß ich der Arbeit entſagt habe, und wenn es nicht aus Furcht geſchehen wäre, meine Kinder zu betrüben . . . Sie wollen es aber nicht mehr haben, daß ich arbeiten ſoll?

H. v. Solis.

Sie haben Recht, Sie müßen dieſe Ruhe ſehr theuer erkauft haben?

Der Greis.

Ohne mich zu rühmen glaube ich ſie ziemlich theuer erkauft zu haben. Wie viel Garben habe ich nicht, ſo lang ich lebe, gebunden! Wie viel Weinſtöcke habe ich nicht abgeleſen! Ich habe meinen armen Körper ſchrecklich angegriffen. Und doch habe ich mitten unter ſo vieler ſauren Arbeit jederzeit ein heiteres Geſicht und ein fröliches Herz gehabt; und eben ſo wünſche ich, daß auch der kleine Ueberreſt der Tage, die ich noch zu leben habe, ruhig verfließen möge.

H. v. Solis.

Aber wie können Sie nach einem ſo mühſamen Leben einen ganzen Tag auf dem Bette zubringen, ohne lange Weile zu haben?

Der Greis.

Lange Weile zu haben, wahrhaftig, ich habe ganz andere Sachen zu verrichten. Es befinden ſich nur meine Glieder in Ruhe, mein Kopf aber geht noch immer ſeinen alten Gang. Bey zehen Kindern und funfzig Enkeln oder Urenkeln hat man in ſeinem Kopfe keine lange Weile. Zwölf Stunden des Tages ſind nicht zu viel, an ſo viele Leute zu denken. Ein jeder giebt mir Bericht von ſeiner Arbeit, von dem Zuſtande ſeiner Wirthſchaft und von ſeiner Familie, und darüber muß ich mir den Kopf zerbrechen. Ich habe immer eines von ihnen zu verheurathen, und ich überlege das mehr, als einmal, damit ich ſie wohl verſorgen möge. Haben ſie es alle gut getroffen, ſo haben ſie es mir zu danken. Es hat kein

ein-

einziger von ihnen ſeine Haushaltung angefangen, an den ich nicht ſchon ein ganzes Jahr vorher ſollte gedacht haben. Dermalen ſind drey Heurathen bey mir im Werke, und ich hoffe, daß ſie eben ſo gut, als die Heurathen ihrer Väter gerathen ſollen.

H. von Solis.

Sie ſind alſo doch mit Ihrer Familie ſe wohl zufrieden?

Der Greis.

Wer davon mit mir ſpricht, der hat meine völlige Gunſt. Fort, fort, liebe Frau, hole uns einen Trunk von dem alten Weine. Ich werde hernach deſto beßer von unſern Kindern ſchwaßen können.

H. v. Solis.

Haben Sie viele von ihnen bey Sich?

Der Greis.

Ich habe nur zwey von meinen Enkelinnen bey mir. Wie ſollte ich ein ganzes Heer einquartiren können? Ich habe nicht meine Hütte, ſondern meine Ländereyen größer machen wollen. Ich habe, Gott ſey Dank, einem jeden eine gute Wohnung verſchaffen können, ohne dadurch ärmer zu werden. Es gab in der Gegend ungebautes Feld. Man ließ es mir für einen geringen Preiß. Ich habe es urbar gemacht und hernach meinen Töchtern zur Mitgift gegeben. Nunmehr iſt es mir nicht für Geld feil.

H. v. Solis.

Und hat Ihnen denn unter ſo vielen Kindern kein einziges Verdruß gemacht?

Der Greis.

Bisweilen durch Krankheiten; ich habe ihnen aber durch meine Heilart, nämlich durch die Diät und durch Kräuter, die mir bekannt waren, zu helfen gewußt. Uebrigens haben ſie ſich alle gut aufgeführt.

H. v. Solis.

Und das allem Anſehen nach darum, weil Sie ihnen ein gutes Beyſpiel gegeben haben?

Der Greis.

Das kann ich ſagen. In meiner Jugend war ich freylich eben ſo luſtig, als andere. Ich war bey allen Tänzen im ganzen Lande. Nachdem ich aber einmahl das heilige Wort vor dem Altare von mir gegeben habe, ſo habe ich dergleichen Kindereyen gelaſſen. Zum Glücke war meine Frau ſchön, rechtſchaffen und tugendhaft. Das hält einen Mann in Ehrfurcht. Hernach kamen die Kinder. Ich war damals nicht reich; und wenn ichs auch für mich geweſen wäre, ſo hatte ich doch Muth genug, es auch in Anſehung meiner Nachkommenſchaft ſeyn zu wollen. Ich gewöhnte alſo meine Söhne bey Zeiten zur Arbeit. Ich nahm ſie mit aufs Feld, ſo bald ſie nur gehen konnten. Ich ſetzte den kleinſten auf meinen Pflug; die andern giengen dabey her und ſprangen rings herum. Meine Töchter munterten mich mit ihrem Singen auf, wenn ſie an ihrem

rem Rocken ſaßen. Ich hielt ſie alle dazu an, daß ſie ihre Arbeit mit Luſt verrichten, und hernach auch ihr Brod mit Freuden eßen mußten.

H. v. Solis.

Und beſuchen Sie ſie denn auch bisweilen?

Der Greis.

Ob ich ſie beſuche, mein Herr! Da ich noch gut zu Fuße war, gieng ich alle acht Tage nach der Reihe herum, und ſah zu, ob in ihrer Haushaltung alles gut von ſtatten gieng. Nunmehro aber, da ich nicht mehr ausgehen kann, iſt die Reihe, mich zu beſuchen, an ihnen. Alle Sonntage nach dem Gottesdienſte kommen meine Töchter, meine Enkelinnen und meine Schwiegertöchter mit ihren Kindern zu mir. Sie ſollten mich mitten unter zwanzig Weibern ſehen, die geputzt ſind, wie an ihrem Hochzeittage, und ſo ſchön ſind, wie die Engel. Alle dieſe Leute küßen mich und liebkoſen mir. Da bemüht ſich eine jede, mir am ſchönſten zu thun. Man ſieht aber auch gar bald, daß ſie nur mir ſchöne thun. Alle ihre Kinder haben eine Familienmine, die mich entzückt. Ich habe immer ein Dutzend von ihnen auf den Armen, oder auf den Beinen. Da geht es an ein Geplaudere, das Sie für einen unordentlichen Lermen halten würden, das aber in meinen Ohren die lieblichſte Muſik iſt.

H. v. Solis.

Ich kann mir das gar leicht vorſtellen. Das muß Ihnen ein überaus angenehmer Zeitvertreib ſeyn.

Der Greis.

Und auch ihnen, das hoffe ich. Ich ſehe es gerne, wenn es bey mir luſtig zugeht. Ich habe hinter meiner Scheune einen Raſenplatz, der lediglich zum Tanzen beſtimmt iſt. Das iſt das letzte Stück Land, das ich angebracht habe. Ich eröffne den Ball damit, daß ich meine Frau anfaſſe, und darauf fängt alles an, um uns beyde herum zu ſpringen. Sie ſind ſorgfältig darauf bedacht, daß ſie allezeit einen von den Contretänzen von meinen alten Zeiten her tanzen. Und denn kömmt es mir vor, als ob mich der Erdboden in die Höhe höbe, und ich mache eben ſo luſtige Sprünge, als dieſe jungen Leute.

H. von Solis.

Haben Sie denn Geigen im Lande?

Der Greis.

Wir brauchen keine Geigen zu bezahlen. Hat mein Enkel Alexis nicht ſein Flaſchenet? Der kleine Schelm iſt noch nicht zwölf Jahr alt, und er bläſt es ſo gut, daß er ein ganzes Dorf auf die Beine bringen würde. O! wenn ich ihn hier hätte und ihn Ihnen zeigen könnte. Das iſt mein leibhaftes Ebenbild, nur daß er die Runzeln nicht hat, die ich habe, und die rothe Farbe hat, die ich nicht mehr habe. Er iſt alſo auch mein Benjamin, der Liebling meines Herzens. Ich ſage das nur Ihnen, weil Sie ein Fremder ſind. Es würde mir großen Verdruß machen, wenn man das Geringſte davon in der Familie erführe.

H. von Solis.

Aber es muß Ihnen in der übrigen Woche die Zeit lang werden, wenn Sie eben dergleichen Ergötzlichkeiten nicht mehr haben.

Der Greis.

Habe ich dieſe nicht, ſo habe ich andere. Ich bin niemals aus dem Lande gekommen, es iſt mir ſo gut bekannt, als meine Hütte. Eben ſo kenne ich auch alle Einwohner, ſie ſind alle zu meiner Zeit gebohren. Sie kommen und fragen mich um Rath, wie ſie das Land urbar machen, oder was ſie darauf ſäen ſollen. Sie dürfen mir nur einen Korb voll Erde bringen, ſo befühle ich ſie, probire ſie, und ſage gleich, was für eine Art von Getraide darinnen am beſten fortkommen werde. Sind es arme Leute, ſo ſchieße ich ihnen Saamgetraide vor, das ſie mir in der Ernte wieder geben. Ich laſſe ihnen auf Borg tageweiſe von denen arbeiten, denen ich einen Dienſt habe leiſten können; und das iſt es alles, was ich dafür verlange. Ich weiß mich noch der Zeit zu erinnern, da ein jeder nur für ſich arbeitete, und von ſeiner Arbeit ſchlechten Vortheil hatte. Er glaubte dadurch reich zu werden, daß er ſeinen Nachbar in Schaden brächte. Ich habe es ſo weit gebracht, daß ich ſie überzeuget habe, daß je reicher das Land iſt, deſto mehr es ein jeder inſonderheit ſeyn würde; daß die Lebensmittel deſto beßer abgehen würden, wenn die Kaufleute durch ihren reichlichen Vorrath und durch ihre Güte herbey gezogen würden; und daß

man

man, um es dahin zu bringen, einander hülfreiche Hand leiſten müßte. Je nachdem das Jahr trocken oder feucht iſt, iſt auch die Ernte in der Ebene früher oder ſpäter, als die Ernte auf den Hügeln. Ich nehme ſie beyde zuſammen und fange mit der frühzeitigſten an, und ſo geſchieht alles zu rechter Zeit. Sie dürfen alſo auf dem Markte nur nach unſerm Getraide fragen. Man reißt ſich daßelbe ſeiner vorzüglichen Güte wegen aus den Händen. Man nimmt es uns bisweilen ſo gar an Ort und Stelle ab, und es iſt ſchon verkauft, ehe es noch niedergeſchnitten iſt; da hingegen, wenn ſich auch nur zehen Scheffel ſchlechtes Getreide an einem Orte befinden, das ſchon hinreichend iſt, alles Uebrige in Verachtung zu bringen.

H. von Solis.

Dieſe Gedanken ſind der Natur gemäß; und doch iſt es etwas Seltenes, daß man in einem Dorfe darauf verfiele. Ich will wieder einen Spaziergang thun, damit Sie Sich etwas erholen können. Ich hoffe, rechtſchaffener Greis, Sie werden mir, wenn ich wieder komme, ſagen, wie Sie auf dergleichen Gedanken gekommen ſind.

6. Zwey,

6. Zweyter Theil.

Der Greis.

Sie fragten mich, mein Herr, wie ich auf dergleichen Gedanken hätte kommen können? Nach und nach durch die Erfahrung in jedem Jahre. Ueber dieſes muß ich Ihnen ſagen, daß ich dabey guten Beyſtand gefunden habe. Unſer Pfarrer iſt ein verſtändiger Mann. Ich hatte durch die Heurathen, Kindtaufen und Zehenden, mit denen ich ihn bereichert hatte, eine Art eines Biſchofs aus ihm gemacht. Er ſtrich meine Vorſchläge in ſeinen Predigten heraus. Der gnädigſte Herr kam dazu, und ſah, daß ſein Landgut eine ganz andere Geſtalt bekam. Ich machte, daß er alle Querbalken in ſeinen Meyerhöfen verdoppeln mußte. Er hat mir alſo auch Merkmaale von ſeiner Achtung gegeben. Stand in Ihren Zeitungen eine neue Erfahrung im Ackerbaue, ſo kamen ſie alle beyde zu mir und fragten mich um Rath. Ich ſtellte ſie unter ihrer Aufſicht an, und ſo bald ſie mir gelungen war, ſo wurde ſie gar bald weit und breit angenommen. Der Bauer bleibt bey ſeiner Gewohnheit und verachtet die in Büchern gemachten Entdeckungen; aber wider die, ſo ich genehm gehalten hatte, hatte Niemand etwas einzuwenden. Man richtete ſich darnach und befand ſich beßer dabey. Meine Wiſſenſchaft iſt übrigens nicht weitläuftig. Ich krame ſie über und über

mit den wenigen Worten aus: ſcharfen Krieg mit ſeinem Felde und ſtillen Frieden mit ſeinen Nachbarn.

H. von Solis.

Sie werden meiner Vorſtellung nach bey dieſen Grundſätzen die Gerichte nicht ſo reich gemacht haben, als die Geiſtlichkeit.

Der Greis, lächelnd.

Das iſt wahr, ich habe dem Herrn Beamten viele Prozeße aus den Zähnen gerückt. Ich wollte ſo reich ſeyn, als ein Advocat, wenn ich für jeden gegebenen Rath nur zwölf Sous genommen hätte. Es giebt in Dörfern wegen der Vertheilungen der Ländereyen unter den Erben immer einen kleinen Streit. Man fragt mich dabey um Rath. Sind da und dorten Kinder zu verheurathen, ſo habe ich die Sache bald zu Stande gebracht. Sind keine da, oder können ſie nicht einig werden, ſo holen mich die Partheyen auf einer Tragbahre und tragen mich hin. Ich laße in meinem Beyſeyn auch den kleinſten Winkel ausmeſſen. Ich überlege die gute oder ſchlechte Beſchaffenheit eines jeden Theils des Bodens mit ſeinem Maaße, und trachte Jedermann auf eine gleiche Art zu vergleichen. Sind ſie mit dieſem Vergleiche nicht zufrieden, ſo lade ich ſie ein, an dem folgenden Tage zu mir ins Haus zu kommen. Ich habe einen guten alten Wein, der Felſenherzen erweichen kann. Man läßt ſich ihn ſchmecken. So bald er anfängt, bey meinen Partheyen ſeine Wirkung zu thun, ſo gebe

ich ihnen zu erkennen, daß ihnen ein Prozeß zehen mal theurer zu ſtehen kommen werde, als die ſtrittige Sache werth ſeyn mag, daß ſie dabey um ihre Zeit, um ihr Geld, um ihre Ruhe und um das Vergnügen, ſich zu lieben, kommen werden. Ich führe ihnen das Beyſpiel derer an, welche, weil ſie mir nicht folgen wollten, ſich um das Ihrige gebracht, und die Gerichte geſpickt haben. Ehe die erſte Flaſche ausgeleeret iſt, ſo ſehen ſie ſich ſchon nicht mehr von der Seite an; und bey der Hälfte der zweyten, würden ſie einander ſchon durch ein Feuer gehen. Ich habe freylich meinen Wein dabey zugeſetzt, aber ich habe mir dadurch für das gegenwärtige Leben Vergnügen und für das zukünftige Hoffnungen zuwege gebracht.

H. von Solis.

Sie müßen in dieſer Gegend wie ein kleiner König angeſehen werden.

Der Greis.

Hören Sie nur. Ich regiere auf meinem Bette, wie ein anderer auf ſeinem Throne. Aber man liebt mich nicht nur, ſondern man hat auch Furcht vor mir. Wollen Sie Sich dieſer Mauer nähern? Sehen Sie die Namen und die Tage, die ich an derſelben mit meiner Meſſerſpitze eingegraben habe? Einige ſind wegen guter Handlungen ganz gerade, andere aber wegen böſer auf der Seite angeſchrieben. Da der gnädigſte Herr und der Herr Pfarrer die Güte haben, mich bisweilen zu beſuchen, und das

ganze Dorf haufenweiſe in meine Hütte kömmt, ſo thut dieſes Verzeichniß eine beßere Wirkung, als das Verzeichniß in der Kanzley, in welche zu gehen ſich Niemand einfallen läßt. Steht Ihr Name auf der Seite geſchrieben, ſo iſt das eine Art eines öffentlichen Schandflecks. Jedermann, auch die Kinder, weicht Ihnen aus. Man muß entweder anders werden, oder auf und davon gehen. Werden Sie anders, nun gut, ſo ſchreibe ich Ihren Namen gerade, fürs erſte, damit Sie die Schande vergeßen, und hernach, damit Sie ermuntert werden mögen, Sich gut zu verhalten. Von zwanzig Namen, die ich in meinem ganzen Leben auf der Seite eingegraben habe, ſind nur noch drey übrig, an denen man lange ein Beyſpiel nehmen wird; dahingegen ein ganz gerade geſchriebener Name beynahe ſo gut, als ein adelicher Titel iſt. Man fürchtet ſich ſo ſehr, als vor dem Tode, davor, auch nur einen Buchſtaben davon ausgelöſcht zu ſehen; ſo ſehr wird über den Vorzug eines guten Namens gehalten.

H. von Solis.

Ich ſehe ein, daß dieſes Mittel, ſo natürlich es auch immer iſt, ſehr gute Dienſte thun müße. Aber was ich am meiſten bewundere, iſt der Vortheil, den Sie aus Ihrem Weine zu ziehen wiſſen. Er iſt gemeiniglich in den Dörfern der Friedensſtöhrer, und Sie machen einen Friedensſtifter daraus.

Der

Der Greis.

Ich habe ihm dieſe Ehre mit Recht für die Dienſte zu danken, die er mir in meinem Alter geleiſtet hat. Er giebt ſeit zehen Jahren meinem Magen wieder neue Stärke, und verhindert, daß mein Blut nicht in meinen Adern erſtarret. Ich habe niemals mehr davon zu mir genommen, als zu Löſchung meines Durſts erforderlich war, ich befinde ihn alſo auch anietzo weit heilſamer, und ein halbes Glas iſt hinreichend, mir ein neues Leben zu geben; er macht mich immer auf ein Paar Stunden wieder jung. Ich weiß nicht, ob Sie durſtig geworden ſind, indem ſie mir zugehöret haben, aber ich bin es ein wenig geworden, indem ich mit Ihnen geredet habe; ich ſpüre, daß mir eben jetzo ein kleiner Tropfe ſehr gut zu ſtatten kommen würde. Mein Herz ſagt mir, daß ich gerne eines mit Ihnen trinken möchte. Was muß doch meiner armen Frau fehlen? ſie bleibt ſehr lange außen. Ach! das macht, daß fünf und ſechzig Jahre ſchwerer zu tragen ſind, als eine Flaſche. Aber ſtill, ich glaube ſie zu hören.

Die Frau.

Ja, lieber Mann, hier bin ich, hier bin ich!

Der Greis, ſich im Bette aufſetzend.

Nun friſch, Suschen, mein liebes Suschen, ſchenke uns zu trinken ein. Sie lächeln, mein Herr! Aber wenn ſie die Flaſche in der Hand hat, ſo gebe ich ihr allezeit ihren jugendlichen Namen. Ich darf ſie nur durch mein Glas

anſehen, ſo kömmt ſie mir eben ſo roth vor, als ehedem unter dem kleinen Ulmenbaume. Deine Geſundheit, Suschen; die Ihrige, mein Herr. (Sie trinken.)

Wohlan, wie befinden ſie ihn.

H. von Solis.

Vortrefflich, ich verſichre Sie. Ich habe Wein getrunken, der theuer geweſen ſeyn konnte, aber noch keinen, der mir ſo gut geſchmeckt hätte.

Der Greis.

Das macht, daß er rein und unverfälſcht iſt, wie unſere Herzen. Wie denn, Suschen, du ſchonſt ihn? geh, liebes Kind, es wird nach uns noch immer Wein da ſeyn. Möchte ich doch ein klein wenig von der Frölichkeit an dir blicken, die er wirkt. Wir gaben ſie vormals ihm, nun muß er ſie uns wieder geben. Ich ſpüre ſchon, wie er anfängt, mich wieder frölich zu machen. Nimm hin, ich liebe dich noch eben ſo ſehr, als bey unſerer erſten Liebe. Mein Herr, wenn Sie noch nicht geheurathet haben, ſo werden Sie doch gewiß noch heurathen; und da folgen Sie meinem Rathe. Gehen Sie ſo ſchöne mit Ihrer Frau um, daß Sie alle Tage an Ihren Hochzeittag denken können; das iſt das rechte Mittel, niemals zu ſpüren, daß Sie alt werden. Fragen Sie Suschen. Rede, liebe Frau! denkſt du noch an unſern? Wie ich dir vor dem Altare ſo zärtlich die Hand drückte! und was für einen Blick du mir da zuwarfſt! Er gieng mir durchs

Herz.

Herz, und iſt nicht wieder daraus gekommen. (Lächelnd.) Es iſt das zwar noch nicht gar zu lange, es ſind nur ſechzig kleine Jahre.

Die Frau.

Ach! ſie ſind gar zu geſchwind verfloßen, unſere gute Zeit iſt vorbey, lieber Freund.

Der Greis.

Wie denn? Schätzeſt du dich nicht für glücklich? Haſt du nicht dein gutes Auskommen, deine Ruhe und in deinem Alter Geſundheit? Laß ſehen, was haſt du dir denn noch zu wünſchen? Vielleicht noch ein wenig mehr Kräfte? Aber, ſiehſt du, Gott hat uns die Kräfte unſers Gemüths erhalten, damit wir die Freude eines langen Lebens genießen ſollen. Wenn die Kräfte des Leibes erloſchen ſeyn werden, ſo wird ſich das Grab gemächlich öffnen und uns aufnehmen.

H. von Solis.

Warum wollen Sie Sich in dieſem freudigen Augenblicke mit traurigen Gedanken ſchlagen?

Der Greis.

O! mein Herr, ich fürchte mich nicht vor dem Tode. Er mag kommen, wenn er will, und an meine Thür klopfen, ich werde ihn ohne Entſetzen herein laſſen? Glauben Sie denn, ich hätte vergeſſen, daß ich als ein ſterblicher Menſch geboren bin? Da man einen Anfang gehabt hat, ſo muß man auch ein gutes Ende nehmen.

H. von Solis.

Sie haben ein ſo erwünſchtes Leben führen können! ſollten Sie es denn ohne Trauren verlaſſen können?

Der Greis.

Ich würde noch weit trauriger ſeyn müßen, wenn ich es übel angewendet hätte, wenn ich faul und verſchwenderiſch geweſen wäre, wenn ich nicht alles Gute gethan hätte, das mir zu thun möglich war, wenn ich durch mein Verſchulden eine zahlreiche laſterhafte oder dürftige Familie hinterlaſſen müßte. Anſtatt dieſes traurigen Gemäldes aber habe ich achtzig Jahre vor mir, die ich damit zugebracht habe, daß ich nützliche Arbeiten verrichtet, Ländereyen urbar gemacht und Freunden beygeſtanden habe. Ich ſehe, daß meine Söhne und Enkel wohlhabend, rechtſchaffen und arbeitſam ſind, daß ſie überaus einig mit einander leben und von dem ganzen Lande geliebet und geſchäzet werden. Ich hinterlaſſe meinem älteſten Sohne meine Hütte, er wird in derſelben an meine Stelle treten und meine Pflichten erfüllen. Er wird als Haupt der Familie ſeinen Brüdern und ihren Kindern das ſeyn, was ich den meinigen geweſen bin. Es iſt etwas Angenehmes, wenn man dergleichen Troſt mit ins Grab nehmen kann.

H. von Solis.

Sie werden aber ihr Seufzen hören müßen. Wie ſchmerzlich wird eine ſolche Trennung ſeyn!

Der

Der Greis.

Ich glaube wirklich, daß ſie ein groſſes Leid haben werden, wenn ſie mich einbüßen, aber ich werde es zu lindern wiſſen. Ein Bauer ſieht das Geſetz der Natur und die Stärke der Nothwendigkeit beßer ein, als ein anderer. Er ſieht alle Tage, daß anſtatt der alten Bäume wieder junge wachſen, er ſieht alle Jahre, daß der Winter verzehrt, was in den andern Jahrszeiten gewachſen iſt. Ich werde meinen Kindern dergleichen Vorſtellungen machen, wenn ſie ſich alle um mein Sterbebette herum verſammlen werden. Ich werde ihnen zu erkennen geben, daß, nachdem mich Gott ein hohes und glückſeliges Alter erreichen laſſen, er mir nun noch dadurch die gröſſte Wohlthat erzeige, daß er mich von dieſem Leben abforderе, ehe ich der Schmerzen und der Krankheit wegen deßelben überdrüßig geworden. Ich werde zu ihnen ſagen, ich verließe ſie nur, um wieder zu meinem Vater zu kommen, der im Himmel die Arme nach mir ausſtrecke, und niemals unterlaſſen würde, auch die meinigen, ſo lange ihr Geſchlecht auf Erden bleiben würde, nach ihnen auszuſtrecken. Das iſt es, was ich ihnen, ſo lange noch ein Athem in mir iſt, oft ſagen werde. Sie werden ſich gewiß meines Todes wegen zufrieden geben, wenn ich ihn ſelbſt als eine Wohlthat anſehen werde.

H. von Solis.

Muthiger Greis, woher kömmt es, daß Sie ſo ſtandhaft ſind?

Der Greis.

Von einem unſchuldigen Herzen, und das iſt mir vom Himmel herab gegeben, von demjenigen Himmel, in dem ich, wie ich hoffe, ſelbſt wohnen werde.

H. von Solis.

Sie fürchten Sich alſo nicht vor der Zukunft?

Der Greis.

Ich habe Gott vor Augen gehabt, ſo lange ich habe Böſes thun können. Nunmehro aber kann ich ihn nur noch lieben und glauben, es müße ihm dieſes Vertrauen angenehm seyn. O Gott der Güte! darf ich dich nach dem vielen Segen, damit du mich überſchüttet haſt, noch um einen einzigen erſuchen? Sieh die Gattin an, die du mir geſchenkt haſt, die Annehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten des Lebens mit mir zu theilen. Wir ſind beyde mit einander alt worden, verleih uns, daß wir auch beyde auf einmal ſterben mögen. Wie ſollte ich ſie überleben können? Wie ſollte meine zitternde Hand die Kräfte haben können; ihr die Augen zuzudrücken? Was würde auf ihrer Seite in ihrem Alter aus ihr werden, wenn ſie, nachdem ſie mich eingebüßet, mich ihre klägliche Stimme nicht mehr beantworten hören würde? wenn ſie in dieſer einſamen Hütte wie in einem Grabe verſchloßen seyn müßte. Gieb nicht zu, daß der Tod zwey Perſonen trenne, die in ſechzig Jahren nichts getrennet hat. Schenke uns dieſe Gnade, o

mein

mein Gott! dieſe letzte Gnade, die du uns, von dir zu erbitten, nur noch allein übrig gelaſſen haſt. Wir verlangen nicht von dir, unſer Urtheil aufzuſchieben; gebiethe über uns, wenn es dein Wille iſt; aber laß uns nur ſo ſterben, daß eines dem andern ſeine Hand gegeben hat und wir zuſammen vor dir erſcheinen und dir von unſerm Leben Rechenſchaft geben können. Du weißt es wohl, es macht nur ein einziges aus, davon jedes von uns an der Hälfte gezogen hat. Laß uns doch auch nur einen Tod leiden!

Der Greis, der ſich in ſeinem Bette aufgerichtet hatte, da er dieſe rührende Worte zu Gott abſchickte, fiel bey Endigung derſelben für Entkräftung wieder auf daßelbe nieder. Der Herr von Solis erſchrack und holte eiligſt ſeine Frau, damit ſie ihm Beyſtand leiſten möchte. Sie war gleich im Anfange dieſes Gebeths in einem Winkel auf ihre Knie gefallen und hatte ihre Arme noch zum Himmel aufgehoben. Er brachte ſie ganz erſchrocken zu dem Greiſe, welcher ihnen beyden durch ein Lächeln und durch die Lebhaftigkeit, mit der er die Hände nach ihnen ausſtreckte, wieder Muth machte. Der Herr von Solis war indeßen der Meynung, er müßte ihn nach einer Erſchütterung, die für ſein Alter zu ſtark war, wieder zu ſeiner Ruhe kommen laſſen. Er dankte dieſen rechtſchaffenen Leuten für ihre Gaſtfreundſchaft, und verſprach ihnen, ſie nach einigen Tagen wieder zu beſuchen.

7. Dritter Theil.

Das Ungewitter, das ihn genöthiget hatte, in dieſer Hütte eine Freyſtatt zu ſuchen, hatte ſich verzogen. Die Natur hatte ihre traurige Geſtalt abgelegt und erſchien wieder in ihrer ſtrahlenden Heiterkeit. Die Sonne, die ihrem Untergange nahe war, ſchien wieder einen neuen Glanz von ſich zu geben. Dieſe Bilder erinnerten den Herrn von Solis wieder an den rechtſchaffenen Greis. Sie ſchilderten ihm ſeine reine, ſeine bald der Wehmuth, bald der Freude offen ſtehende Seele, und die Stärke ſeines Verſtandes ab, die in dem Augenblicke, da ſie erlöſchen wollte, wieder neues Leben bekam. Er ſtellte ſich alles, was ein einziger Mann bey der niedrigſten Lebensart Nützliches hatte ausrichten können, funfzig dem Staate gegebene arbeitſame Bürger, ſeine zur Erziehung ſeiner Kinder zur Arbeit und zu guten Sitten angewendeten ſchönen Jahre, und ſein letztes der Handhabung der Einigkeit und des Friedens unter ſeinen Nachbarn gewiedmetes Alter vor. Mit was für einer Freymüthigkeit, ſagte er, redete er nicht mit mir von dem Guten, das er geſtiftet hat, und von dem Vertrauen, das er auf das höchſte Weſen ſetzt! Was für eine erwünſchte Ruhe des Gewiſſens! was für eine rührende Sicherheit! Wer wollte das geſunde Alter dieſes rechtſchaffenen Bauers, der in einem niedrigen Stande ein Wohlthäter ſeines Vaterlandes iſt, der auf ſeine

eigene

eigene Hochachtung und auf die Ehre ſtolz iſt, ein ſchätzbares Andenken hinter ſich zu laſſen, nicht den abgelebten Jahren jener angeſehenen Leute vorziehen, die ihren Reichthum nur dazu angewendet haben, daß ſie das Verderben und Aergerniß um ſich her verbreitet haben, die ihre Luſt daran haben, wenn der gemeine Mann verachtet wird, weil ſie gewohnt ſind, ſelbſt verachtet zu werden, und die das Grab ſelbſt nicht vor der Ehrloſigkeit und Verwünſchung ſchützen kann?

Aber wozu dergleichen niederſchlagende Schilderungen für rechtſchaffene Leute, da Schilderungen vorhanden ſind, die geſchickt ſind ſie zu tröſten? Man muß einen Howard, dieſen wohlthätigen Reiſenden ſchildern, der ſchon einigemal einen großen Theil von Europa durchzogen hat, um ſich in den Gefängnißen umzuſehen, und der durch die Beredſamkeit ſeiner Schriften und das Anſehen ſeiner Tugenden Leuten, die oft mehr unglücklich, als ſtrafbar ſind, eine menſchlichere Behandlung zu wege zu bringen gewußt hat. Einen Hulton, der in einem Alter von ſechzig Jahren über die Meere fährt, und unter keinem andern Titel als dem Titel eines Dieners der Menſchlichkeit mit Staatsbedienten als mit ſeines Gleichen Unterhandlungen wegen der Einrichtung einer Auswechslung der Kriegsgefangenen gepflogen hat, und mit Beſcheidenheit wieder in ſein Vaterland geht, und den Nothleidenden, die an ihm eine Stütze haben, Beyſtand leiſtet. Einen von Tillet, deßen Name ſo wohl

in dem ganzen Umfange zweyer Landſchaften, die er glücklich gemacht hat, als mitten in einer Familie, die ſo gar am Hofe ihrer erzväterlichen Sitten wegen in Anſehen ſteht, ſo oft mit Ehrfurcht und Freude genennet wird, und deßen Werk (1), welches eine Frucht einer vierzigjährigen Erfahrung und Arbeit iſt, alle Länder, in denen es Ländereyen und Ackerleute giebt, glücklich machen kann. Großmüthige Männer, ihr habt meine Lobſprüche zur Belohnung eurer Tugenden nicht nöthig. Sie erhalten einen Werth, der ihrer würdig iſt, von der Geſinnung, die ſie eingeflöſet hat, und von dem Guten, das ſie geſtiftet haben. Ich aber habe nöthig, ſie dem Gedächtniße der zarteſten Jugend einzuverleiben, um ihnen ein Heiligthum zu weihen, das mit ihrer Lauterkeit übereinkömmt, und um euren Namen deſto länger auf dem Erdboden in Andenken erhalten. Wenn die Liebe zur Menſchlichkeit leichtlich in jungen Seelen angezündet werden kann, ſo iſt mein Wunſch, daß ſie es dem Eindrucke eures Beyſpiels und dem edlen Eifer, ihm nachzuahmen, zu danken haben mögen.

8. Drey

(1) Kurze Schrift von der Einführung eines Steuerregiſters in Frankreich.

8. Drey und zwanzigſter Unterricht.

D. Welches iſt die innerliche Empfindung oder die Gemüthseigenſchaft, welche uns ſehr empfindſam und begierig nach der Achtung anderer macht?

R. Es iſt die Ehre.

— Unſerer Natur nach ſind wir von dem Augenblicke an, da wir mit einem andern Menſchen umgehen, empfindſam gegen die Meinung, die er von uns hat, wir wünſchen, daß er uns hochſchätzen, ſich von uns einen Begriff machen möge, der uns angenehm iſt, wir verlangen, daß er uns für tugendhaft anſehen ſolle, und merken wir, daß er einer Urſache wegen eine Meinung hat, die uns verkleinert, ſo kränkt uns das, wir ſetzen ihn deswegen zur Rede, wir werden nicht eher ruhig, als bis wir ihm einen richtigen Begriff von uns beygebracht und unſere Rechte an ſeine Hochachtung wieder hergeſtellt haben. Wir ſchätzen uns für unglücklich, wenn wir es nicht ſo weit bringen können, wir ſpüren, daß wir darüber niedergeſchlagen ſind, wir halten uns für gedemüthiget und verachtet, es thut uns das beſtändig in der Seele wehe, und wir ſehen uns, um dieſer Unruhe los zu werden, oft nach Mitteln um, uns zu rächen, die anſtatt die Ungerechtigkeit zu beſtraffen, uns wirklich ſtrafbar machen. Wenn wir an unſerer Ehre leiden, ſo verurſachet uns das den grauſamſten und unausſtehlichſten Schmerz, und unſere Sorgfalt kann

ſo

in dem ganzen Umfange zweyer Landſchaften, die er glücklich gemacht hat, als mitten in einer Familie, die ſo gar am Hofe ihrer erzväterlichen Sitten wegen in Anſehen ſteht, ſo oft mit Ehrfurcht und Freude genennet wird; und deßen Werk (1), welches eine Frucht einer vierzigjährigen Erfahrung und Arbeit iſt, alle Länder, in denen es Ländereyen und Ackerleute giebt, glücklich machen kann. Großmüthige Männer, ihr habt meine Lobſprüche zur Belohnung eurer Tugenden nicht nöthig. Sie erhalten einen Werth, der ihrer würdig iſt, von der Geſinnung, die ſie eingeflöſet hat, und von dem Guten, das ſie geſtiftet haben. Ich aber habe nöthig, ſie dem Gedächtniße der zarteſten Jugend einzuverleiben, um ihnen ein Heiligthum zu weihen, das mit ihrer Lauterkeit übereinkömmt, und um euren Namen deſto länger auf dem Erdboden in Andenken erhalten. Wenn die Liebe zur Menſchlichkeit leichtlich in jungen Seelen angezündet werden kann, ſo iſt mein Wunſch, daß ſie es dem Eindrucke eures Beyſpiels und dem edlen Eifer, ihm nachzuahmen, zu danken haben mögen.

8. Drey

(1) Kurze Schrift von der Einführung eines Steuerregiſters in Frankreich.

8. Drey und zwanzigſter Unterricht.

F. Welches iſt die innerliche Empfindung oder die Gemüthseigenſchaft, welche uns ſehr empfindſam und begierig nach der Achtung anderer macht?

A. Es iſt die Ehre.

— Unſerer Natur nach ſind wir von dem Augenblicke an, da wir mit einem andern Menſchen umgehen, empfindſam gegen die Meinung, die er von uns hat, wir wünſchen, daß er uns hochſchätzen, ſich von uns einen Begriff machen möge, der uns angenehm iſt, wir verlangen, daß er uns für tugendhaft anſehen ſolle, und merken wir, daß er einer Urſache wegen eine Meinung hat, die uns verkleinert, ſo kränkt uns das, wir ſetzen ihn deswegen zur Rede, wir werden nicht eher ruhig, als bis wir ihm einen richtigen Begriff von uns beygebracht und unſere Rechte an ſeine Hochachtung wieder hergeſtellt haben. Wir ſchätzen uns für unglücklich, wenn wir es nicht ſo weit bringen können, wir ſpüren, daß wir darüber niedergeſchlagen ſind, wir halten uns für gedemüthiget und verachtet, es thut uns das beſtändig in der Seele wehe, und wir ſehen uns, um dieſer Unruhe los zu werden, oft nach Mitteln um, uns zu rächen, die anſtatt die Ungerechtigkeit zu beſtraffen, uns wirklich ſtrafbar machen. Wenn wir an unſerer Ehre leiden, ſo verurſachet uns das den grauſamſten und unausſtehlichſten Schmerz, und unſere Sorgfalt kann

ſo

ſo wohl in Anſehung deßen, was die Ehre anderer angeht, als auch die unſrige ſicher ſtellt, nicht lebhaft genug ſeyn. Es iſt das eine Sache, an der uns in unſerm Leben am meiſten gelegen iſt, auf die wir aber doch mit Gerechtigkeit, Billigkeit und Liebe ſehen müßen. Wir müßen unſere Ehre in der Reinigkeit, Gerechtigkeit, Anſtändigkeit und Rechtſchaffenheit unſerer Handlungen, und in der Standhaftigkeit der Seele in Erduldung der Widerwärtigkeiten, Aufopferungen und Gefahren ſetzen, denen uns unſer Beruf ausſetzt und die er von uns erfordert. Wir ſind aus Liebe zur Gerechtigkeit und aus Furcht vor der Strafe ehrlich. Unſere tugendhaften Neigungen machen uns rechtſchaffen, menſchenfreundlich, liebreich und wohlthätig. Nur die Ehre dient uns zur Richtſchnur unſerer beſondern, bürgerlichen und häuslichen Handlungen und flößt uns die Wohlanſtändigkeit und Rechtſchaffenheit in unſerm Verhalten ein. Nur die Ehre hält einen jungen freyen Menſchen ab, allen ſeinen Lüſten und Leidenſchaften zu folgen. Nur der Ehre wegen braucht ein armer Menſch nicht allerley Mittel, zu Gelde zu kommen und ergreift die bequeme Gelegenheit nicht, es zu verdienen. Die Ehre muß der Antrieb der Tugend ſeyn und ihr zur Wegweiſerin dienen, oder ſie iſt nur eine vorgefaßte Meinung oder ein Vorurtheil, das zu den Laſtern gehört.

§. Die Ehre muß vornehmlich auf unſere Sitten, auf die beſondern Handlungen einen

Ein-

Einfluß haben, welche die Geſetze und auch ſo gar die allgemeine Achtung überſehen und von welchen wir allein Richter ſind, welche aber unſern Stand beflecken, wenn ſie nicht die Gewiſſenhaftigkeit, die Rechtſchaffenheit und Wohlanſtändigkeit zur Richtſchnur haben. Ob man gleich weder geizig, noch ruchlos, noch lügenhaft, noch wollüſtig iſt, ſo giebt es doch an dieſen Laſtern gewiße Schatten, welche die Ehre nicht für erlaubt hält, und welche der geläuterte und gewiſſenhafte Geſchmack der Tugend zu unterſcheiden weiß und ſie meidet. Es ſind das eben die Schatten, nach welchen man die Schönheit der Gemüthsart und die Hoheit der Seele beurtheilt; und nur die Ehre flößt uns die Begierde ein, an allen Orten und zu allen Zeiten das zu ſeyn, was wir zu ſeyn ein Verlangen haben. Laß uns hauptſächlich in gewiße Gedenkungsarten ein Mißtrauen ſetzen, welche die Sitten angehen und in der Geſellſchaft eingeführt ſind. Die Ruchloſen, die Spieler und die Flucher ſcheinen ſich vor der Welt keinen Schandfleck zu machen und dieſe geduldeten Mißbräuche ſcheinen bey nahe den allgemeinen Beyfall zu haben. Und doch haben wir uns, wenn wir vernünftig davon urtheilen wollen, zu fragen, ob wir es gerne ſehen, wenn unſer Freund, unſer Bruder mit dieſen Laſtern beflecket iſt, und ob wir ſelbſt den Muth haben, ſie zu geſtehen.

9. Der unbeſtechliche Verſchnittene.

Eine morgenländiſche Anekdote.

Baharam, ein Sohn des Königs in Perſien Itzdegerd des I. hatte ſich heftig in eine junge Sklavin der Königin, ſeiner Mutter, verliebt. Er war, um dieſes Frauenzimmer zu ſehen, ſo kühn, in den Harem, einen heiligen Ort, zu gehen, zu welchem den Mannsperſonen der Eingang bey den ſchrecklichſten Strafen verbothen iſt. Er wurde in demſelben von dem Könige erwiſcht, der in einem ſehr ernſthaften Tone zu ihm ſagte: — Prinz, du haſt den Tod verdient; ich bin aber Vater, und will bey deinem Verbrechen weiter auf nichts, als die Unbeſonnenheit eines jungen Menſchen ſehen. Ich will es dieſes mal nur bey einer kleinen Strafe bewenden laſſen, die du ſo gar ſelbſt geben ſollſt. Zähle mit deiner Hand dem Verſchnittenen, der dich hinein gelaſſen hat, dreyßig Streiche mit der Peitſche zu, und ſetze ſelbſt einen andern Thürhüter an ſeine Stelle, für den du mir ſtehen ſollſt. Der Prinz gehorchte, gab dem, der ihn hinein gelaſſen hatte, dreyßig Streiche mit der Peitſche, die mit einigen Entſchuldigungen begleitet wurden und begnadigte mit der erledigten Stelle einen andern Verſchnittenen, an dem er eine große Gefliſſenheit bemerket hatte, ihm ſeine Aufwartung zu machen. Einige Tage darauf ermangelte er nicht, wieder in den Harem

zu gehen; der neue Thürhüter aber wies ihn mit eben ſo groſſer Standhaftigkeit, als Ehrfurcht, vor der Thür ab. Vorwürfe, Drohungen, Bitten, verſprochene und dargereichte Geſchenke, alles war umſonſt; es brachte das alles dem Prinzen von Perſien wenigſtens weiter nichts, als ein Kompliment, zu wege, das ihn gar ſehr in Erſtaunen ſetzte. Sohn des Königs der Könige, ſagte nämlich der, den er befördert hatte, zu ihm, haben Sie doch die Gnade, ſich hinweg zu begeben, oder laſſen Sie Sich gefallen, daß ich Ihnen wieder gebe, was Sie meinem Amtsvorgänger gegeben haben.

Die Geſchichte meldet uns weiter nichts; ich ſtelle mir aber vor, der junge Prinz werde ſich hinweg begeben und ſich feſt vorgenommen haben, dieſen undankbaren und verwegenen Thürhüter einmal ſpieſen zu laſſen. Ich ſtelle mir aber auch vor, daß, da er König geworden, er eben dieſen Thürhüter zum Oberaufſeher des Harems, oder vielleicht gar zum königlichen Schatzmeiſter werde ernannt haben.

(Morgenländiſche Bibliothek.)

10. Das Anerbiethen eines guten Herzens.

Der tugendhafte Herr Mauri, Amtmann zu Chateaudun, erhielt die Nachricht, daß

eines von ſeinen Landgütern abgebrannt wäre. Sein Pachter, dem das Herz blutete, kam und bekräftigte dieſe traurige Nachricht ſelbſt. Dieſer unglückliche Bauersmann hatte kaum noch die Kräfte, ihm einige beſondere Umſtände von ſeinem Unglücke zu erzählen. Alles iſt verlohren, mein Herr. Das Feuer hat nichts verſchont. Es hat der ſchleunigſten Hülfe ungeachtet alle ihre Gebäude verzehret. Ich will Ihnen das Wenige, das ich noch habe, anbiethen; das ſind die Trümmer meines Vermögens. Ich wollte Ihnen gerne Ihren Verluſt erſetzen, aber ich kann Ihnen, mein lieber Herr, zum Unglücke weiter nichts, als dieſes, aufopfern. — Nein, lieber Freund, antwortete ihm der verehrungswürdige Beamte, nein, ich will dir das nicht entreiſſen, was deine einzige Hülfe iſt. Behalte dein Geld für deine Familie; du haſt es nöthiger, als ich. Ich erlaſſe dir alles, was du mir ſchuldig biſt. Faße wieder Muth; ich will dich unterſtützen und machen, daß du dein Unglück vergeſſen kannſt.

11. Von einem Pachter und ſeiner Frau.

Das zu rechter Zeit geſchenkte Brod.

Um das Ende des Winters im Jahre 1777. kam ein Pachter des Pfarrſpiels . . . .

wieder aus der Mühle und ſaß auf ſeinem Pferde, auf welchem er noch über dieſes das Mehl von einer halben Laſt Gerſte hatte. An der Ecke einer kleinen Gaſſe wurde dieſer Pachter von einem Nachbar angefallen, der ihm mit aufgehobenen Prügel und mit einem Schwure ſein Mehl abforderte. Der Reiter ſprang vom Pferde, ergriff ſeinen Mann beym Kragen, warf ihn zu Boden und ſagte zu ihm: du ſiehſt, daß es nur auf mich ankömmt, dich umzubringen. Bring mich um, antwortete der Dieb, bring mich um, oder gieb mir dein Mehl; ich muß es haben, ich muß mit meiner Frau und Kindern Hungers ſterben . . . . Ach! du mußt Hungers ſterben; das iſt ein anderes; und doch darf ich dich auch keinen Dieb werden laſſen. Nimm den Sack, ich ſchenke dir ihn und will dir ihn aufladen helfen. Geh, und ſag kein Wort. Das ſeiner Laſt entledigte Pferd lief in vollem Springen in den Pachthof, und da die Pachterin nichts von ihrem Manne ſah, ſo erſchrack ſie und fieng an zu ſchreyen. Knechte und Mägde liefen herbey und giengen ihr auf dem Wege nach. Man fand hundert Schritte davon den Pachter, der ganz ſtill und nachdenkend gieng. Seine Frau fragt ihn. Warum iſt das Pferd? — Schweig! — Und das Mehl? — So ſchweig doch! Da ſie allein waren, ſo erzählt er ihr ſeine Begebenheit und ſetzt hinzu: der arme Mann mußte in großer Noth ſtecken, weil er ſich an mich gemacht hat, der ich ihrer vier, wie er zuſammenſchla-

gen wollte. Die Frau läuft hierauf in die Speiſekammer, nimmt ein Brod daraus, ſteckt es unter ihre Schürze, und ſagt ganz leiſe zu ihrem Manne: weil ſie ſo hungrig ſind, ſo werden ſie nicht warten, bis der Teig gegangen und das Brod gebacken ſeyn wird; ich will ihnen alſo dieſes hintragen. Sie geht ſo gleich fort, und die unglückliche Familie erſchrack, da ſie ſie kommen ſah. Ihre Furcht aber verwandelte ſich in Erſtaunen und Erkenntlichkeit, als ſie ihnen das Brod gab, das ſie mitbrachte, und das eben noch zu rechter Zeit kam, weil die kleinen Kinder ſchon ganze Hände voll Mehl aßen. Dieſe rechtſchaffene Handlung hatte aber auch die Folge, die ſie zu haben verdiente. Dieſes Brod machte einen Mann wieder rechtſchaffen, der durch ein einziges Wort hätte zur Leibesſtrafe gezogen werden können. Er fand Arbeit, war fleißig und brachte ſeinen Kindern gute Grundſätze bey.

12. Gewiſſenhaftigkeit zweyer Bauern.

Zwey Bauern aus der Gegend um B.... fragten den Herrn .... Advocat am 15. December 1784. um Rath. Ihr Herz war mit Seufzern überladen und die Thränen floßen ihnen aus den Augen. Wir ſind ganz troſtlos, Mein Herr, ſagten ſie zu ihm. — Und worüber, meine Kinder? — Unſer Schwiegervater hat eben vor

dem Richter einen Eid geſchworen, der uns zweydeutig zu ſeyn ſcheint. Er hat ſich der ſo verhaßten Verjährung wider einen gutthätigen Müller bedienen zu können geglaubt, ohne deßen Hülfe wir und unſere Kinder kein Brod gehabt hätten. Der Herr . . . fragte ſie, was ſie hierbey thun wollten. Er iſt ganz berückt, antworteten ſie mit Bewegung, wir wollen für den Vater unſerer Weiber bezahlen, und ſie bezahlten wirklich.

Gegen das Ende des Decembers 1785. lief ein junger Knabe von zehen Jahren zu Lüttich über das Eis der Maas. Da das Eis noch nicht ſtark genug war, ſo brach es unter dem Kinde ein, das in den Fluß fiel, und ohne den Beyſtand eines Taglöhners bey dem Dachdecken, Namens Leonard, in demſelben unfehlbar hätte ertrinken müßen, als welcher ſich eben in der Gegend befand, wo das Unglück geſchehen war, über das Eis lief, hin kam, wo der unvorſichtige junge Knabe hineingefallen war, ſelbſt hinein ſprang, ihn noch lebendig ergriff, auf ſeine Schultern nahm und ihn auf den Rand des Eiſes legte.

13. Man beweinet die Rechtſchaffenen.

Ich habe, ſagte der Herr von S. Pierre, verſchiedene Beerdigungen reicher Leute mit angeſehen. Ich habe ſehr ſelten dabey Jemand Thränen vergießen ſehen, wenn ſolches nicht bisweilen von einem alten Bedienten geſchehen, welcher vielleicht keine Hülfe mehr fand. Ich gieng vor einiger Zeit durch eine ziemlich unbewohnte Gaſſe in der Vorſtadt des H. Marcells, und erblickte vor der Thür eines kleines Hauſes einen Sarg. Es lag vor dieſem Sarge eine Frau auf den Knien, die zu Gott bethete und ganz in die Betrübniß verſenket zu ſeyn ſchien. Da dieſe Frau am Ende der Gaſſe die Prieſter erblickt hatte, welche den Leichnam wegtragen ſollten, ſo ſtand ſie auf und gieng davon, und hielt ſich dabey die Hand vor das Geſicht und erhob ein jämmerliches Geſchrey. Es wollten ſie Nachbarn aufhalten und tröſten, aber ihre Mühe war vergeblich. Da ſie vor mir vorbey gieng, ſo fragte ich ſie, ob ſie vielleicht ihre Tochter oder Mutter betraurete? „Ach! mein Herr, ſagte ſie „zu mir und ſchwamm in Thränen, ich betraure „eine Frau, die mir zum Unterhalte meines armen Lebens behülflich war, denn ſie verſchaffte „mir Taglohn.„ Ich erkundigte mich bey den Nachbarn, wer denn dieſe wohlthätige Frau wäre; und es war die Frau eines Tiſchlers. Ihr reichen Leute, wie wendet denn ihr in eurem Le-

ben euren Reichthum an, da Niemand bey eurem Tode Thränen vergießen will?

14. Anekdote aus dem Brüßeler Journale, vom 3. Hornung 1787.

Da unlängſt die Gefangenen in dem Zuchthauſe die traurige und demüthigende Arbeit verrichteten, zu welcher ſie verdammt ſind, und die Gaſſen zu Wien kehrten, näherte ſich ein junger Menſch einem unter ihnen und küßte ihm zärtlich die Hände. — Der Staatsrath, Baron von C. . . der es an dem Fenſter ſah, ließ dieſen jungen Menſchen rufen und ſagte zu ihm, man küßte einem Gefangenen des Zuchthauſes die Hand nicht. — Ey! antwortete der junge Menſch und zerfloß in Thränen, wenn nun dieſer Gefangene mein Vater iſt. . . . Der wehmüthig gewordene Rath erſtattete dem Kaiſer hiervon Bericht, welcher ſo gleich Befehl gab, dieſen zärtlichen Sohn zu der erſten Stelle, die erlediget werden würde, einzuſchreiben, und der Baron von C. . . . vermehrte dieſe Wohlthat dadurch, daß er ihm auch monatlich eine Summe von zehen Gulden aus ſeinem Beutel bewilligte. Unten in der Schrift, durch welche dieſes Geſchenk beſtätiget wurde, ſetzte er die merkwürdigen Worte hinzu: es geſchieht das aus Erkenntlichkeit für die Thränen der

Wehmuth und des Vergnügens, die eurer kindlichen Liebe wegen aus meinen Augen geſloſſen ſind.

15. Vier und zwanzigſter Unterricht.

— Nunmehro mußt du einſehen, worinnen das Sittliche unſerer Handlungen beſtehe. Sie ziehen alle entweder eine Meinung, oder ein Urtheil nach ſich. Es iſt keine unter ihnen gleichgültig, keine, die nicht unſere Gemüthseigenſchaften entſcheiden und nicht entweder einen Tadel, oder ein Lob, zuwege bringen ſollte. Wünſchen wir, reine Ergötzlichkeiten zu genießen, wünſchen wir, daß unſer Leben von Mühſeligkeit, Verdruß und Gewißensbißen frey ſeyn möge: ſo müßen alle unſere Handlungen das Gepräge der Gerechtigkeit, der Redlichkeit, der Liebe, der Rechtſchaffenheit und der Liebe zur Ordnung an ſich haben. Wir müßen den Beluſtigungen entſagen, die dieſen Tugenden entgegen ſind. Wir müßen ihnen Beraubungen vorziehen, bey welchen der Friede der Seele und die Hochachtung unſers Nächſten unverletzet bleiben. Unſere laſterhaften Neigungen, die Reizung der Wolluſt und die Schwachheit unſerer Gemüthsart hintergehen uns oft und verurſachen, daß wir Fehler begehen, für welche wir hernach mit unſerm größten Bedauern und bisweilen mit

der Unglückſeligkeit unſers ganzen Lebens büßen müßen. Wir müßen unſere Natur erforſchen, wir müßen erkennen lernen, was unſere Seele, wenn ſie glückſelig, was unſer Gewiſſen nöthig hat, wenn es ruhig bleiben ſoll, und hierauf zuſehen, ob uns das Laſter glücklich machen könne, ob, wenn wir den rechten Werth der Ergötzlichkeiten, die es uns zuwege bringt, unterſuchen, dieſe Ergötzlichkeiten ſo viel werth ſind, als die Mühſeligkeiten und die Reue, die ſie uns koſten. Würden wir, wenn wir das Gemälde eines glückſeligen Menſchen entwerfen wollen, die Züge dazu von einem Geizigen, von einem Ruchloſen, von einem Lügner, von einem unbarmherzigen und laſterhaften Menſchen herholen? Die Sittenlehre und die Erziehung ſind nichts anders, als eine Weiſung der Wege, die wir zu gehen haben, wenn wir, wo nicht vollkommen glücklich, doch ſo wenig, als möglich, unglücklich werden und den Theil der Glückſeligkeit genießen wollen, welcher der menſchlichen Natur beſchieden iſt. Wir können dieſe Natur nicht ändern, und die Empfindungen unſers Gewiſſens nicht ausrotten. Es iſt uns nicht gegeben eine Zufriedenheit zu genießen, wenn wir gehaſſet und verachtet werden, und wenn wir mit Leuten umgehen müßen, die wir uns zu Feinden gemacht haben. Es iſt uns nicht möglich, etwas Angenehmes darinnen zu finden, wenn wir unſer Leben in der Furcht vor den Strafen zubringen müßen, die wir in dieſem und dem zukünftigen

Leben verdienen. Wo iſt der Menſch, der ſich von einer ſolchen Furcht ſollte frey machen können? Derjenige, der es verſuchen wollte, würde nichts, als Verzweiflung davon tragen. Frage den Gottloſen nach dem Verdruſſe, den ihm ſeine böſen Handlungen koſten; den Geizigen, den Unbarmherzigen und den Lügner, ob ſie den Liebreichen und Großmüthigen nicht wegen der Hochachtung, der Freundſchaft, der Schätzung und der Ehrfurcht, die er genießt, beneiden; die Ruchloſen, ob ihre elenden und abgeſchmackten Ergötzlichkeiten den Werth des Friedens und der Ruhe des Weiſen haben? Haben unſere Gemüthseigenſchaften jederzeit einige Fehler, die wir zu verbeßern haben, ſo ſind auch unſere Herzen niemals ohne gute Neigungen, die wir zu üben haben. Wir werden gut gebohren, und die Natur hat noch nie ein vollkommen gottloſes Herz hervorgebracht. Wir müßen uns alſo nur beſtreben, unſere guten Eigenſchaften zu entwickeln; und koſtet es Mühe und Arbeit, unſere Fehler zu verbeßern, ſo iſt es dagegen etwas Ergötzendes und Angenehmes, ſich den Tugenden ſeines Herzens zu ergeben. Was für ein ſüßes Vergnügen iſt es nicht, wenn man ſeine Eltern durch ſeinen Fleiß, durch ſeine guten Eigenſchaften und durch ſeine guten Geſinnungen glücklich machen kann! Es ſcheint, als ob man ſich eines Theils deßen, was man ihnen ſchuldig iſt, entledigte und doch befördert man dadurch ſein eigen Glück. Es iſt ein wahres Vergnügen, wenn

man

man die Liebe, die Wohlthätigkeit und die Nachſicht gegen ſeines Gleichen ausüben kann, und doch ermuntert man ſie nur dadurch, ſie gegen uns zu hegen. Die Tugend bringt jederzeit eine verborgene Wolluſt mit ſich, und, was noch mehr, ſie zieht die Hoffnung zu Belohnungen nach ſich; das Laſter aber iſt jederzeit mit einer beſchwerlichen, niederträchtigen und verhaßten Handlung verbunden, und zieht lange Gewiſſensbiſſe nach ſich. Die Tugend veredelt alle Leidenſchaften, auch ſo gar die Leidenſchaften des Reichthums, weil man dabey nur rechtſchaffene Mittel braucht, ihn erwerben, und ſich bey dem Gebrauche deßelben nur von der Großmuth leiten läßt. Es wird die Liebe, wenn ſie ſich in den Schranken der Tugend hält, eine edle und wichtige Leidenſchaft. Und auch ſelbſt der Ehrgeiz iſt eine verehrungswürdige Tugend, wenn er den Zweck hat, durch ſeine Einſichten und Fähigkeiten dem Vaterlande und dem Nächſten erſprießliche Dienſte zu leiſten. Die Tugend ſchließt uns auch keinem Vergnügen aus, ſie verdammt nur den Mißbrauch und die Unordnung dabey; ja ſie befiehlt uns gar den Genuß deßelben an, inſoferne er der in der Geſellſchaft eingeführten Rechtſchaffenheit und Ordnung unterworfen iſt.

Beſchluß.

Der allgemeine Entwurf unſers Lebens, wenn es glückſelig ſeyn ſoll, wenn wir die Ergötzungen, die

die damit verbunden ſind, genießen und das Ende deßelben ohne Reue und Verzweiflung herbey kommen ſehen wollen, iſt alſo folgender.

Herzliche, gehorſame und ehrerbietige Geſinnungen gegen unſre Eltern, damit wir uns ihrer herzlichen Liebe würdig machen mögen, Freundſchaft, Wohlwollen und Liebe gegen unſern Nächſten, Gehorſam gegen die Geſetze und die Obrigkeit, die uns ſchützen, Ehrfurcht für den Gottesdienſt und die Religion, zu welcher wir uns bekennen, Wohlanſtändigkeit und Rechtſchaffenheit in allen unſern Handlungen, Klugheit und Mäßigung bey unſern Ergötzlichkeiten, und Liebe zur Ordnung und zur Wahrheit. Glückſelig iſt der Menſch, der verſtändig iſt und ſich beſtrebt, das Glück durch dieſes Mittel zu erlangen.

16. Die patriotiſche Geſellſchaft zu Valence in Dauphine hat eben die herzhafte That, die wir hier erzählen werden, mit dem Geſchenke einer Summe Geld belohnt, die dem Werthe einer goldenen Schaumünze gleich iſt.

Donnerſtag, den 4 Jenner 1787. Abends um fünf Uhr fuhr der Schiffer des Marktſchiffs von Lyon nach Avignon, Namens Ganivet, ſeiner Gewohnheit nach auf einem kleinen

Fahr-

Fahrzeuge ab, um die nach Valence beſtimmten Waaren abzugeben. Er regierte das Fahrzeug, es wehete ein ſtarker Nordwind, das Waſſer war in großer Bewegung und ſein Fahrzeug ſchwer beladen. Es war ihm nicht möglich, einem gefährlichen Strohme bey dem Laternenhafen auszuweichen, und er ſtieß an ein Zollſchiff, das daſelbſt angebunden war. Er verſchwand ſogleich mit ſeiner ganzen Ladung. Zum Glücke hatte er, weil er den Stoß vorher ſah, um Hülfe gerufen, und es war ein junger Schiffer von ſechzehen Jahren, Namens Heinrich Raymond, auf Fahrzeugen, die nahe bey dem Zollſchiffe waren, herbeygeſprungen. Er ſieht den Ganivet an dem Rande eines dieſer Fahrzeuge wieder zum Vorſchein kommen und ergreift ihn eiligſt bey dem Arme, um ihm in daßelbe ſteigen zu helfen, hat aber nicht Stärke genug, und Ganivet, welcher noch Gegenwart des Geiſtes übrig behalten hatte und ſah, daß er dieſen jungen Menſchen hinein ziehen und um das Leben bringen würde, machte ſich von ihm los und ſchwimmt, ſo gut er kann. Der junge Menſch läßt ihn nicht aus dem Geſichte, geht ihm von einem Fahrzeuge zum andern nach, und da er ſieht, daß er von Kräften kommen will, ergreift er ihn noch einmal bey dem Arme und hält ihn ſo lange, bis auf ſein Geſchrey endlich Leute herbeykamen und ihn herausziehen halfen. Die Standhaftigkeit und der Muth des jungen Raymonds ſind um ſo verdienſtlicher, als zwey jun-

ge Leute, welche anfänglich auf das erſte Geſchrey des Ganivets mit ihm herbey geſprungen waren, in dem Augenblicke, da ſie ihn Schiffbruch leiden ſahen, aus Furcht, um ihr Leben zu kommen, wenn ſie ihm zu Hülfe kämen, ſchändlich davon liefen und auch den Raymond mitnehmen wollten. Ganivet hat, da er wieder aus dem Waſſer gezogen war, durch die Zeugniße, die er ihm aus Erkenntlichkeit gab, alles ausgeſagt, was er der Unerſchrockenheit und Klugheit dieſes jungen Menſchen zu danken hatte, und was es noch beßer beſtätigte, war die lebhafte Freude, die der junge Menſch ſelbſt darüber ausbrechen ließ, daß er ſein Erretter geweſen.

17. Sehr wenig Leute haben den Muth, glücklich zu ſeyn.

Ein großer Fürſt gieng, da er noch jung war, gerne allein an abgelegenen Orten und hauptſächlich ohne das geringſte Gepränge, an dem man ihn hätte erkennen können, ſpatzieren. Er erblickt an der Seite eines Bergs einen Hirten, der ſeine Frau und ſeine drey Kinder bey ſich hatte. Der Mann war noch in ſeinen beſten Jahren und die Freude leuchtete ihm aus ſeinem von der Sonne verbrannten Geſichte. Seine Gattin ließ eben dieſe Frölichkeit von ſich blicken und hatte ihre Annehmlichkeiten der bloßen Na-

tur

tur zu danken. Ihre kleine Familie vergnügte ſich mit ihnen und ſie umarmten ſich eines nach dem andern. Was für ein Anblick für eine empfindſame Seele! und zwar ſo hatte die Seele des Fürſten ihre Feinheit noch nicht verlohren, welche im Alter und bey dem Mißbrauche der Empfindungen ſtumpf zu werden pflegt. Er geht auf ſie zu. Lieben Freunde, ihr kommt mir vergnügt vor! O! ſagte der Hirte, es iſt kein Menſch im ganzen Königreiche ſo glücklich, als ich. Sie müßen es ja ſehen. Ich habe eine Frau, die ich liebe, und Kinder, die mir eben ſo lieb ſind. Das iſt nun zwar mein ganzer Reichthum, aber Gott ſey Dank, ich bin recht geſund. Wir arbeiten alle, und unſere Kinder fangen ſchon an, uns an die Hand zu gehen. Der Biſſen Brod, den wir eſſen, wird uns freylich bisweilen ſauer zu verdienen, das muß ich ſagen; aber wir haben ihn verdient und er koſtet uns keine Vorwürfe; und hernach iſt ein guter Appetit beßer, als die köſtlichſten Gerichte! . . . Wie, antwortete der Fürſt ſeufzend, ihr habt euch alſo nichts zu wünſchen? . . . . Wünſchen! . . . und wenn ich meine Umſtände überlege . . . wenn ich mir etwas wünſchen ſollte! hätte ich zehen Goldſtücke, ſo hätte ich alles, was ich mir anjeßo wünſchen könnte. Ein kleines Haus, worinnen meine Frau und Kinder wohnen könnten, und ungefähr einen Morgen Land, ſo ſtürbe ich hernach ohne den geringſten Kummer. Ich hinterließe meiner Familie ein

gutes Auskommen; denn ich liebe ſie noch mehr, als mich ſelbſt. Sehen Sie das nicht ein? .. — Lieber Freund, antwortete der Fürſt, ich bin nicht ſo glücklich, daß ich Ehemann oder Vater wäre, ich bin gar nicht verheurathet. — So ſind Sie freylich ſehr zu beklagen; denn ich weiß mir keine andere Glückſeligkeit zu denken, als dieſe. Merken Sie Sichs, der König ſelbſt .. o! ich halte ihn ſeiner Hoheit ungeachtet für ſehr unglücklich; denn er hat noch keine Frau. — Du haſt Recht, beneide ihn nicht. — Sie weinen! .. — Ja, der König verdient dein Mitleiden. — Mein Mitleiden! er hat unſere ganze herzliche Liebe. Wir, ich, meine Frau und Kinder rufen Gott alle Tage für ihn von ganzem Herzen an, daß er ihn mit allen ſeinen Segen überſchütten wolle. Unſer Herr iſt ſo gut! möchten wir doch bald eine Königin haben, die ſeiner würdig iſt! .... Der Fürſt wollte ſeine Thränen verbergen, die ſich verdoppelten. — Lieber Freund ... lieber Freund, es iſt dem Könige ſehr angenehm, daß er die Zuneigung ſo rechtſchaffener Leute hat, als ihr ſeyd. Nehmet in Erwartung der Merkmaale ſeiner Erkenntlichkeit dieſe funfzig Goldſtücke an. Funfzig Goldſtücke, ſchrie der Hirte, funfzig Goldſtücke! .... liebe Frau, lieben Kinder, fallet ihm zu Fuße ... — Stehet auf, meine Kinder, ſagte der Fürſt, und liebet mich.

18. Tugend und Muth zweyer Römiſcher Sklaven.

Der Römiſche Kaiſer Nero war ein außerordentlich laſterhafter und grauſamer Menſch. Zwey Ausländer hatten ihn verhindert, eine Frau zu entführen, in die er ſich verliebet hatte, und er beſchloß, ſie umzubringen. Er konnte ihnen den Prozeß nicht machen laſſen, weil ſie kein Verbrechen begangen hatten; und er ergriff alſo das Mittel, ſie ermorden zu laſſen. Dieſe beyden Ausländer hatten ein jeder einen treuen Sklaven, welche hinter das Vorhaben kamen, welches der Kaiſer hatte, ihre Herren umbringen zu laſſen; und ſie faßten den großmüthigen Entſchluß, zu ihrer Rettung ihr Leben herzugeben; Sie befanden ſich damals auf dem Lande und einer von den Sklaven ſchrieb ihnen: „verlaſſen „Sie ſo gleich, wenn Sie dieſen Brief erhalten „haben werden, Italien. Sie ſind darinnen „ihres Lebens nicht ſicher. Da Sie Sich aber „an keinen Ort begeben können, der nicht unter „des Tyrannen Bothmäßigkeit ſteht, ſo ändern „Sie Ihre Namen. Wir wollen wieder zu Ih„nen kommen, wenn es der Wille der Göt„ter iſt.„

Da dieſen beyden Ausländern die Treue ihrer Sklaven bekannt war, ſo kamen ſie dem, was ihnen in dem Briefe empfohlen worden war, aufs genauſte nach, ob ſie gleich die Urſache da-

von nicht einſahen. Inzwiſchen zog ein jeder von den beyden Sklaven, weil ſie wußten, daß die Thüren ihrer Häuſer mitten in der Nacht erbrochen werden ſollten, ein Kleid von ihren Herren an und legten ſich in ihre Betten. Da ſie ſich aber vorſtellten, daß man nach ihrem Tode erfahren würde, daß ſie die Grauſamkeit des Tyrannen hintergangen hätten, ſo nahm ein jeder ein Meſſer, um ſich damit einige Stiche ins Geſicht zu geben, damit ſie nach ihrem Tode unkenntlich ſeyn möchten. Sie hatten Muth, ihren Entſchluß auszuführen und blieben von den Stichen, die ſie bekommen hatten oder die ſie ſich ſelbſt gegeben hatten, auf dem Boden des Zimmers durchbohrt liegen. Da ſie die Mörder für tod hielten, ſo giengen ſie wieder fort. Zum Glücke aber befand ſich in dem Hauſe eine Frau, die ſich anfänglich ſehr fürchtete; ſo bald aber die Trabanten des Nero fortgegangen waren, hinauf in das Zimmer gieng und fand, daß einer von dieſen Sklaven keine einzige tödliche Wunde bekommen hatte. Sie eilte, ihm Hülfe zu leiſten, welche aber der Sklave nicht eher annehmen wollte, als bis ſie ihm geſchworen hatte, das Geheimniß bey ſich zu behalten. Ihre Bemühungen hatten eine gute Wirkung und der Sklave kam wieder zu ſeinem Herrn. Der Edelmann konnte ſich bey dem Zuſtande dieſes treuen Bedienten der Thränen nicht enthalten, welcher ſich das Geſicht mit den Meſſerſtichen, die er ſich gegeben hatte, ganz verſtellt hatte. Er wollte

ſein Vermögen mit ihm theilen, der Sklav aber wollte ihn niemals verlaſſen, und endigte ein Leben bey ihm, das er ihm aufgeopfert hatte.

19. Glicere.

Glicere war ſchön und arm. Sie war kaum ſechzehen Jahre alt, ſo büßte ſie ihre Mutter ein, die ſie erzogen hatte. Da ſie ſich alſo genöthiget ſah, zu dienen, ſo hütete ſie die Schafe des Lamon, welcher das Feld eines reichen Bürgers zu Mitylene bauete. Sie gieng eines Tags mit Augen, die in Thränen ſchwammen, hin zu dem einſamen Grabe, in welchem ihre Mutter lag. Sie goß einen Becher reines Waſſers auf daſſelbe und behängete die Aeſte der Stauden, die ſie um das Grab gepflanzet hatte, mit Blumenkränzen. Sie ſetzte ſich darauf in den Schatten dieſes traurigen Geſtäudes, trocknete ihre Thränen ab, und ſagte: „o du liebreichſte unter den Müttern! wie theuer iſt meinem Herzen das Andenken deiner Tugenden! „du haſt eben jetzo meine Unſchuld gerettet. „Vergeſſe ich jemals die Lehren, die du mir „mit einem ſo ſanften Lächeln in jenem kläglichem „Augenblicke gabſt, nach welchem ich dich, die du „lagſt, mit deinem Haupte an meiner Bruſt „lagſt, deinen Geiſt aufgeben ſah, vergeſſe ich „ſie jemals, ſo will ich, daß mich die gnädigen

„Götter verlaſſen und daß dein heiliger Schat-
„ten auf immer von mir weiche. O liebe Mut-
„ter, du haſt mir eben jetzo meine Unſchuld ge-
„rettet. Ich will deiner abgeſchiedenen Seele
„alles erzählen. Wie unglücklich bin ich! Iſt
„Jemand in der Natur, vor dem ich mein Herz
„ausſchütten könnte? Nicias, der Herr dieſer
„Gegend, war gekommen und wollte die Ergötz-
„lichkeiten des Herbſts genießen. Er ſah mich,
„blickte mich mit einer freundlichen und liebrei-
„Mine an, lobete meine Schafe und die Mühe,
„die ich mir ihnen gäbe, ſagte oft zu mir, ich
„wäre artig und gab mir Geſchenke. O Götter,
„wie betrog ich mich! aber hegt man denn auf
„dem Lande ein Mißtrauen? Ich ſagte zu mir
„ſelbſt: wie gut iſt unſer Herr! möchten ihn
„doch die Götter ſegnen! Ich will nur für ihn
„bethen, das iſt alles, was ich thun kann; aber
„ich will es auch unabläßig thun. Die Reichen
„ſind glücklich und von den Unſterblichen gelie-
„bet. Und ſind ſie ſo wohlthätig, wie Nicias,
„ſo verdienen ſie, es zu ſeyn. So ſagte ich zu
„mir ſelbſt und ließ es geſchehen, daß er mich
„bey der Hand nahm und ſie mit der ſeinigen
„drückte. An einem andern Tage ſchämete ich
„mich und hatte das Herz nicht, die Augen auf-
„zuſchlagen, als er mir einen goldenen Ring an
„meinen Finger ſteckte. Siehſt du, ſagte er zu
„mir, was in dieſen Stein geſtochen iſt? das ge-
„flügelte Kind, das ſo lächelt, wie du und das
„dich glücklich machen ſoll. Er ſtreichelte mir

„den

„bey Ausſprechung dieſer Worte mit ſeiner Hand „die Backen, welche feuerroth waren. Er liebt „dich, er hegt die zärtliche Sorgfalt eines Va„ters für dich. Womit kannſt du dich ſo vieler „Gutthaten eines ſo reichen und mächtigen „Herrn würdig machen? O liebe Mutter, ſo „dachte dein armes Kind noch immer! Him„mel! wie groß war mein Irrthum! da er mich „dieſen Morgen in dem Baumgarten angetrof„fen hatte, fuhr er mir ganz vertraulich mit der „Hand unter das Kinn. Komm, ſagte er zu „mir, komm und trage mir Myrten, friſche Blu„men in die Laube, damit ich mich in derſelben „an ihrem lieblichen Geruche ergötzen möge. Ich „gebe mir Mühe, die ſchönſten Blumen auszule„ſen und laufe damit voller Freuden in die Lau„be. Der Zephir, ſagte er zu mir, iſt nicht ſo „ſchnell, und die Göttin der Blumen nicht ſo „ſchön, als du. Er nahm mich darauf, o ihr „unſterblichen Götter, ich zittere noch davor, in „ſeine Arme, drückte mich an ſeinen Buſen, und „es floß ihm alles, was die Liebe verſprechen, „und was ſie nur Süßes und Verführeriſches „hervorbringen kann, von ſeinen Lippen. Ich „weinete, ich zitterte, und da ich zu ſchwach „war, der Verführung zu widerſtehen, ſo wäre „ich ewig unglücklich geweſen. Nein, du hät„teſt kein Kind mehr, wenn dein Andenken nicht „über mich gewachet hätte. Ach! wenn dich „deine verehrungswürdige Mutter jemals unan„ſtändige Liebkoſungen hätte dulden ſehen! Die-

„ſer einzige Gedanke gab mir die Stärke, mich „aus den Armen des Verführers loszureißen und „zu entfliehen. Nun komme ich, wie ſüße iſt „es mir, daß ich noch den Muth dazu habe, und „will auf deinem Grabe weinen. Ach! ich ar„ine Unglückliche, mußte ich dich ſo jung verlie„ren! Ich verwelke wie dieſe Nelke, die der ein„zigen Stütze beraubt iſt, die ihren zitternden „Stiel aufrecht erhielt. Hier iſt ein Becher rei„nes Waſſer, das ich zur Ehre deiner abgeſchie„denen Seele ausgieße. Laß dir dieſe Kränze „gefallen, nimm meine Thränen an, möchten ſie „doch bis zu dir durchdringen. Höre, o liebe „Mutter, höre, bey deiner Aſche, die hier unter „dieſen Blumen ruht, die meine Augen ſo oft „benetzt haben, bey deinem heiligen Schatten er„neure ich das Gelübde meines Herzens. Die „Tugend, die Unſchuld und die Furcht der Göt„ter ſollen mein Leben glücklich machen. Und „ſo wird die Dürftigkeit meine heitern Tage nie„mals trübe machen. Möchte ich doch nichts „thun, das du nicht mit dem Lächeln deiner herz„lichen Liebe gebilliget haſt; denn ſo weiß ich „gewiß, daß ich von Göttern und Menſchen ge„liebet werde, wie du von ihnen geliebet worden „biſt; denn ich werde freundlich und ſittſam ſeyn „und die Arbeit lieben. O liebe Mutter, wenn „ich alſo lebe, ſo hoffe ich zu ſterben, wie du „ſtarbſt, nämlich lächelnd und Freudenthränen „vergießend.„

Ein

Glicere empfand, da ſie dieſen Ort verließ, den ganzen Reiz der Tugend. Die ſüße Wärme, die ſie in ihre Seele ausgegoßen hatte, leuchtete ihr aus ihren noch von Thränen naſſen Augen. Sie war ſo ſchön, als jene Frühlingstage, an welchen die Sonne durch das dünne Gewebe eines kühlen und dünnen Regens ſcheint. Nachdem ihr Gemüth wieder heiter geworden, ſo eilte ſie wieder zu ihren Schafen zu kommen, als ihr Niciae entgegen kam. O Glicere, ſagte er zu ihr mit Thränen, die ihm über ſeine Wangen herab lieſen, Glicere, ich habe dir auf dem Grabe deiner Mutter zugehöret. Fürchte dich vor nichts, tugendhaftes Mädchen, ich danke es den Unſterblichen, ich danke es der Tugend, als welche mich vor dem Vergehen, deine Unſchuld zu verführen, bewahret hat. Vergieb, keuſche Glicere, vergieb, und befürchte keinen neuen Angriff von mir. Meine Tugend ſiegt durch die deinige. Sey fromm, ſey rechtſchaffen, ſey aber auch glücklicher. Jene mit Bäumen umgebene Wieſe nicht weit von dem Grabe deiner Mutter und die Hälfte der Schafe, die du gehütet haſt, ſollen dein ſeyn. Möchte dich ein Mann, der ſo tugendhaft, als du, in deinem Leben recht glücklich machen! Weine nicht, tugendhaftes Mädchen! Nimm das Geſchenke an, das dir ein aufrichtiges Herz giebt, und erlaube ihm, künftig für dein Glück zu ſorgen. Verſagſt du es mir, ſo wird mir die Gewiſſensangſt, daß ich deine Tugend beleidigt habe, u.

meinem Leben eine Marter ſeyn. Vergiß, ach! habe die Güte, mein Vergehen zu vergeßen. Ich liebe dich als eine wohlthätige Gottheit, die mich wider mich ſelbſt beſchützet hat.

20. Rede eines Vaters an ſeine Tochter von den Pflichten der Weiber gegen ihre Männer.

Ich habe mehr als einmal bemerket, liebe Tochter, daß die meiſten Uneinigkeiten, die in den Familien zwiſchen Mann und Frau entſtehen, ihrem Grunde nach bey nahe nichts ſind. Es iſt das oft nur ein Funke, der ein großes Feuer verurſachet.

Es will zum Beyſpiele eine Frau ausgehen und einen Beſuch abſtatten. Sie ſagt es ihrem Manne, und nennt die Perſon, die ſie beſuchen will. Es iſt dieſer Beſuch allen Regeln des Wohlſtandes und der Höflichkeit gemäß. Der Mann ſetzt ſich aber lediglich darum dawider, weil ihm zu der Zeit der Kopf nicht recht ſteht. Es koſtete der Frau nichts, wenn ſie ihren Beſuch auf ein ander mal verſchöbe, ſie hat auch ſchlechte Urſachen, warum ſie ihn eben an dieſem Tage abſtatten will, da ihr Mann Urſachen hat, es nicht haben zu wollen. Inzwiſchen entſteht von beyden Seiten eine Hartnäckigkeit, da ſie doch kurz vorher auf das liebreichſte und artigſte

mit einander umgegangen waren. Es iſt keine Spur mehr davon zu ſehen. Es iſt das ein Sturm, der ſchnell auf ein heiteres Wetter kömmt. Der Mann nimmt einen hohen Ton an, die Frau ſtimmet den ihrigen nicht herab, die Gemüther fangen Feuer wie das dürreſte Stroh, man nimmt ſich in Ausdrücken nicht mehr in Acht, man ſagt ſich verdrießliche Dinge, die man nicht achtet, und die doch einen Sauerteig im Herzen laſſen, in dem er zur Gährung kömmt, ſo daß man bey der erſten Gelegenheit deſto fertiger iſt, ſich der unerheblichſten Dinge wegen zu entzweyen. So verwelket und vergeht nach und nach die erſte Blüthe der ehelichen Liebe, man ſieht ſich nicht mehr mit den Augen an, wie vorher; und es entſtehen hieraus unzähliche Verdrießlichkeiten. Denn die Liebe kömmt nicht ſo leicht wieder, als ſie vergeht.

Hier iſt nun, meine liebe Tochter, das Verhalten, das du zu beobachten haſt, wenn du Friede und Einigkeit in deinem Hauſe erhalten willſt, folgendes. Iſt deine und deines Mannes Meinung verſchieden, kömmt es auf Dinge von einiger Wichtigkeit, auf deine oder deiner Kinder Angelegenheiten an, hältſt du das, was du denkſt, für augenſcheinlich beßer, als was dein Mann denkt: ſo nimm dir nicht vor, es durch die Stärke deiner Gründe, ſondern durch die Sanftmuth und dadurch, daß du dich bey ihm beliebt zu machen ſuchſt, bey ihm dahin zu bringen, daß er deinem Rathe folgt. Höre ſeine

Gründe

Gründe recht an und verlaß dich nicht zu ſehr auf deine Einſichten; denn man muß gar ſehr von denſelben verſichert ſeyn, wenn man den Ausgang auf ſich nehmen will. Sey demnach ſehr vorſichtig, und bekräftige nichts. Sage deine Gründe einfältig und beſcheiden. Bitte, ſie zu überlegen, erzeige dich aber jederzeit bereitwillig, dich nach ſeinem Willen zu richten.

Bleibt er ungeachtet alles deßen bey ſeiner Meinung, ſo laß deine Gedult nicht fahren. Stelle dich niedergeſchlagen und nicht verdrießlich an, gieb dir die äußerſte Mühe, ihm nicht das Geringſte von deiner gewöhnlichen Gefälligkeit gegen ihn zu entziehen, und gieb ihm zu erkennen, daß die Furcht, um ſeine Freundſchaft zu kommen, weit mehr Gewalt über dein Herz habe, als der alleranſehnlichſte Vortheil.

Hat er einen Anverwandten, zu dem er Zutrauen hat, ſo nimm deine Zuflucht zu ihm. Sage nicht gerade zu ihm, dein Mann hätte Unrecht, ſondern nur, du beſorgteſt Recht zu haben. Bitte ihn, dir ſeine Meinung zu ſagen, und verſichre ihn, daß du ihm in allem folgen wollteſt. Suche ihn zu bewegen, mit deinem Manne, aber nicht von deiner vollkommenen Ueberzeugung, ſondern von deiner Sorge, nichts von dem geringſten Mißvergnügen darüber, daß er auf deine Vorſtellungen nicht Rückſicht nimmt, ſondern von deiner vollkommenen Unterwerfung zu reden. Das iſt es alles, liebe Tochter, was du in dergleichen Falle thun kannſt. Kannſt du

ihn

ihn gar nicht auf andere Gedanken bringen, und kömmt er darüber zu kurz, daß er dir nicht hat Gehör geben wollen: ſo halte zurück, halte ſchlechterdings mit allen Vorwürfen zurück. Mache ſeinen Verdruß nicht noch größer, ſondern ſuche ihn durch eine ungezwungene Schonung zu vermindern. Er war vor dem Ausgange der Sache widerſpenſtig, er könnte nach ſeinem Unglücke erbittert und zornig werden, wenn du ſo unverſtändig wäreſt, ihm zu verſtehen zu geben, daß er den ſchlechten Ausgang ſeiner Sache nur ſich ſelbſt zu danken habe.

Eine vernünftige Frau darf niemals von dem Guten reden, das ſie ihrem Manne gethan hat, noch von dem Böſen, das ſie von ihm hat abwenden wollen. Es iſt zu befürchten, er werde dergleichen Reden für ein Merkmaal des Stolzes und der Eitelkeit, oder als einen Vorſatz ihn zu kränken anſehen.

Kömmt es nur auf gleichgültige Dinge an, ſo gieb augenblicklich nach. Warum wollteſt du einer Kleinigkeit wegen den rechthaberiſchen Ton annehmen, da du ihn doch nicht einmal um der wichtigſten Dinge willen annehmen darfſt? Ich gebe gerne zu, daß das keine leichte Sache ſey, und daß man die Vernunft in hohem Grade beſitzen müße, wenn man im Stande iſt, Unrecht zu haben, ob man es gleich nicht hat. Es iſt das ein Opfer, das theuer zu ſtehen kömmt, das aber doch auch ſehr einträglich iſt. Es macht,

daß

daß ein gutes Verſtändniß obwaltet, beugt vie- len Stürmen vor, und bringt einer Frau das Glück zu wege, von ihrem Manne zärtlich geliebet und von Jederman hochgeachtet zu werden.

21. Johann Noirtin.

Sein Muth.

Den 21. December 1779. kam in der Wohnung eines Bauers zu Rouvre, in Xantois, einem Dorfe in Lothringen, Feuer aus. Es konnte kaum dieſer Bauer mit ſeiner Familie dem Feuer entgehen, alles übrige aber wurde in einem Augenblicke von dem Feuer verzehret. Man konnte weiter nichts thun, als das man die benachbarten Häuſer zu retten ſuchte, auf welche der Wind das Feuer zuführte; man mußte aber ſchlechterdings den Brand unter dem Schutthaufen des Hauſes dadurch löſchen, daß man das Zimmerholz des Dachs einhieb; und hierauf kam das Wohl des ganzen Dorfs an. Man hielt ſich mit Berathſchlagen auf, Niemand aber wollte die Ausführung über ſich nehmen, als ernannter Johann Noirtin, der auf den erſten Lermen halb nackend herzugelaufen war und ſchon mit dem größten Muthe gearbeitet hatte, mit einer Axt in der Hand auf das Dach ſtieg. Er gieng mitten durch das Feuer und den Rauch,

hatte aber kaum einige Hiebe auf den Hauptbalken des Zimmerholzes gethan, ſo ſtürzte das Dach ein, nahm ihn bey ſeinem Einſturze mit fort und er fiel vierzig Schu hoch in den Feuerſchlund herab. Man hielt ihn für verlohren, als er an einem Fenſter zum Vorſcheine kam, und ſchrie, man ſollte das Gitter einſtoßen. Man lief hiezu und hatte das Glück, ihn aus dem Feuer zu ziehen. Er war halb verbrannt, hatte weder Haare noch Kleider mehr, und fiel für Entkräftung von dem, was er ausgeſtanden hatte, ſterbend nieder. Ein benachbarter Pfarrer, der an der Spitze ſeiner Pfarrkinder zu Hülfe gekommen war, hörte ihn Beichte und gab ihm die Abſolution. Vier Männer trugen ihn nach Hauſe, da ſich indeßen andere nach einem Wundarzte umſahen, den man aber mit großer Mühe unter denen fand, die an der Löſchung des Feuers arbeiteten. Der Wundarzt lief zu dem Sterbenden; es ergriff aber das Feuer, indem dieſes vorgieng, das nächſte Haus an dem, das niedergebrannt war, und die Sturmglocke wurde von neuem geläutet. Der Wundarzt kam in Noirtins Haus, traf ihn aber nicht an. Dieſer unerſchrockene Mann hatte die Glocke gehöret, er hatte hierauf alle ſeine Kräfte zuſammengenommen und ſich aus den Armen ſeiner Frau und Kinder losgerißen, welche ihn mit Thränen benetzten und ihn nicht wieder fortgehen laſſen wollten. Er lief und kam wieder zum Feuer, man konnte kaum ſeinen eigenen Augen trauen, man

empfieng ihn mit einem Freudengeſchrey und redete ihm ſtark zu, auf ſein Leben bedacht zu ſeyn; er ſtieg aber ohne Jemand anzuhören auf das Dach des Hauſes, und arbeitete eine Stunde lang mit unglaublichem Eifer. Der glückliche Erfolg krönte ſeinen unerſchrocknen Muth und es gelang ihm, dem Brande Einhalt zu thun. Er ſtieg von Blut und Staube bedeckt herunter, und fiel für Schwachheit und Entkräftung nieder. Man trug ihn von neuem nach Hauſe. Das Blut lief ſtrohmweiſe aus einer Wunde, die er am Kopfe bekommen hatte, und er hatte auch noch vier andere beträchtliche, aber doch zum Glücke nicht ſehr gefährliche Wunden.

22. Der H. Benedikt Labre.

Dieſer Heilige ſtarb den 16. April 1783. zu Rom im fünf und dreyßigſten Jahre ſeines Alters; denn er war den 26. Merz 1748. in dem Pfarrſpiele Saint Sulpice in dem Kirchengebiethe von Boulogne-ſur-Mer in Artois gebohren. Sein Vater und ſeine Mutter, die ſehr gottesfürchtige Leute waren, flößeten ihm von ſeiner zarteſten Kindheit an die Furcht vor Gott und die Liebe zur Religion ein. Nachdem er ungefähr zwölf Jahr alt worden war, thaten ſie ihn zu einem von ſeines Vaters Brüdern, der Pfarrer zu Erin war, um bey demſelben die Anfangsgründe der lateiniſchen Sprache zu erlernen.

Er war von der Zeit an ſo mildthätig, daß er den Armen das zu ſeinem Unterhalte beſtimmte Brod gab, und es bisweilen aus Furcht, daß man ihn ſehen möchte, zum Fenſter heraus gab. Nachdem ſich in dem Pfarrſpiele Erin eine Art einer anſteckenden Krankheit angeſponnen hatte, ſo gieng er mit ſeinem Vetter überall hin und ſtand den armen Kranken bey; er gieng auch auf die Aecker und Wieſen und holte Gras zur Fütterung des Viehs der Kranken. Nachdem ſein Vetter geſtorben war, ſo hielt er ſich eine Zeit lang zu Contenville bey einem andern Vatersbruder, Namens Herr Vincent auf, als welcher daſelbſt Vikarius war, heut zu Tage aber Pfarrer zu Peiſſes und ein überaus gottesfürchtiger und mildthätiger Prieſter iſt, der ſich durch ſeine Tugenden und reichlichen Almoſen die Hochachtung des ganzen Landes erworben hat.

Benedikt Joſeph Labre wurde zu Sept-Fonts ein Mönch; da ihn aber ſeine Kränklichkeit genöthiget hatte, nach einem achtmonatlichen Aufenthalte von da wegzugehen, ſo fieng er an in verſchiedene Länder mit einer ſolchen Verleugnung und mit einem ſolchen Geiſte der Armuth Wallfahrten zu halten, daß er auch ſo gar die Gaben, die man ihm aus Freygebigkeit geben wollte, ausſchlug, wenn ſie über ſeine mäßigen Bedürfniße giengen. Nachdem er ſeine Wohnung zu Rom aufgeſchlagen hatte, ſo theilte er die Almoſen, die man ihm gab, und auch ſo gar bisweilen die Suppe, die man ihm zu ſei-

nem Unterhalte reichte, unter die Armen aus, und nahm zu ſeiner Nahrung weiter nichts, als Dorſchen vom Brocoli, (eine Art Kohl), Limonenſchaalen und Lattichblätter zu ſich, die er auf den Gaſſen fand. Sein Beichtvater hat ausgeſagt, daß, da er eines Tags bey ſich beſchloſſen gehabt habe, ihm etwas Geld zu geben, Labre zu ihm gekommen ſey und zu ihm geſagt habe: **Mein Vater, Sie werden beßer thun, wenn Sie das Geld, das Sie für mich beſtimmt haben, andern geben.** Nachdem er ihm auch wider ſein Wiſſen Leinwand gekauft habe, um ihm zwey bis drey Hemden zu machen, der tugendhafte Bußfertige zum zweytenmal zu ihm gekommen ſey und zu ihm geſagt habe: **mein Vater, erlauben Sie, daß ich die Hemden, die Sie mir geben wollen, nicht annehme, und Sie erſuche, ſie für die und die Perſon, die er ihm nannte, aufzuheben.**

Das Reich Gottes gehört den Armen. Es iſt leichter, ſagt U. H. J. Ch. daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher durch die Pforte des Himmels. Matth. 19, 24. Luc. 18, 25.

Herr, flöſe uns die Liebe zu den Armen und den Geiſt der Armuth ein!

23. Myrtillus.

Eine Idylle.

Myrtill war an einem ſchönen Abend an einen benachbarten See gegangen, von deßen Waſſer der Schein des Monds zurückprallete. Die tiefe Stille der von dieſem angenehmen Lichte erleuchteten Felder und die ſanften Töne der Nachtigall hatten ihn lange in eine ruhige Entzückung verſenket erhalten. Endlich aber gieng er doch wieder in die Laube von grünen Weinblättern, die vor ſeiner einſamen Hütte lag, und fand ſeinen alten Vater, der bey dem Scheine des Monds ganz ſanft ſchlief. Der Greis lag auf dem Raſen und hatte ſein graues Haupt auf eine von ſeinen Händen gelehnet. Myrtill blieb mit kreuzweiß über einander geſchlagenen Armen vor ihm ſtehen. Er blieb lange in dieſer Stellung. Seine Augen waren beſtändig auf ſeinen Vater gerichtet; er ſah nur von Zeit zu Zeit durch die Blätter den Himmel an und Freudenthränen floſſen aus ſeinen Augen.

O du, ſagte er, du, den ich nach den Göttern am meiſten verehre! O mein Vater, wie ſanft ruheſt du! Wie lieblich iſt der Schlaf des Gerechten! Deine wankenden Schritte haben dich ohne Zweifel aus der Hütte heraus getragen, um den Abend in heiligem Gebethe zuzubringen, und du wirſt bethend eingeſchlafen ſeyn!

ſeyn! Du wirſt auch für mich gebethet haben, o mein Vater! Ach! wie glückſelig bin ich! Die Götter erhören dein Gebeth; denn warum ſollte ſich ſonſt unſere Hütte vor aller Gefahr beſchützet und von den ſich unter der Laſt ihrer Früchte beugenden Aeſten beſchattet befinden? Warum ſollte der Segen des Himmels auf unſern Heerden und auf den Früchten unſers Feldes ruhen! Ach! mein Vater! von was für Empfindungen fühle ich mich durchdrungen, wenn du aus Zufriedenheit über meine ſchwache Sorgfalt für die Ruhe deines gebrechlichen Alters Freudenthränen vergießeſt; wenn du deine Augen zu dem Himmel erhebſt und mir mit einer vergnügten Mine deinen Segen giebſt! Meine Bruſt hebt ſich alsdenn und ſich einander drängende Thränen rinnen aus meinen Augen. Noch heute, da du meine Arme verließeſt, aus der Hütte giengſt, dich an der Wärme der Sonne erquickteſt, und um dich her die auf dem Raſen hüpfende Heerde, die mit Früchten beladenen Bäume und die ſich über die ganze Gegend verbreitende Fruchtbarkeit betrachteteſt, ſagteſt du: meine Haare ſind unter lauter Freude grau geworden. Geliebte Gefilde, ſeyd ewig geſegnet! meine dunkel gewordenen Blicke werden euch nicht lange mehr durchlaufen. Ich werde euch gar bald mit andern weit glückſeligern Gefilden vertauſchen. Ach! mein Vater! mein beſter Freund, ich ſoll dich alſo gar bald verlieren! O trauriger Gedanke! Alsdenn, ach! will ich dir neben deinem Grabe einen

nen

nen Altar errichten, und ſo oft ich einen glücklichen Tag erleben werde, an dem ich einem Unglücklichen werde Gutes gethan haben können, o mein Vater! will ich Milch auf dein Grabmaal ausgießen und Blumen darauf ſtreuen.

Er ſchwieg und betrachtete den Greis mit Augen, die mit Thränen benetzt waren. Wie er ſo ruhig da liegt! Wie er mitten in ſeinem Schlafe lächelt! Ach! ohne Zweifel, ſetzte er ſchluchzend hinzu, werden ſeine ihm in ſeinen Träumen vorgekommenen tugendhaften Handlungen den Ausdruck ſeiner Wohlthätigkeit in ſein Geſicht erhoben haben. Was für einen angenehmen Glanz wirft der Mond auf ſein kahles Haupt und auf ſeinen ſilberfarbenen Bart! O möchten dir die kühlen Abendwinde, möchte dir der feuchte Thau nicht das geringſte Leid zufügen! Nach dieſen Worten küßte er ihn auf die Stirn, weckte ihn ſanfte auf, führte ihn in die Hütte, und verſchaffte ihm auf weichen Fellen einen gemächlichern Schlaf.

24. Der Tod des Armen.

Eine Anekdote des Herrn Mercier.

In der Vorſtadt des H. Marcells, einer Gegend, in welcher das Elend, und folglich auch ſchlechtes Brod und vergiftetes Oel ſchlechthin zu Hauſe ſind, raffte ein Scharlachfieber,

das ſich überall ausgebreitet hatte, die Armen zu Hunderten weg. Sie hatten die Zeit nicht, ſich in das große Hoſpital ſchleppen zu laſſen. Die Beichtväter waren kaum aus einem Hauſe heraus, ſo war die letzte Oelung ſchon wieder in einem Boden unter dem Dache oder in einem ſiebenden Stockwerke zu geben.

Die Todengräber konnten die Arme nicht mehr erheben . . . Es kam ein ehrwürdiger Kapuziner. Er geht in eine Art eines niedrigen Pferdeſtalls, in welchem ein Schlachtopfer der anſteckenden Seuche lag. Er erblickt darinnen einen ſterbenden Greis, der auf ekelhaften Lumpen lag. Er war allein. Ein Büſchel Stroh diente ihm zu ſeiner Decke und zu ſeinem Kopfküßen. Da war nicht das geringſte Geräthe, kein einziger Stuhl. Er hatte in den erſten Tagen ſeiner Krankheit alles für einige Tropfen Brühe verkauft. An den ſchwarzen und abgeleerten Mauern hieng nur eine Axt und zwey Sägen. Hierinnen beſtand ſein ganzes Vermögen nebſt ſeinen Armen, da er ſie noch regen konnte; damals aber hatte er die Kraft nicht, ſie aufzuheben. Faſſet Muth, mein Freund, ſagte der Beichtvater zu ihm. Gott erzeigt euch heute eine große Gnade; ihr werdet ſogleich aus dieſer Welt gehen, in welcher ihr nur lauter Noth gehabt . . . Was für Noth, erwiederte der Sterbende mit einer matten Stimme! Sie irren Sich. Ich habe ſehr zufrieden gelebet, und mich niemals über mein

Schick-

Schickſal beklagt. Ich habe weder vom Haße, noch vom Neide, etwas gewußt. Mein Schlaf war ruhig. Ich wurde den Tag über müde, aber ich ruhete auch in der Nacht wieder aus. Das Werkzeug, das Sie ſehen, half mir zu einem Brode, das ich mit Luſt aß, und ich bin niemals neidiſch über Tafeln geweſen, die ich habe zu ſehen bekommen können. Ich habe geſehen, daß der Reiche den Krankheiten mehr unterworfen geweſen, als ein anderer. Ich war zwar arm, habe mich aber bis an den heutigen Tag ganz wohl befunden. Werde ich wieder geſund, welches ich aber nicht glaube, ſo werde ich auf den Zimmerplatz gehen und fortfahren, die Hand Gottes zu preiſen, die bis hierher für mich geſorget hat. Der Tröſter, der hierüber erſtaunete, wußte gar nicht, was er mit einem ſolchen Kranken anfangen ſollte, er konnte das Sterbebette nicht mit der Sprache des Sterbenden zuſammenreimen. Er faßte ſich aber dennoch wieder und ſagte zu ihm: mein Sohn, ob euch das gegenwärtige Leben gleich nicht zuwider geweſen, ſo müßt ihr euch doch nichts deſto weniger entſchließen, es zu verlaſſen; denn man muß ſich dem Willen Gottes unterwerfen. . . . Ohne Zweifel, erwiederte der Sterbende in dem Tone einer geſetzten Stimme und mit einem getroſten Auge, muß Jederman, wenn die Reihe an ihn kömmt, aus demſelben gehen. Ich habe

zu leben gewußt, ich werde auch zu ſterben wiſſen. Ich danke Gott, daß er mir das Leben gegeben hat, und mich durch den Tod gehen läßt, damit ich zu ihm kommen möge. Ich fühle den Augenblick . . . da iſt er . . . Gott befohlen, mein Vater.

Das iſt, wie ich glaube, der Weiſe; und dieſer Mann wurde vielleicht, ſo lange er lebete, von dem Reichen verachtet, der ſein Leben nicht recht anzuwenden weiß, und auf das niederträchtigſte troſtlos wird, wenns zum ſterben kömmt. (Pariſer Gemälde.)

25. Menſchenfreundlichkeit eines Wilden.

Eine amerikaniſche Anekdote.

In den letzten Amerikaniſchen Kriegen ſchlug ein Haufe wilder Abenakis eine abgeſonderte Mannſchaft der Engelländer. Die Ueberwundenen konnten den Feinden nicht entgehen, die im Laufe weit ſchneller waren, als ſie, und ſie mit größter Hitze verfolgten. Sie wurden mit einer Grauſamkeit behandelt, von der man auch ſelbſt in dieſen Gegenden wenige Beyſpiele hat.

Ein junger Engliſcher Offizier, welchem zwey Wilde ſehr zuſetzten, die mit aufgehobener Axt hinter ihm her waren, hatte keine Hoffnung mehr, dem Tode zu entgehen. Er war nur lediglich darauf bedacht, ſein Leben theuer zu verkaufen.

Zu gleicher Zeit nähert ſich ihm ein alter Wilder, der einen Bogen führte und ſich fertig machte, ihn mit einem Pfeile zu erſchießen; der aber, nachdem er ihn zurechte geleget, auf einmal ſeinen Bogen ſinken läßt, und eilfertig zwiſchen den jungen Offizier und die beyden Wilden tritt, die ihn niedermachen wollten; worauf ſich dieſe mit Ehrfurcht zurück begaben.

Der Alte ergriff den Engelländer bey der Hand, benahm ihm durch ſeine Liebkoſungen ſeine Furcht und führte ihn in ſeine Hütte, in welcher er ihn jederzeit mit einer Sanſtmuth behandelte, die ſich immer gleich blieb. Er machte ihn nicht ſo wohl zu ſeinem Sklaven, als vielmehr zu ſeinem Geſellſchafter, lehrte ihn die Sprache der Abenakis und die groben Künſte, die bey dieſen Völkern gebräuchlich waren. Sie lebeten ſehr zufrieden mit einander. Ein einziger Umſtand machte nur den jungen Engelländer unruhig. Der Alte ſah ihn bisweilen mit unverwandten Augen an, und ließ, wenn er ihn angeſehen hatte, Thränen fallen.

Die Wilden griffen indeßen, da der Frühling wieder herbeygekommen war, wieder zu den Waffen, und zogen zu Felde.

Der Alte, der noch ſtark genug war, die Beſchwerlichkeiten des Kriegs zu ertragen, zog mit ihnen fort und nahm ſeinen Gefangenen mit.

Die Abenakis zogen über zwey hundert Meilen mitten durch die Wälder und kamen endlich an eine Ebene, in welcher ſie ein Lager der

Engelländer entdeckten. Der alte Wilde zeigte es dem jungen Menſchen, und gab Achtung, wie er ſich dabey anſtellte.

Da ſind deine Brüder, ſagte er zu ihm, da ſind ſie, und warten auf uns, um uns anzugreifen. Höre! Ich habe dir das Leben gerettet, ich habe dich gelehret, einen Kanot, einen Bogen und Pfeile zu machen, das Elendthier in dem Walde zu überfallen, die Axt zu führen und dem Feinde das Haupthaar abzuziehen. Was warſt du, da ich dich in meine Hütte geführet habe? Du hatteſt Hände, wie ein Kind, du konnteſt ſie weder zu deinem Unterhalte, noch zu deiner Vertheidigung brauchen. Deine Seele war in der Nacht, du wußteſt nichts und haſt mir alles zu danken. Würdeſt du wohl ſo undankbar ſeyn, dich wieder mit deinen Brüder zu vereinigen und die Axt wider uns aufzuheben?

Der Engelländer betheuerte, daß er lieber tauſendmal das Leben verlieren, als das Blut eines Abenakis vergießen wollte.

Der Wilde hielt die beyden Hände vor das Geſicht und bückte ſich mit dem Kopfe, und nachdem er einige Zeit in dieſer Stellung geblieben war, ſo ſah er den jungen Engelländer an und ſagte zu ihm in einem mit zärtlicher Liebe und Wehmuth vermiſchten Tone: haſt du einen Vater? Er lebte noch, ſagte der junge Menſch, da ich mein Vaterland verlaſſen habe. O! wie unglücklich iſt er! ſchrie der Wilde, und ſetzte

nach

nach einem ſehr kurzen Stillſchweigen hinzu: weißt du, daß ich Vater geweſen bin? . . . ich bin es aber nicht mehr. Ich habe meinen Sohn im Gefechte fallen ſehen, er ſtand an meiner Seite, ich habe ihn als einen Mann ſterben ſehen; er war mit Wunden bedeckt, mein Sohn, da er gefallen iſt. Aber ich habe ihn gerochen... ja, ich habe ihn gerochen. - Er ſprach dieſe Worte mit ſtarker Stimme aus. Er zitterte an ſeinem ganzen Leibe. Die Seufzer, die er nicht entgehen laſſen wollte, wollten ihn bey nahe erſticken. Seine Augen ſahen wild um ſich und er konnte keine Thräne fallen laſſen. Er wurde nach und nach wieder ruhig, kehrte ſich darauf gegen Morgen, wo die Sonne aufgehen wollte und ſagte zu dem jungen Engelländer: ſiehſt du dieſe ſchöne Sonne, die einen ſo hellen Schein von ſich giebt? Iſt es dir ein Vergnügen, ſie anzuſehen? Ja, ſagte der Engelländer, es iſt mir ein Vergnügen, den ſchönen Himmel anzuſehen. Ey nun! . . . ich habe keines mehr, ſagte der Wilde, und vergoß einen Strohm von Thränen. Einen Augenblick darauf zeigte er dem jungen Menſchen einen Mangelbaum, der in voller Blüthe ſtand. Siehſt du dieſen ſchönen Baum, ſagte er zu ihm? iſt es dir ein Vergnügen, ihn anzuſehen? Ja, es iſt mir ein Vergnügen, ihn anzuſehen. Ich habe keines mehr, erwiederte der Wilde geſchwinde, und ſetzte gleich darauf hinzu: gehe hin, begieb dich in dein Vaterland, damit dein Vater noch das Vergnügen haben möge, die

Sonne,

Sonne, wenn ſie aufgeht und die Blüthen des Frühlings zu ſehen.

26. Anekdote, die ſich mit dem Herausgeber dieſer Sammlung den 26. December 1786. begeben.

Ich war Vormittag um zehen Uhr ausgegangen und wollte mich in den königlichen Pallaſt begeben. Das Bollwerk wurde ſtark befahren. Ich erblickte, da ich in die Gaſſe der Michodiere kam, einen jungen Knaben, der eine blaue Montur anhatte, und der ungefähr zwölf bis dreyzehen Jahr alt war, und goldgelbes Haar hatte, klein und freundlich war, und angenehme Augen und eine offenherzige Geſichtsbildung hatte. Er zog einen Sous aus ſeinem kleinen Beutel, den er mit einer überaus einnehmenden und rührenden Anmuth einem armen Blinden gab, der meiſtentheils an dieſer Ecke ſaß. Ich blieb ein oder zwey Minuten ſtehen und wollte eines der reizendeſten Dinge, die unter der Sonne ſind, ich will ſagen, ein junges von dem Wohlwollen belebtes und mit jener halben Schaamröthe bedecktes Geſicht betrachten, welche die Wangen der Unſchuld ſelbſt bemahlt, wenn ſie ein ſehr lebhaftes Vergnügen empfindet. Er ſteckte ſeinen roſenfarbenen Beutel wieder ein und gieng ſeines Weges fort. Ich näherte mich

mich ihm und ſagte zu ihm: — mein kleiner Freund, das iſt ſehr wohl von euch gethan, daß ihr den Unglücklichen beyſtehet; aber ſaget mir, ihr müßet doch doppelte Lehnung empfangen, da ihr ſo großmüthig ſeyd, oder ihr ſeyd kein Liebhaber von Naſchwerke! — Mein Herr, ſagte er zu mir und ſah mich aufmerkſam an, ich habe eine Mutter, die mich ſehr lieb hat, und mir immer heimlich etwas giebt. Es iſt etwas ganz Natürliches, daß ich den Armen etwas davon gebe und hauptſächlich den armen Blinden, die ſo ſehr zu beklagen ſind, daß ſie die Sonne nicht ſehen können! . . . Ich gebe wenig, wäre ich aber reich, ſo würde ich mehr geben. Es wurde das in einem ſo zuverſichtlichen und ſo wenig ſtolzen Tone geſagt, daß meine erſte Regung die Bewunderung war, und ich, bey nahe ohne daran zu denken, einen Thaler aus meiner Taſche zog und mit Rührung zu ihm ſagte: — mein rechtſchaffener Freund, ihr ſeyd ein vollkommenes Geſchöpf. Machet mir das Vergnügen, für heute mein Allmoſenpfleger zu werden und Gegenwärtiges auf eurem Wege auszutheilen. — Mein Herr, antwortete er mir mit einer freymüthigen Anſtändigkeit und ohne die gezwungene Höflichkeit der ſchönen Welt, ich habe die Ehre nicht, Sie zu kennen, wenn ich Sie aber auch kennete, ſo würde ich dieſes Geld doch nicht nehmen. Ich habe es nicht nöthig, und es iſt Ihnen eben ſo leicht, als mir, es den Armen zu geben . . . Ich bin kein Liebhaber

vom Naſchwerke, ſetzte er hinzu und ſah mich zugleich mit einem feinen Lächeln an. — Ich empfand ſchnell eine Art einer Ehrfurcht vor dieſes liebenswürdige Kind, wegen ſeiner edlen Bedenklichkeit. Ich ſchämete mich, ich muß es geſtehen, daß ich ſie nicht eben ſo, wie daſſelbe, hatte ſehen laſſen, indem ich ihm zur Belohnung ſeiner Menſchlichkeit eine Art eines Lohns angebothen hatte, welche grob und mit dem reinen Vergnügen ſeiner ſchönen Seele ſo wenig zu vergleichen war. — Ihr werdet mir doch wenigſtens, ſagte ich an dem Ende der Gaſſe vor S. Roch zu ihm, euren Namen ſagen. — Mein Herr, ich heiße Lion. Mein Vater dient auch, und denkt eben ſo, wie ich. — Er wohnt? . . . — Zu Verſailles.

So viel ich an den Borten, die dieſes Kind auf ſeiner Montur trug, ſehen konnte, ſo iſt es bey der Muſik der franzöſiſchen Garde angeſtellt, und kam, wie ich glaube von dem Stabe, der an dem erhöheten Wege nach Antin vor dem Pallaſte von Montmorency liegt. — Möchte der glückliche Mann, der ein ſo wohlgeartetes Kind hat, einmal die Früchte, die dergleichen Blüthen verſprechen, mit Freuden ſehen, und noch heute ſanfte Thränen vergießen, wenn er dieſen ſeltenen und ergötzenden Zug lieſt.

27. Joſeph Chriſtian.

Den 27. December 1785. ſpielten verſchiedene Kinder unten vor der Wohnung der Schweizer in den Gärten zu Verſailles. Nachdem drey unter ihnen auf den Kanal gegangen waren, ſo brach das Eis unter ihnen und ſie fielen ins Waſſer. Ein junger Schuſtergeſelle, Namens Joſeph Chriſtian, der 17. Jahr alt war, wurde durch das Geſchrey des einen unter ihnen, der ſchwimmen konnte und ſich mit dem Kopfe über das Waſſer erhob, an das Ufer des Kanals gezogen. Seine erſte Regung war, ihnen zu Hülfe zu kommen; nachdem er aber das Eis unterſucht hatte, ſo glaubte er anfänglich, ſein Verſuch könnte zu ſeinem Unglücke ausſchlagen, ohne die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs in Anſehung der andern. Da er aber doch dem Eindrucke nicht widerſtehen konnte, den der Zuſtand dieſer jungen Unglücklichen, und das erbärmliche Geſchrey, das ihn um ſeine Hülfe anrief, auf ihn machte, ſo blieb er nicht länger unſchlüßig. Er ſprang alſo, nachdem er vorher auf ſeine Knie gefallen war und das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte, auf das mit Eis überzogene Waſſer, und es gelang ihm nach ſehr großer Mühe, ſie einen Weg hindurch, den er ſich durch Brechung des Eiſes mit der einen Hand machen mußte, da er indeßen mit der andern ein Kind angefaßt hatte, nach und nach an das Ufer zu ziehen.

Der

Der Herr Baron von Breteuil hat von dieſen Umſtänden an Seine Majeſtät Bericht erſtattet, welche befohlen hat, ein goldenes Schauſtück, 1000. Livres am Werthe zu ſchlagen, welches dem Joſeph Chriſtian gegeben und ihm dabey die Freyheit ertheilet werden ſollte, es beſtändig an ſeinem Knopfloche zu tragen. Es ſollte das ein Vorzug ſeyn, welcher andern die ſchöne That, wodurch er daſſelbe verdienet, zu Gemüthe führen, und zugleich ihm eine beſtändige Erinnerung ſeyn ſollte, nie das Geringſte zu thun, das dieſem rühmlichen Anfange ſeines Lebens zuwider lieſe.

Das Schauſtück, das gepräget worden, ſtellt auf einer Seite das Bildniß Ludwigs des XVI. und auf der andern folgende franzöſiſche Aufſchrift vor: „der König hat dieſes Schauſtück „dem Joſeph Chriſtian, von Verſailles gebürtig und ſiebenzehen Jahr alt, zu ſeinem „Schmucke verehret, welcher am 27. December „1785. muthig unter das Eis gefahren, und aus „demſelben drey Kinder, die um ihr Leben hätten kommen müßen, herausgezogen hat.„

Dieſes Schauſtück ſcheint mir ſo wohl zur Ehre der muthigen Tugend, die ſich deßelben würdig gemacht hat, als auch der weiſen Obrigkeit zu gereichen, welche die Tugend dergeſtalt zu belohnen weiß. Joſeph Chriſtian iſt den 5. dieſes Monats, (des Jenners 1786.) mit dieſem Schmucke bey Hofe erſchienen, an welchem er von Ihren Majeſtäten mit ausnehmender

Güte aufgenommen worden, deren Wohlthaten ſich nicht auf die vorzügliche Gnade einſchränken, die er erhalten hat.

28. Amintas.

Eine Geßneriſche Erzählung.

Wir kamen von Miletus, Lycas und ich, und wollten dem Apollo unſer Opfer bringen. Wir erblickten ſchon den Hügel von weitem, auf welchem ſich der mit Säulen von einer blendenden Weiße gezierte Tempel mitten in einem Walde von grünen Lorbeerbäumen bis an das blaue Gewölbe des Himmels erhebt. Weiter hin verloren ſich unſere Augen auf der unermeßlichen Ebene der Meere. Es war Mittag. Der Sand brannte uns an unſere Fußſoolen und die Sonne ſchoß ihre Strahlen ſo ſenkrecht auf unſere Häupter, daß die Haarlocken, die über unſerer Stirn lagen, ihre Schatten über das ganze Geſicht verbreiteten. Die keuchende Eidechſe konnte kaum noch durch das neben dem Fußſteige ſtehende Farrenkraut kriechen. Man hörte nur die Heupferde und Heuſchrecken unter dem verbrannten Graſe der Wieſen zwitſchern. Bey jedem Schritte erhob ſich ein heißer Staub, der uns die Augen verbrannte und ſich auf unſere vertrockneten Lippen legte. Wir krochen ſo

äuſſerſt abgemattet fort, beſchleunigten aber unſern Schritt gar bald, als wir vor uns, an dem Rande des Weges ſelbſt einige hohe und dicke Bäume erblickten. Ihr Schatten war ſo dunkel, als die Nacht. Wir wurden von einem heiligen Schauer befallen und giengen in dieſes Gebüſche, in welchem man die lieblichſte friſche Luft einathmete. Dieſer ergötzende Ort both auf einmal alles dar, was unſere Sinne erquicken konnte. Dieſe dicken Bäume ſtanden um einen Raſenplatz, welcher von einer Quelle des friſcheſten Waſſers befeuchtet wurde. Mit goldgelben Birnen und Aepfeln beladene Aeſte hiengen bis zum Becken herab, und die Stämme der Bäume waren mit fruchtbaren Geſträuchen, dem wilden Roſenſtocke, der Johannisbeere und dem wilden Maulbeerbaume durchflochten. Die Quelle kam wallend unten aus einem Grabmahle hervor, welches mit Geisblatte, Weiden und kriechendem Epheu umgeben war. O ihr Götter! rief ich aus, was für Anmuth athmet man nicht an dieſem Orte ein, mein Herz ſegnet den, deſſen wohlthätige Hand dieſe angenehmen Schatten gepflanzet hat! Vielleicht ruht eben hier ſeine Aſche. Hier, ſagte Lycas, hier ſind einige Buchſtaben, die ich zwiſchen dieſen Geisblätteräſten vornen an dem Grabmahle erblicke. Vielleicht zeigen ſie uns an, wer derjenige ſey, der für die Erquickung des ermüdeten Wanderers ſorgen wollen. Er hob die Aeſte mit ſeinem Stocke auf, und las folgende Worte:

„Hier

„Hier ruhet die Aſche des Amintas. Sein „ganzes Leben war nur eine Kette von Wohl„thaten. Da er auch noch lange nach ſeinem „Tode Gutes thun wollte, ſo leitete er dieſe Quel„le an dieſen Ort, er pflanzte dieſe Bäume an „demſelben.„

Geſegnet ſey deine Aſche, großmüthiger Mann! alle die Deinigen, die du hinterließeſt, müßen auf immer geſegnet ſeyn! Indem ich dieſe Worte ſagte, ſah ich Jemand von weitem unter den Bäumen auf uns zugehen. Es war ein Weib, das jung und ſchön war, einen ſchlanken Wuchs und ein edles und einfältiges Anſehen hatte. Sie trug ein irrdenes Gefäß unter ihrem Arme, näherte ſich der Quelle und ſagte mit einer anmuthigen Stimme zu uns: ich grüße euch, ihr ſeyd Ausländer, die ſich ohne Zweifel von dem langen Wege, den ihr in der Hitze des Tages gegangen ſeyd, abgemattet haben! Sagt mir, habt ihr eine Erquickung nöthig, die ihr hier nicht angetroffen habt? Wir danken dir, antwortete ich ihr, wir danken dir, liebenswürdiges und wohlthätiges Weib. Was ſollten wir uns noch wünſchen können? Das Waſſer dieſer Quelle iſt ſo rein, dieſe Früchte ſo köſtlich, dieſe Schatten ſo friſch! Wir ſind von Ehrfurcht für den rechtſchaffenen Mann durchdrungen, deßen Aſche hier ruhet. Seine Wohlthätigkeit iſt allen Bedürfnißen des Wanderers zuvorgekommen. Du ſcheinſt aus dieſer Gegend zu ſeyn, du haſt ihn ohne Zweifel gekannt. Ach! ſage

uns, indem wir in dieſem kühlen Schatten liegen, ſage uns, wer dieſer Mann geweſen ſey.

Sie ſetzte hierauf ihr irrdenes Gefäß an ihre Seite, lehnte ſich darauf und erwiederte mit einem anmuthigen Lächeln:

Amintas war ſein Name. Die Götter verehren und den Menſchen Gutes thun, war ihm das allerangenehmſte Glück. In dieſer ganzen Gegend iſt kein Schäfer, der ſein Andenken nicht mit der zärtlichſten Erkenntlichkeit verehren ſollte, es iſt kein einziger unter ihnen, der nicht unter Vergießung vieler Freudenthränen einige Züge ſeiner Rechtſchaffenheit oder ſeiner Güte ſollte erzählen können. Ich ſelbſt habe ihm alles zu danken. Eben durch ihn bin ich die glücklichſte unter den Weibern . . . . hier ſchwammen ihre Augen in Thränen . . . das Weib ſeines Sohns . . . Mein Vater war geſtorben und hatte mich und meine Mutter in Armuth hinterlaſſen. Wir begaben uns in eine einſame Hütte und lebeten in derſelben von der Arbeit unſerer Hände und von den Wohlthaten der Tugend. Zwey Ziegen gaben uns ihre Milch und ein kleiner Garten ſeine Früchte. Das waren alle unſere Schätze. Die Ruhe, die wir genoſſen, dauerte nicht lange. Meine Mutter ſtarb, und ich blieb allein ohne Stütze und ohne Troſt übrig. Amintas nahm mich hierauf in ſeinem Hauſe auf, überließ mir die Führung der Haushaltung, und war mehr mein Vater, als mein Herr. Sein Sohn, der beſte und ſchönſte

Schä-

Schäfer in dieſen Dörfern, ſah die herzliche Sorgfalt, mit welcher ich eine ſo angenehme Freyſtatt zu verdienen ſuchte. Er ſah meine treue Arbeit und meine unverdroßene Bemühungen. Er liebte mich, und ſagte mir, daß er mich liebete. Ich wollte mir ſelbſt nicht geſtehen, was mein Herz in dieſem Augenblicke empfand. Damon, ſagte ich zu ihm, vergiß deine Liebe, ich bin in der Dürftigkeit gebohren, und viel zu glücklich, da ich in deinem Hauſe dienen darf. Ich ſagte ihm das oft wieder mit Nachdrucke; aber er vergaß ſeine Liebe nicht. An einem Morgen, da ich in dem Eingange der Hütte damit beſchäftiget war, die Wolle der Schafe zur Arbeit zuzubereiten, kam Amintas, und ſetzte ſich an meiner Seite an die Morgenſonne. Nachdem er mich lange mit einem Lächeln voller Güte angeſehen hatte, ſo ſagte er zu mir: mein Kind, deine Redlichkeit, deine Sorgfalt und deine Sittſamkeit bezaubern mich. Ich liebe dich, und wünſche, wenn uns die Götter günſtig ſind, ſo wünſche ich, dich glücklich zu ſehen. Kann ich, o mein lieber Herr, kann ich glücklicher ſeyn, als wenn ich mich deiner Wohlthaten würdig mache. Das war alles, was ich ihm antworten konnte und Thränen der Erkenntlichkeit floßen aus meinen Augen. Mein Kind, ſagte er zu mir, ich wollte gerne das Andenken deines Vaters und deiner Mutter ehren. Ich wollte gerne in meinem Alter das Glück meines Sohns und das Deinige ſehen. Er liebet dich. Wird

dich ſeine Liebe, ſage es mir, wird dich ſeine Liebe glücklich machen? Die Arbeit fiel mir aus meinen zitternden Händen, ich wurde roth und blieb unbeweglich vor ihm. Er nahm mich bey der Hand. Wird dich die Liebe meines Sohns, ſagte er noch einmal zu mir, wird dich ſeine Liebe glücklich machen? Ich fiel ihm zu Fuße, meine Stimme erſtarb mir auf meinen Lippen, ich drückte ſeine Hand an meine mit Thränen benetzten Wangen; und ſeit dieſem glücklichen Tage bin ich die glücklichſte unter den Weibern. Nach einem kurzen Stillſchweigen trocknete ſie ſich ihre Augen ab und fuhr alſo fort: ſo war der Mann beſchaffen, der in dieſem Grabe liegt. Ihr werdet auch noch wiſſen wollen, wie er dieſe Quelle hierher geleitet und wie er dieſe Bäume gepflanzet habe. Ich will es euch erzählen.

In ſeinen letzten Tagen gieng er oft hierher und ſetzte ſich an den Weg. Er grüßte die Vorbeygehenden mit einer freundlichen und leutſeligen Mine, und both den Reiſenden Erfriſchungen an. Ey was, ſagte er einmal, wenn ich einige fruchtbare Bäume hierher pflanzte, wenn ich unter ihren Schatten eine friſche und helle Quelle leitete: denn Waſſer und Schatten ſind weit an dieſem Orte entfernt: ſo würde ich noch lange nach mir ſo wohl den ermüdeten Menſchen, als auch den erquicken, der bey der Mittagshitze ſchmachtet. Dieſes Vorhaben wurde ſogleich ausgeführet. Er ließ die reineſte Quelle hierher leiten, und um ſie her pflanzte er fruchtbare Bäume,

me, deren Früchte in verſchiedenen Jahrszeiten reif werden. Nach vollbrachtem Werke begab er ſich in den Tempel des Apollo, und nachdem er ſeine Gabe geopfert hatte, ſo that er folgendes Gebeth: „o Gott, laß die jungen Bäume wohl „gerathen, die ich eben gepflanzet habe, damit „ſich der andächtige Menſch, der in deinen Tem„pel geht, unter ihrem Schatten möge erquicken „können.„ Der Gott hatte ſein Gebeth erhöret. Denn da Amintas an dem folgenden Tage ſehr frühe aufgewacht war, ſo richtete er ſeine erſten Blicke auf den Weg; und wie groß war ſein Entzücken, da er anſtatt der kleinen Bäume, die er an dem vorhergehenden Tage gepflanzt hatte, hohe und dicke Bäume erblickte! O Götter, ſchrie er, was ſehe ich? O meine Kinder, ſaget mir, iſt das ein Traum, der mich täuſcht? Ich ſehe die kleinen Bäume, die ich geſtern gepflanzt habe, in ſtarke und große Bäume verwandelt. Nachdem wir alſo von einer heiligen Bewunderung eingenommen worden, ſo giengen wir alle in das Gebüſche. Die Bäume, die ihre ganze Stärke hatten, breiteten ihre dicken Zweige ſchon ſehr weit aus, das Aeußerſte ihrer Aeſte, die von der Laſt der reifen Früchte niedergedrückt wurden, beugte ſich ſchon bis zum blühenden Raſen herunter. O Wunder, ſagte der Greis, ich will noch im Winter meiner Jahre unter dieſen Schatten ſpazieren gehen! Wir dankten und opferten dem Gott, der die Wünſche des Amintas erfüllet, ja ſie noch übertroffen

hatte. Aber ach! dieſer von den Göttern geliebte Greis wohnte nicht lange unter dieſen Lauben. Er ſtarb, und wir haben ihn an dieſer Stätte begraben, damit alle, die unter dieſem Schatten ruhen werden, ſeine Aſche ſegnen mögen.

Wir wurden nach dieſer Erzählung von Ehrfurcht durchdrungen, ſegneten die Aſche des rechtſchaffenen Mannes und ſagten zu ſeiner Tochter: „dieſe Quelle iſt uns ſehr angenehm vorge„kommen, die Kühlung dieſes Schattens hat „uns erquickt, noch weit mehr aber die Erzäh„lung, die du uns gehalten haſt. Möchten doch „die Götter alle Augenblicke deines Lebens ſeg„nen! Und wir giengen mit einer heiligen Empfindung erfüllet auf den Tempel des Apollo zu.

29.

29. Letzte Gedanken von dem Glücke des tugendhaften Mannes.

Wir haben alle in dieſem Werke angeführte Begebenheiten als ſehr dienlich angeſehen, die Liebe zur Tugend und die Ausübung derſelben zu befördern. Es iſt alſo nichts natürlicher, als daß wir ſie mit einigen Gedanken von dem Glücke des tugendhaften Mannes beſchlieſſen.

Vergebens ſucht der Menſch ſein Glück auſſer der Tugend. Sie allein kann ihm eine wahre Ruhe, ſie allein kann ihm wahre Ergötzlichkeiten zuwege bringen. Iſt der Menſch tugendhaft, ſo beſitzt er ein wahres Gut, das ſeine Wünſche vollkommen befriediget. Er wird nicht von Begierden gequälet, die ihm immer Unruhe machen. Er hat nicht zu befürchten, daß ihm der reiche Schatz, den er beſitzt, werde geraubet werden. Weder die Unglücksfälle, noch die Ungerechtigkeit der Menſchen können dieſem Schatze etwas anhaben. Befürchtet er, ihn durch das Mißtrauen zu verlieren, das er in ſich ſelbſt ſetzt: ach! wie verſchieden iſt dieſe Furcht von der Furcht, welche die vergänglichen Schätze der Erde einjagen! Dieſe martert das Herz des Menſchen, jene ſtöhrt den Frieden nicht, den er genießt. Dieſe ſtürzt ihn in die grauſamſten Unruhen, und macht ihn zu einem Schlachtopfer des Mißtrauens, und jene erhält ihn in Ruhe, indem ſie ihn wider ſeine eigene Schwachheit waffnet.

Was ſollte in dieſem glücklichen Zuſtande ſeine Ruhe ſtöhren können? Der Verluſt der Ehrenämter? er verachtet ſie. Der Verluſt des Reichthums? er hat ſich von demſelben los gemacht. Die Verachtung? er iſt bey derſelben unempfindlich. Die Verläumdung? er nimmt ſich derſelben nicht an. Die Bosheit der Menſchen? ſie kann ihm nicht ſchaden. Ihre Undankbarkeit? er verſieht ſich derſelben. Der Schmerz? er dient nur, ſeinen Muth zu üben. Der Tod? er ſieht ihn nur als den Anfang eines glückſeligern Lebens an. Laßt ihn alſo beugende Widerwärtigkeiten von den höchſten Ehrenſtellen in den Staub ſtürzen, laßt ihn durch die Ungerechtigkeit der Menſchen um alle ſeine Güter kommen, laßt den Neid ſein ſchwärzeſtes Gift auf alle ſeine Handlungen ausſchütten, laßt die durchdringendſten Schmerzen ſeinen Leib zermartern, laßt die ganze Natur zu ſeinem Verderben zuſammentreten: ſo bleibt er doch über alles, was um ihn iſt, erhaben, er bleibt mitten in denen erſtaunendeſten Verändrungen, in den ſchrecklichſten Gefahren unerſchrocken und unbeweglich. Und wenn die Grundfeſten der Welt einſtürzten, ſo würde ihn ihr Einſturz zu Boden ſchlagen, ohne ihn zu erſchrecken.

Der tugendhafte Mann fürchtet ſich vor dem höchſten Weſen und weiß von keiner andern Furcht. Er ſetzt ſeinen Ruhm darinnen, daß er ſich ſeinen Geſetzen unterwirft, und kennt keine

andere Herrſchaft. Erwünſchte Furcht! glückliche Unterwerfung, welche ſo weit entfernt iſt, daß ſie ſeine Ruhe ſtöhren ſollte, daß ſie vielmehr der unerſchütterliche Grund derſelben iſt! Es iſt kein Zuſtand, in welchem die Tugend nicht wahre Ergötzlichkeiten gewähren ſollte. Ergötzlichkeiten für den Großen in dem rechtſchaffenen Gebrauche ſeiner Gewalt, Ergötzlichkeiten für den Reichen in dem Beyſtande, den er der Dürftigkeit leiſtet, Ergötzlichkeiten für den gemeinen Mann in der verborgenen Zufriedenheit, die er in der Erfüllung ſeiner Pflichten findet, Ergötzlichkeiten für den Armen, für den, den man verfolgt, für den, der unter den Krankheiten und Schmerzen erliegt, in ihrer Ergebung in den Willen der Vorſehung, in ihrer Standhaftigkeit, in der Hoffnung der Belohnungen, die ſie dafür zu gewarten berechtiget ſind, Ergötzlichkeiten für die Staaten in der Beobachtung heilſamer Geſetze, welche die Tugend dem Menſchen nur darum vorſchreibt, damit ſie ihn wahrhaftig glücklich machen könne. Giebt es einnehmendere und angenehmere? Sie werden durch keine Gewißensbiße geſtöhrt. Da ſie rührend ſind, ſo erfüllen ſie das Herz mit Freude, da ſie überflüßig, ſo nehmen ſie die ganze Seele ein, da ſie gegründet ſind, ſo hängen ſie nicht vom Schickſale ab, und da ſie endlich dauerhaft ſind, ſo werden ſie nie unterbrochen.

30. Die Kunſt, in der Welt glücklich zu ſeyn nach der Faßlichkeit des gemeinen Volks unter allen Nationen vorgeſtellt, in 8. 200 Seiten, zu Paris bey Royez.

(Ein Auszug aus dem Journal Polytipe, den 28 April, 1786.)

Den Bauern, den Handwerksleuten, und den Taglöhnern, dem armen gemeinen Volke auf dem ganzen Erdboden wird das unvergleichliche Buch angebothen, das wir ankündigen. Ein einfältiges Geſpräch zwiſchen einem Pachter und ſeinem Herrn von der wahren Glückſeligkeit des Lebens und von dem Mittel, ſie zu erlangen, wird, (wie wir noch einmal ſagen) **eine Wohlthat für die Menſchheit.**

Man findet in dieſer die Grundſätze der Dinge enthaltenden Abhandlung die deutlichſte Entwickelung der Pflichten, die uns die Sittenlehre gegen Gott, gegen die Menſchen und gegen uns ſelbſt vorſchreibt, wenn wir in der Welt der größten Glückſeligkeit theilhaftig werden wollen, die wir in derſelben genießen können.

Die Sittenlehre muß in einer klar erwieſenen Glückſeligkeit beſtehen. Die Menſchen handeln nur in der Hoffnung eines Guts, und man muß

ih=

ihnen beweiſen, daß ſie es in guten Handlungen finden werden, um ſie zu bewegen, ſie auszuüben.

Das Wort Sittenlehre kömmt von dem Worte Sitten her. Die Sittenlehre iſt eine Wiſſenſchaft der Sitten. Die Sitten oder das Verhalten der Menſchen ſind eine und dieſelbe Sache. Der Menſch, der ſich gut aufführt wird ein Menſch von guten Sitten, und der ſich ſchlecht aufführt, ein Menſch von ſchlechten Sitten genennt. Die Sittenlehre iſt demnach eine Wiſſenſchaft, welche die Menſchen lehrt, ſich gut aufzuführen, oder, welches einerley iſt, gute Sitten zu haben; und da von den durch die Sittenlehre vorgeſchriebenen Sitten die Glückſeligkeit der ganzen menſchlichen Geſellſchaft entſpringt, ſo iſt dieſe Wiſſenſchaft in der That eine Wiſſenſchaft der Glückſeligkeit.

Das erſte Geſpräch hat faſt ganz und gar den Zweck, dieſe Wahrheiten zu beweiſen.

In dem zweyten trägt der Verfaſſer mit einer ausnehmenden Deutlichkeit die Beweiſe des Daſeyns und der Unſterblichkeit der Seele und folglich auch die Beweiſe des Daſeyns Gottes vor.

Das dritte Geſpräch hat es nach vorher geführtem Beweiſe der Untheilbarkeit der Sittenlehre mit folgendem Satze zu thun:

Daß man Gott nicht leiſte, was man ihm ſchuldig iſt, wenn man nicht auch zugleich den Menſchen und ſich ſelbſt leiſtet, was man ſchuldig iſt.

Die böſen Handlungen machen uns unglücklich. Die Glückſeligkeit kann nur von der Erfüllung der Pflichten entſpringen. Das iſt der Gegenſtand des vierten Geſprächs, welches man unter den ſechſen, die dieſes Buch ausmachen, als das vollkommenſte anſehen kann.

Die Abſchilderung des Unglücks, mit welchem das gemeine Volk aus Mangel der Erziehung überhäufet iſt, und die Unterweiſungen, die der Verfaſſer jungen Leuten von den Pflichten der Lebensart, die ſie ergreifen, giebt, erinnern an jene alten Geſpräche des Socrates, in welchen dieſer Vater der Weltweisheit von den erhabenſten Betrachtungen der Sittenlehre abgeht, und ſich in eine umſtändliche Beſchreibung der Sitten einläßt, ohne welche der Unterricht, der keinen Leib und keine Bilder hat, weder in den Verſtand, noch in die Seele des Schülers eindringen kann.

Das fünfte Geſpräch ſchreibt das Verhalten des Herrn gegen ſein Geſinde vor, redet von dem Gehorſam und der Unterwerfung unter die Geſetze und den Landesherrn, und trägt die Mittel

tel vor, durch welche man es ſo weit bringen kann, daß man keine Feinde habe.

Und endlich ſo ſind die Schlüße des ſechſten Geſprächs, oder vielmehr die Texte, die der Verfaſſer aus einander ſetzt, folgende.

Iſt ſich der Menſch die Glückſeligkeit ſchuldig, ſo gewährt ſie ihm die Erfüllung ſeiner Pflichten. Die Dürftigkeit macht unglücklich; man muß demnach die Arbeit lieben, welche allein die rechten und natürlichen Mittel, ſie zu vermeiden, an die Hand giebt. Die Mäßigkeit verwahret vor Krankheit und die Klugheit vor ſchlimmen Zufällen. Der Menſch iſt ſich die Liebe und Hochachtung anderer ſchuldig. Der Beſitz dieſer beyden Güter macht ſein Glück vollkommen. Das Mittel, ſie zu erlangen, kömmt auf die Luſt zu den Tugenden, die man liebet, und auf die Ausübung derſelben, auf die Eigenſchaften, die liebenswürdig machen, und hauptſächlich auf das Freyſeyn von den Laſtern, welche anſtößig ſind, an. Das iſt ohne Zweifel das Beſte, das ein Weiſer von der wahren Glückſeligkeit und von der Sittenlehre, welche die Quelle davon iſt, ſagen konnte.

Laßt uns nun auch ſehen, wie ſeine Art zu ſchreiben beſchaffen ſey, und ob ſeine Weiſe, ſich auszudrücken ein natürliches Bild ſeiner Gedanken ſey. Laßt uns ſehen, ob er nicht vergißt,

gißt, daß er das gemeine Volk, Weiber und Kinder anrede.

Der Pachter beklagt die Unglücksfälle eines ſeiner Freunde und ruft in dem erſten Geſpräche aus: „ach! die Armen haben nur die Noth. „Unabläßig als elende Leute arbeiten, und an „allem Mangel leiden, das iſt unſer Schickſal.

„Glückſelig ſind die reichen Leute; denn ſie „haben alles Glück des Erdbodens„.

Der Herr.

Das iſt die gewöhnliche Sprache des gemeinen Volks. Beſtändig iſt nur die Rede von der vermeinten Glückſeligkeit der Reichen. Man hegt einen Neid gegen ſie, deßen Boshaftigkeit bey dem geringſten Zufalle, der ihnen begegnet, in der falſchen Einbildung, daß die Glückſeligkeit nur bey ihnen ihren Aufenthalt habe, in Freude ausbricht. Ach! lieber Freund! wenn ihr wüßtet, daß der Reichthum, als der unaufhörliche Gegenſtand der Begierden und des Neids, die vornemſte Hinderniß iſt, die ſich der Glückſeligkeit der Reichen entgegen ſetzt, ſo würdet ihr ſie wegen ihres Schickſals nicht ſo ſehr beneiden.

Der Pachter.

Was, mein Herr, iſt nicht ihr Reichthum die Urſache, warum ſie in hohen Würden ſtehen, alle Merkmaale des Anſehens an ſich haben und von Jederman geſchätzet und geehret werden? Haben ſie es nicht ihrem Reichthum zu danken, daß ſie, ohne zu arbeiten, eſſen, trinken und ſchlafen können, ſo viel ſie wollen, daß ſie alle Tage eine gute Mahlzeit halten, ſich beſtändig ergötzen und endlich alle ihre Begierden befriedigen können; und ſie wollen doch behaupten, ſie wären nicht die glückſeligſten Leute?

Der Herr.

Sie könnten es ſeyn, wenn ſie die Güter beſäßen, ohne von denſelben einen der Glückſeligkeit zuwiderlaufenden Gebrauch zu machen; aber eben das fällt ihnen am meiſten ſchwer.

Der Pachter.

Mit einem Worte, mein Herr, Ihrer Meinung nach werden die Armen noch glückſeliger ſeyn ſollen, als die Reichen; aber das werden ſie Ihnen nicht glauben.

Der Herr.

Ich will das nicht ſagen, lieber Freund! und doch iſt richtig, daß ſie es in vieler Abſicht oft mehr ſind, als die Reichen. Um euch davon zu überzeugen, ſo richtet eure Augen auf jenen Mann, dem der König die Anführung einer Armee anvertrauet hat, die er wider ſeine Feinde zu Felde ziehen läßt. Das iſt ein Mann, von dem ihr euch einbildet, daß er ſich auf dem

höchſten Gipfel des Glücks befände. Alle Augen ſind auf ihn gerichtet. Er ſezt eine große Menge Menſchen, welche Befehl haben, ihm zu gehorchen, nach ſeinem Willen in Bewegung. Das alles kömmt uns ganz vortreflich vor und ihr ſehet das als das beneidungswürdigſte Schickſal an. Aber dieſer glückliche Mann kömmt an den Feind, es geht die Schlacht an, und ſeine Armee kömmt, und zwar vielleicht ohne daß er hieran Schuld iſt, in Unordnung, ſie wird getrennt, zerſtreuet und in eben dieſem Augenblicke verſchwindet die ganze Glückſeligkeit dieſes glückſeligen Mannes. Es fällt die ganze Laſt der Schande von einer ſolchen Niederlage allein auf ihn zurück; und da er ſich mehr vor den Blicken ſeiner Mitbürger fürchtet, als er ſich vor den Waffen ſeiner Feinde fürchtet, ſo wird er wünſchen, ſich denſelben entziehen und ſich, wenn es möglich wäre, in die geringe Perſon des niedrigſten von ſeinen Soldaten verkriechen zu können. Tretet an ſeine Stelle, lieber Freund, und überlege ob ſie beneidungswürdig ſey.

Der Pachter.

Ich kann Sie verſichern, daß ich nicht an derſelben ſtehen möchte. Ich will viel lieber der arme Bauer ſeyn, der ich bin und der ich mich weder vor den Blicken, noch vor den Urtheilen der Leute fürchte; da ſich hingegen die Seele dieſes armen Befehlshabers der Armee meines Erachtens in einem ſehr grauſam leidenden Zuſtande befinden muß.

Der

Der Herr.

Ihr ſehet alſo ein, lieber Freund, daß die Glückſeligkeit nicht mit hohen Würden verbunden ſey, weil dieſer General der Armee bey denſelben die Glückſeligkeit ſeines ganzen Lebens verloren hat. Ihr ſeyd demnach glücklicher, als er, wenn ihr nicht mehr an ſeiner Stelle zu ſeyn wünſchet. Es iſt euch alſo eure falſche Meinung von der Glückſeligkeit, die ihr von großen Würden und von der Hoheit hattet, benommen. Wüßtet ihr anderer Seits, was bey den Reichen vorgeht, ſo würdet ihr auch die Vorurtheile fahren laſſen, die ihr in Anſehung ihrer Glückſeligkeit habt. Ihr würdet ſehen, daß die allermeiſten unter ihnen bey ihrer Schlafloſigkeit, ihrem Eckel an den Speiſen und unzähligen Krankheiten, die Armen wegen ihres Schlafs, ihres guten Appetits und ihrer dauerhaften Geſundheit beneiden; und da dieſe nicht aufhören, die Reichen wegen ihres Schickſals zu beneiden, ſo iſt das ein deutlicher Beweis, daß die Glückſeligkeit weder an den Reichthum, noch an die Armuth gebunden ſey.

Der Pachter.

Wer ſind denn alſo, wenn ich bitten darf, die Leute, die man als die glückſeligſten betrachten kann?

Der Herr.

Dieſe Frage zu entſcheiden, muß man die Natur des Menſchen zu Rathe ziehen. Er iſt ein Weſen, das aus einem Leibe und einer Seele

 beſteht,

beſteht, und nach dieſen beyden weſentlichen Theilen des Schmerzens und des Vergnügens fähig iſt.

Der Pachter.

Ach! ich merke, was Sie mir ſagen wollen. Es iſt das meine Meinung auch, daß der der glückſeligſte iſt, der das meiſte Vergnügen hat. Aber das beweiſet denn, was ich in Anſehung der Reichen behauptet habe, weil ſie ſich bey ihrem Vermögen ſo viel Vergnügen machen können, als ſie wollen.

Der Herr.

Ganz und gar nicht. Eben deswegen, weil ſie ſich zu viel Vergnügen machen, machen ſie ſich unglücklich, und ihre Empfindungskraft wird nur noch durch die Schmerzen des Leibes, durch die Reue, und durch die Traurigkeit der Seele in Uebung erhalten.

Die Natur hat uns zwar fähig gemacht, das Vergnügen zu empfinden, ſie hat aber auch haben wollen, daß es mit Maaßen geſchehen ſoll; und ſo oft man über ihre Abſicht darnach ſtrebt, ſo findet man nichts mehr, als Verdruß und Schmerzen.

Das iſt das Unglück, in welches die Reichen dadurch gerathen, daß ſie ſich ihre angenehmen Empfindungen vervielfältigen wollen. Indem ſie das Glück auf dieſem Wege ſuchen, ſo finden ſie das Leiden und einen frühzeitigen Tod.

Der Pachter.

Auf dieſe Weiſe, iſt die Empfindung eine mehr ſchädliche als nützliche Gabe, wenn wir dafür, daß wir das Vergnügen empfinden wollen, das ſo viele Reizungen für uns hat, der Gefahr ausgeſetzt ſind, für daſſelbe mit ſo vielen Krankheiten und mit einem frühzeitigen Tode zu büßen.

Der Herr.

Das iſt das Geſetz der Natur, mein lieber Freund, und die Beſchaffenheit des Menſchen bringt es nicht anders mit ſich; die Empfindung iſt aber dem ungeachtet ein unendlich koſtbares Geſchenk. Durch ſie haben wir tauſend ſüße und angenehme Gefühle, die uns das Leben angenehm machen und uns eine Liebe zu demſelben einflöſen, Das Hauptwerk, oder die Kunſt, in der Welt glückſelig zu ſeyn, beſteht darinnen, daß wir uns ſo verhalten, daß die angenehmen Empfindungen ſo wenig, als möglich, mit unangenehmen vermiſcht werden; und alsdenn iſt die Glückſeligkeit gefunden.

Der Pachter.

Das iſt, mein Herr, Sie ſehen den für den glückſeligſten an, der das wenigſte Leiden hat.

Der Herr.

Ja, lieber Freund, das iſt die große Glückſeligkeit, die wir in dieſer Welt erlangen können; Geſundheit des Leibes und eine ſüße Ruhe der Seele,„ u. ſ. w.

— Man hat dieſe Anziehung etwas weitläuftig einrichten müßen, um die Weiſe des Verfaſſers und hauptſächlich ſeine Art zu ſchließen zu zeigen. Wir hätten von einem Kapitel zu dem andern flattern können; ſo wie man aber ein Gebäude nicht nach einem Steine beurtheilen kann, den man zur Probe davon geben wollte, ſo kann man auch eine gründliche Schrift nicht nach abgerißenen Redensarten beurtheilen. Wir halten uns für verbunden, dieſes ſchäzbare Werk den Hausvätern, den Gerichtsherren und den Pfarrern ſelbſt zu empfehlen. Es iſt nur geſchickt, die Luſt zu rechtſchaffenen Dingen und die Ausübung derſelben einzuflößen, das iſt, gute Sitten hervorzubringen und zu erhalten, von welchen dieſe Redensart vielleicht die beſte Beſchreibung iſt.

Berenger.

31. Lehrreiche Sprüche und Grundſätze.

1. Der Menſch iſt zur Arbeit gebohren. Wer nicht arbeitet, iſt des Lebens unwürdig.

2. Wer arbeitet, bethet. Die Arbeit iſt ein Gott angenehmes Gebeth.

3. Wo man viel arbeitet, da herrſcht der Ueberfluß.

4. Durch

4. Durch die Arbeit und die Uebung wird ein Unwiſſender geſchickt.

5. Die mit dem Verſtande verbundene Arbeit beſiegt die Hinderniße und bringt die größten Güter zuwege.

6. Jemehr der glückliche Ausgang Arbeit und Mühe koſtet, deſto rühmlicher iſt er und deſto zufriedener macht er die Seele.

7. Eine faule Jugend iſt der Grund eines dürftigen Alters.

8. Sey arbeitſam, verſtändig und thätig, aber übereile dich nie; denn die Uebereilung iſt mit Narrheit verbunden, und verurſachet, daß man viele Fehler begeht.

9. Die Arbeit, Nüchternheit und Mäßigkeit in Eſſen und Trinken ſind die beſten Aerzte für die Geſundheit der Seele und des Leibes.

10. So ſehr man die Arbeit lieben und ſich von seiner zarteſten Jugend an daran gewöhnen muß, eben ſo ſehr muß man die Trägheit, die Faulheit und den Müßiggang haſſen; denn ſie ſind die Ernährer der Aerzte und die Mütter aller Laſter.

11. Das Leben eines Menſchen, der mit dem, was er durch ſeine Arbeit verdient, zufrieden iſt, iſt ein überaus anmuthiges Leben. Wenn du ſo lebeſt, ſo wirſt du ſo reich ſeyn, als wenn du einen Schatz gefunden hätteſt.

12. Mein Sohn, ſagt die Weisheit, lege dich in deinem Leben nicht aufs Betteln, denn es iſt beßer ſterben, als betteln. Das heißt nicht

nicht leben, wenn man ſich auf eines andern Tiſch verläßt. Ein verſtändiger und ordentlicher Menſch wird ſich hüten, in einen ſolchen Zuſtand zu gerathen; der Unverſtändige aber wird dagegen an dem Betteln ein Vergnügen haben.

Altes Gebeth eines Weiſen.

Höchſter Beherrſcher des Weltgebäudes, Weſen der Weſen, ſey mir gnädig! Wirf einen Blick des Erbarmens auf mich, ſieh mein Herz an; es iſt ohne Uebelthat! Ich ſetze mein ganzes Vertrauen auf deine unendliche Güte, und alle meine Bemühungen darinnen, daß ich mich mit deiner Unendlichkeit, mit deiner Hoheit und mit deiner Ewigkeit beſchäftige. Ich erwarte das Urtheil ohne Furcht, das mich von den Menſchen abſondern wird. Sprich es aus, endige mein Leben, ſo bin ich bereit, auf den Stufen deines Throns zu erſcheinen, um daſelbſt das Schickſal zu empfangen, das du mir verheiſſen haſt, da du mir das Leben gabſt, und deßen ich mich dadurch, daß ich Gutes thue, würdig machen will.